



WÜRTTEMBERGISCHER  
**G**ESCHICHTS- UND **A**LTERTUMS**V**EREIN

**Landesgeschichte  
in Forschung und Unterricht**

**Histoire régionale.  
Recherche et enseignement**

---

**17. Jahrgang**



FACULTÉ  
DES SCIENCES  
HISTORIQUES



Université  
de Strasbourg



University of Education  
Pädagogische Hochschule  
karlsruhe

PH Schwäbisch Gmünd  
University of Education



# **Landesgeschichte in Forschung und Unterricht**

## **Histoire régionale. Recherche et enseignement**

Beiträge anstelle des für Oktober 2020 in Sinsheim geplanten, wegen Corona ausgefallenen Tages der Landesgeschichte in der Schule

Herausgegeben für den

Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein

und die

Abteilung Geschichte  
des Instituts für Gesellschaftswissenschaften  
der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd

sowie dem

Fach Geschichte  
des Instituts für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft  
der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe

und dem

Institut d'histoire d'Alsace  
de l'Université de Strasbourg

von Gerhard Fritz, Frank Meier, Claude Muller und Christian Wieland

**17. Jahrgang**

2021

Alle Rechte vorbehalten  
© 2021 by Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein Stuttgart  
Umschlag: Katharina Schmid, Visuelle Kommunikation, Kirchheim unter Teck

urn:nbn:de:bsz:752-opus4-1309

## Table de matières / Inhaltsverzeichnis

AVANT-PROPOS / VORWORT	5
LIEUX DE CONGRÈS / TAGUNGSORTE DES TLG	8
INTERVENTIONS PRINCIPALES DU CONGRÈS / TAGUNGSBEITRÄGE I: GRUNDSATZBEITRÄGE	11
<i>Achim Frick</i>	
Von elenden Drahtstiften und geschmiedeten Nägeln. Zur Geschichte des Schmiedens	11
<i>Gerhard Fritz</i>	
Wasserkraft – Innovation, technischer und sozialer Wandel, Ökologie und Ökonomie	25
<i>René Siegrist</i>	
Deutsch-französisches Glossar zur Wasserkraftnutzung	41
INTERVENTIONS DIDACTIQUES DU CONGRÈS / TAGUNGSBEITRÄGE II: UNTERRICHTSPRAKTISCHE BEITRÄGE	45
<i>Larissa Kallfass</i>	
Flößerei im Schwarzwald – ein Beitrag zur regionalen Identität	45
<i>Larissa Kallfass</i>	
Die Glashütte Buhlbach im Schwarzwald. Eine regionale Spurensuche	65
ARTICLES LIBRES / FREIE BEITRÄGE	87
<i>Adrien Schuhler</i>	
Haguenau sous le Second Empire	87
<i>Alexandra Ziegeler</i>	
Die Burg Hohenbaden. Mittelalterlicher Erinnerungsort oder moderner Erholungsraum?	97
<i>Paul Anthony</i>	

Kriegstrauben. Zur Inhaftierung von Elsass-Lothringern in Deutschland während des Ersten Weltkriegs	121
<i>Pauline Wolf</i>	
Le maison Hugel et les foudres du national-socialisme, 1939-1945	133
<i>Geoffrey Koenig</i>	
Der „Brückenkopf Elsass“ (November 1944 – Februar 1945). Ein landesgeschichtlicher Ansatz für die Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs	149
AUTEURS	160

## VORWORT

Corona bringt alles durcheinander. Leider war davon auch der für Ende Oktober 2020 in Sinsheim geplante Tag der Landesgeschichte in der Schule betroffen. Er musste ausfallen. Das war besonders bedauerlich, weil Sinsheim mit seinem Technik-Museum ein besonders originelles Angebot hätte liefern können. Als Tagungsthema war denn auch „Technik und Geschichte“ geplant. Wenn schon die Tagung wegen Corona nicht hatte durchgeführt werden können, so ist es umso wichtiger, wenigstens einen Tagungsband herauszugeben, auch wenn dieser – ähnlich wie die Fußballspiele der deutschen Bundesliga oder der französischen Ligue 1 ohne Publikum „Geisterspiele“ sind – diesmal eine Art „Geisterband“ sein muss. Aber so wie die Fußball-Geisterspiele ihr interessiertes Publikum finden, wird dies hoffentlich auch bei der hier vorgelegten Ausgabe von „Landesgeschichte/Histoire régionale“ der Fall sein.

Zunächst einmal können wir einige Beiträge bringen, die in mündlicher Form auf dem Sinsheimer Tag der Landesgeschichte in der Schule vorgetragen worden wären. Der Ingenieur-Wissenschaftler Achim Frick gibt Einblick in die Geschichte des Schmiedens, und Gerhard Fritz präsentiert einige Gedanken aus der historischen Wasserkraftnutzung. Ohne Schmiede und ohne Wasserkraft konnte die gesamte vorindustrielle Wirtschaft nicht funktionieren, und geschmiedet wurde durchaus auch mit Hilfe von Wasserkraft. Beim Schreiben des Wasserkraftbeitrags wurde rasch deutlich, dass das technische Vokabular sehr speziell ist. Auch Leute, die eigentlich sonst in der Lage sind, fremdsprachliche deutsche oder französische Texte problemlos zu lesen und zu verstehen, sind bei solchen Spezialausdrücken oft ratlos. Deshalb hat sich René Siegrist bereiterklärt, die wichtigsten technischen Ausdrücke in einem deutsch-französischen Glossar zusammenzustellen.

In den Bereich der Wirtschaft und Technik führen auch die Beiträge von Larissa Kallfass. Im ersten beschäftigt sie sich mit der Flößerei im Schwarzwald, in vorindustrieller Zeit ein ganz entscheidender Faktor der dortigen Waldnutzung und des Handels. Im zweiten Beitrag geht es um die vorindustrielle Glasproduktion, die am Beispiel der Glashütte in Buhlbach konkretisiert wird. Vielleicht ist der Glashütten-Beitrag von Larissa Kallfass sogar eine Art Initialzündung für weitergehende Forschungen zur vorindustriellen Glasproduktion, denn auch außerhalb des Schwarzwaldes gibt es solche Einzelforschungen, die eigentlich miteinander vernetzt gehören.

Von den fünf freien Beiträgen sind vier elsässischen, einer ist badischen Ursprungs. Die Bandbreite der Themen ist groß. Adrien Schuhler führt ins 19. Jahrhundert in die unterelsässische Stadt Hagenau, deren französische Festkultur er bis in die späten 1860er Jahre untersucht, also bis kurz vor der Angliederung des Elsass an Deutschland. Alexandra Ziegeler springt in ihrem Beitrag wieder auf die rechte Seite des Rheins und befasst sich mit der Burg Hohenbaden, Sie weist auf den Doppelcharakter dieses Bauwerks hin. Einerseits ist Hohenbaden ein für die regionale badische Identität ein geradezu klassischer Erinnerungsort im Sinne von Etienne François und Hagen Schulze, andererseits wird die Burg von modernen Tourismus genutzt. Die Autorin arbeitet auch die didaktischen Elemente dieses Doppelcharakters heraus.

Paul Anthony beschäftigt sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs und mit einem Thema, das lange Zeit vollkommen übersehen wurde: Es geht um die Insassen verschiedener Gefangenenlager und zwar mit den zivilen Insassen solcher Lager. Lager für Zivilgefangene oder Zivilinternierte (der Ausdruck „Internierte“ klingt etwas höflicher, es verbirgt sich aber der gleiche unerfreuliche Sachverhalt dahinter). Alle kriegführenden Nationen „internierten“ Zivilisten, die Staatsangehörige von „Feindstaaten“ waren, und darüber hinaus wurden auch eigene Staatsbürger interniert, die als politisch unzuverlässig galten. Im Falle Anthonys sind dies Elsässer, die bei den deutschen Behörden im Ruf standen, allzu frankophil zu sein. Insbesondere geht es um die Rolle des Weins und elsässischer Winzer im Rahmen dieser Zivilinternierung.

Wein ist auch das Thema des Aufsatzes von Pauline Wolf, die das Schicksal der bekannten Winzerfamilie Hugel aus dem oberelsässischen Reichenweier in der Zeit des Zweiten Weltkriegs untersucht. Einerseits waren die Hugels gezwungen, im de facto annektierten Elsass sich in irgendeiner Weise mit den NS-Organisationen zu arrangieren, andererseits hatten weder die Hugels noch die anderen Einwohner des Ortes das geringste Interesse daran, in deutsche Uniformen gesteckt zu werden und für Hitler zu kämpfen. Das abenteuerliche Lavieren der Hugels und schließlich deren Weg in die Arme Frankreichs wird eindrucksvoll dargestellt.

Bei Geoffrey Koenig geht es ebenfalls um den Zweiten Weltkrieg, nämlich um dessen Endphase im Elsass. Dort hatte die Wehrmacht bis Februar 1945 große Teile des Oberelsass halten können, obwohl amerikanische und französische Truppen längst Straßburg eingenommen hatten. Koenig zeigt, wie die NS-Propaganda versuchte, ihre zunehmend kriegsmüden und angesichts der militärischen Kräfteverhältnisse desillusionierten Soldaten zur Fortsetzung des Widerstandes zu motivieren. Damit kann Koenig einen bemerkenswerten landesgeschichtlichen Ansatz für die Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs liefern.

Alle Herausgeber von „Landesgeschichte/Histoire régionale“ hoffen, dass im Oktober 2021 der nächste „Tag der Landesgeschichte in der Schule“, der mit einem ganz betont deutsch-französischen Thema in Radolfzell stattfinden wird, ohne Störung durch Corona durchgeführt werden kann.

Gerhard Fritz, Frank Meier, Claude Muller und Christian Wieland, im Mai 2021

## AVANT-PROPOS

La crise du Coronavirus a bouleversé nos existences. Malheureusement, il a aussi perturbé la « Journée de l'histoire régionale », prévue à Sinsheim pour la fin octobre 2020, qui a dû être annulée. C'est d'autant plus regrettable que Sinsheim, avec son Musée de la technologie nous aurait offert un cadre particulièrement original, puisque le thème prévu pour la journée d'études était « Technique et histoire ». Bien que la journée d'études n'ait pas eu lieu, il nous semble important de publier un volume, même s'il s'agit d'un « volume fantôme », à l'image des matchs de football sans public de la *Bundesliga* allemande ou de la Ligue 1 française. Tout comme ces matchs de football fantômes, qui trouvent un public intéressé, nous espérons que ce sera également le cas de cette édition de la revue « Landesgeschichte/Histoire régionale ».

Tout d'abord, nous avons tenu à y intégrer certaines contributions qui auraient dû être présentées sous forme orale lors de la « Journée de l'histoire régionale à l'école » de Sinsheim. D'abord, l'ingénieur et chercheur Achim Frick nous donne un aperçu de l'histoire de la forge ; Gerhard Fritz présente lui quelques réflexions sur l'histoire de l'utilisation de la force hydraulique : sans forges et sans force hydraulique, l'ensemble de l'économie préindustrielle n'aurait pu fonctionner. Au moment de rédiger l'article sur la force hydraulique, la spécificité du vocabulaire technique est rapidement apparue à son auteur. Même les personnes qui, par ailleurs, sont capables de lire et de comprendre sans problème des textes en langue étrangère – qu'elle soit allemande ou française – se trouvent souvent désemparées face à ces termes si particuliers. C'est pourquoi René Siegrist a accepté de compiler les principaux termes techniques dans un glossaire bilingue allemand-français.

Les contributions de Larissa Kallfass s'inscrivent également dans le domaine de l'économie et de la technologie. Son premier article traite du flottage dans la Forêt-Noire, qui, à l'époque préindustrielle, était un facteur décisif de l'utilisation et du commerce du bois. Sa deuxième contribution évoque la production préindustrielle de verre à travers l'exemple de la verrerie de Buhlbach. Cette étude invite à des recherches plus approfondies sur la production

préindustrielle de verre, car des travaux analogues sur des espaces différents existent et il est nécessaire de les faire dialoguer.

En ce qui concerne les cinq *varia*, quatre ont été écrits par des Alsaciens et un par une Badoise. L'éventail des sujets est large. Adrien Schuhler nous emmène au XIX<sup>e</sup> siècle dans la ville bas-rhinoise de Hagenau, dont il examine la culture française du Second Empire jusqu'à la fin des années 1860, juste avant l'annexion de l'Alsace à l'Allemagne. Avec sa contribution, Alexandra Ziegeler nous ramène sur la rive droite du Rhin et traite du château de Hohenbaden, dans la commune de Baden-Baden, soulignant le double caractère de l'édifice. D'une part, Hohenbaden est un lieu de mémoire typique de l'identité régionale badoise au sens défini par Etienne François ou Hagen Schulze, d'autre part, le château est utilisé par le tourisme contemporain. L'auteure développe également l'intérêt didactique de ce double caractère.

Paul Anthony traite, quant à lui, de la Première Guerre mondiale et d'un sujet qui a longtemps été complètement occulté, à savoir les détenus de divers camps de prisonniers, et plus particulièrement les détenus civils de ces camps. La question des termes se pose : « camps pour prisonniers civils » ou « internés civils » ; le terme « internés » semble un peu plus correct, bien qu'il renvoie à une même réalité peu enviable. Toutes les nations belligérantes ont « interné » des civils ressortissants « d'États ennemis » ainsi que leurs propres citoyens considérés comme politiquement peu fiables. Dans le cas étudié par Paul Anthony, il s'agissait d'Alsaciens qui avaient la réputation d'être trop francophiles auprès des autorités allemandes. L'auteur évoque en particulier le rôle du vin et des vigneron alsaciens dans le contexte de cet internement civil.

Le vin est également le sujet de l'étude proposée par Pauline Wolf, qui examine le sort de la célèbre famille de vigneron Hugel de Riquewihr, dans le Haut-Rhin, pendant la Seconde Guerre mondiale. D'une part, les Hugel ont été contraints de conclure des arrangements avec les autorités nazies en Alsace, territoire annexée *de facto* ; d'autre part, ni les Hugel ni les autres habitants du village n'ont présenté un intérêt particulier à revêtir l'uniforme allemand et aller combattre pour Hitler. Le périple et les manœuvres des Hugel sont brillamment décrites.

Geoffrey Koenig traite lui aussi de la Seconde Guerre mondiale, notamment de sa phase finale en Alsace. En effet, la *Wehrmacht* a pu tenir une grande partie du Haut-Rhin jusqu'en février 1945, bien que les troupes américaines et françaises eussent depuis longtemps pris Strasbourg. L'auteur montre comment la propagande nazie a tenté de motiver ses soldats, de plus en plus las de la guerre et désillusionnés par l'équilibre des forces militaires, à poursuivre la résistance. Geoffrey Koenig est ainsi en mesure de fournir une remarquable approche historique régionale de l'histoire militaire de la Seconde Guerre mondiale.

Tous les directeurs de la publication «Landesgeschichte/Histoire régionale» espèrent qu'en octobre 2021, la prochaine «Journée de l'histoire régionale à l'école», qui aura lieu à Radolfzell avec un thème franco-allemand très marqué, pourra être organisée sans les interférences du Coronavirus.

Gerhard Fritz, Frank Meier, Claude Muller et Christian Wieland, en mois de Mai 2021

Traduit de l'allemand par Geoffrey Koenig



## TAGUNGSORTE DES TLG / LIEUX DE CONGRÈS

- 1978 – 1. TLG: Konstanz
- 1979 – 2. TLG: Esslingen
- 1980 – 3. TLG: Offenburg
- 1981 – 4. TLG: Ravensburg
- 1983 – 6. TLG: Pforzheim
- 1984 – 7. TLG: Heidenheim
- 1985 – 8. TLG: Villingen
- 1986 – 9. TLG: Buchen (Mittelalterliche Stadt)
- 1987 – 10. TLG: Albstadt (Französische Revolution)
- 1988 – 11. TLG: Engen (Weimarer Republik)
- 1989 – 12. TLG: Nürtingen (Kriegsende 1945)
- 1990 – 13. TLG: Bretten (Grundherrschaft und Bauern im Mittelalter)
- 1991 – 14. TLG: Urach (Frühe Neuzeit: Städte, Residenzen)
- 1992 – 15. TLG: Freiburg (Zweiter Weltkrieg)
- 1993 – 16. TLG: Öhringen (Revolution 1848/49)
- 1994 – 17. TLG: Ettlingen (Bonn und Weimar)
- 1995 – 18. TLG: Sigmaringen (Ende des Zweiten Weltkriegs)
- 1996 – 19. TLG: Weil der Stadt (Vor- und Frühgeschichte)
- 1997 – 20. TLG: Säckingen (Revolution 1848/49)
- 1998 – 21. TLG: Ladenburg (Industrialisierung)
- 1999 – 22. TLG: Pfullingen (Projekte)
- 2000 – 23. TLG: Schramberg (Bevölkerungsbewegungen im 19. Jahrhundert)
- 2001 – 24. TLG: Bad Rappenau (Bevölkerungsbewegungen nach 1945)
- 2002 – 25. TLG: Mosbach (Arbeit mit Zeitzeugen, „Oral History“)
- 2003 – 26. TLG: Rottweil (Säkularisation und Mediatisierung)
- 2004 – 27. TLG: Weingarten (Barock)
- 2005 – 28. TLG: Schorndorf (Industrialisierung)
- 2006 – 29. TLG: Wertheim (Stadt – Land – Fluss: Wie bestimmen Geographie und Wirtschaft die historische Entwicklung einer Stadt und einer Region?)
- 2007 – 30. TLG: Eppingen (Parlamentarismus in Südwestdeutschland)
- 2008 – 31. TLG: Ulm (Schule und Museum)
- 2009 – 32. TLG: Reutlingen (Soziale Frage im 19. und 20. Jahrhundert)
- 2010 – 33. TLG: Müllheim (Grenzen)
- 2011 – 34. TLG: Bühl (Geschichte und Film)
- 2012 – 35. TLG: Donaueschingen (Protestbewegungen und Widerstand)
- 2013 – 36. TLG: Rottenburg (Migration)
- 2014 – 37. TLG: Waiblingen (Unbotmäßiges Land – demokratische Bewegungen vom Späten Mittelalter bis in die Gegenwart)
- 2015 – 38. TLG: Bruchsal (Minderheiten)
- 2016 – 39. TLG: Bad Mergentheim (Grenzen ziehen – erweitern – überschreiten)
- 2017 – 40. TLG: Karlsruhe (Heimat und Fremde – Perspektiven für das historische Lernen)

- 2018 – 41. TLG: Waldkirch (100 Jahre Kriegsende 1918)
- 2019 – 42. TLG: Winnenden (Alltag im Nationalsozialismus zwischen Zustimmung, Unterdrückung und Widerstand: Lokalgeschichtliche Potenziale für den Geschichtsunterricht)
- 2020 – 43. TLG: Sinsheim (Geschichte und Technik – wegen Corona ausgefallen)
- 2021 – 44. TLG: Radolfzell (Von der Diktatur zur Demokratie – die Besatzungszeit aus deutscher und französischer Perspektive)



# TAGUNGSBEITRÄGE I: GRUNDSATZBEITRÄGE / INTERVENTIONS PRINCIPALES DU CONGRÈS

## Von elenden Drahtstiften und geschmiedeten Nägeln

### Zur Geschichte des Schmiedens

von Achim Frick

Im vergangenen Jahr 2020 wurde in der Hohenlohe im Weiler Atzenrod – heute ein Stadtteil von Langenburg – eine alte, baufällige Scheune abgebrochen. Das Bauwerk war eine Fachwerk-konstruktion, errichtet etwa 1825. Ein Zimmermann hat einst das hölzerne Fachwerk aufgeschlagen, das jetzt zerlegt wurde. Klein gesägt ist es wertvoll als Brennholz für den Ofen. „Des isch a härts Holz, hat der Valentin gsagt, er hat in 'n Leistnagel gsägt“.<sup>1</sup> Um die Säge zu schonen müssen vor dem Sägen besser zuerst die noch im Holz befindlichen, eisernen Nägel entfernt werden; das ist geschehen und sie wurden als Alteisen gesammelt.



*Abbildung 1: Eiserne Nägel aus dem Abbruch einer Scheuer in Atzenrod bei Langenburg*

Wir wollen uns zurückversetzen in die Bauzeit der abgebrochenen Scheune und fragen nach den möglicherweise beteiligten Handwerkern, die zum Bau der Scheune beigetragen haben. Maurer und Zimmerleute kennen wir als Bauhandwerker. Aus Steinen, die mit Mörtel verbunden werden, errichten die einen noch heute Mauern und mit Bauholz das tragende Fachwerk samt Dachstuhl die anderen. Die Dacheindeckung könnte ursprünglich aus hölzernen Schindeln bestanden haben, vielleicht auch bereits aus feuersicheren Ziegeln. In dem Fall hat wohl der Langenburger Ziegler die aus Ton gebrannten Biberschwänze geliefert. Aber woher kamen die eisernen Nägel? Wer hat die gemacht? Ein schneller Verdacht fällt auf den Eisenschmied des Städtchens Langenburg.

Wenn wir bei Hans Sachs in seiner Beschreibung aller Stände auf Erden nachschlagen,<sup>2</sup> dann finden wir dort verschiedene Eisenschmiede dargestellt: den Büchenschmied, den

<sup>1</sup> Hermann FISCHER: Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen 1904, S.1166.

<sup>2</sup> Hans SACHS: Eygentliche Beschreibung aller Stände auf Erden. Frankfurt 1568, unveränd. Nachdruck der Originalausgabe. Leipzig 2005.

Hufschmied, den Messerschmied, den Nagelschmied, den Sensenschmied, den Zirkelschmied, den Plattner und den Schlosser. Wir müssen demzufolge nicht nach dem Langenburger Schmied suchen, sondern nach dem Nagelschmied!

Der Theologe Gerhard Günther (1889-1976) gibt in seinen Erinnerungen einen ersten Hinweis auf einen Langenburger Nagelschmied.<sup>3</sup> Als Sohn des späteren Marburger Professors Rudolf Günther und seiner Frau Agnes Günther, eine Schriftstellerin, hat Gerhard Günther seine Jugendjahre zusammen mit seinen Eltern und dem Bruder von 1891 bis 1909 in Langenburg zugebracht, einem Städtchen in der Zeit mit kaum 800 Einwohnern. Das Städtchen zieht sich hoch über der Jagst auf einem schmalen Bergrücken dahin. Das alte und mächtige Schloss liegt etwas abgetrennt zur Stadtkirche und den Bürgerhäusern, die sich in einer Reihe zu beiden Seiten der Hauptstraße bis zum Stadttor erstrecken. Außerhalb des Stadttores liegt die Vorstadt Langenburgs. Hier in der Residenzstadt der Grafen zu Hohenlohe-Langenburg war Vater Rudolf Günther Dekan und Hofprediger. In seinen gedruckten Erinnerungen erzählt Gerhard Günther aus seiner Bubenzeit in Langenburg:

*Eine wahre Begegnung mit der Armut beunruhigte mich. Wir hatten eben erst den bisher an einen alten Nagelschmied verpachteten Berggarten „das Kreuth“ übernommen, und ich hatte mich häuslich in einer Himbeerwildnis eingerichtet, als ich im Garten Schritte hörte und den alten Nagelschmied in der kleinen Laube unter dem Birnbaum Platz nehmen sah. Ich erschrak, als er plötzlich mit tiefer Stimme in der Richtung, wo er mich gehört hatte, herunterrief: „Halt! Wer da?“ Schüchtern schlüpfte ich aus meinem Versteck hervor, sagte wer ich wäre und nahm neben ihm auf der Bank Platz.*

*Der alte Mann war fast blind; er hatte vor sich eine kleine Schüssel mit Milch, in die er einen Wecken brockte. Während er aß – ich sah, dass er fast keine Zähne mehr im Mund hatte –, sagte er mir: „Siehst du, das ist schier das einzige, was ich noch essen kann, und meine Schwiegertochter, was die Frau vom Fritz ist, gönnt mir´s nicht. Sie gibt mir nur die harten Kanten vom Schwarzbrot, weil sie weiß, dass ich die nicht beißen kann.“*

*Ich starrte auf seine großen Hände, die schwarz und hornig waren und zudem über und über mit dunklen Flecken bedeckt, die in der Haut selbst zu sitzen schienen.*

*„Früher, da war alles anders. Da konnte ich arbeiten und mein Geld selbst verdienen. Jetzt sehe ich fast nichts mehr, und wer will noch einen geschmiedeten Nagel, wo alles die elenden Drahtstifte aus der Fabrik kauft. Unsereins wäre besser dran, wenn er tot wäre.“*

Johann Georg Friedrich Müller (1819-1899), der alte Nagelschmiedemeister, wohnte im inneren Städtchen in einem zweistöckigen Haus, dem Gebäude 21 (*alte Zählung*), direkt neben dem Rathaus. Er war Langenburgs letzter Nagelschmied, mit seinem Tod 1899 ist das Handwerk hier für immer erloschen. Der Huf- und Wagenschmied Christian Löchner (1848-1900) wohnte und arbeitete wenige Häuser weiter, seine Schmiedewerkstatt steht direkt neben dem stattlichen, ehemals herrschaftlichen Steinhaus. Schmied und Nagelschmied sind tatsächlich unterschiedliche Handwerker! Die Nägel aus dem Scheunenabbruch hat also ein Nagelschmied hergestellt und nicht der Huf- und Wagenschmied, der „Dorfschmied“, wie wir angenommen haben könnten und wie auch immer wieder fälschlicherweise in der Literatur berichtet wird;<sup>4</sup> der Schmied war der Handwerker für den Hufbeschlag, die Herstellung eiserner Werkzeuge sowie die Eisenteile der Bauernwagen und Chaisen. Die Löchnersche Schmiede existiert heute noch als Museum, sie kann besichtigt werden und vermittelt einen lebhaften Eindruck zu den Werkzeugen und manchen, vom Schmied gefertigten Werkstücken. Die Löchnersche Schmiede bestand mit besagtem Christian Löchner bereits in der sechsten

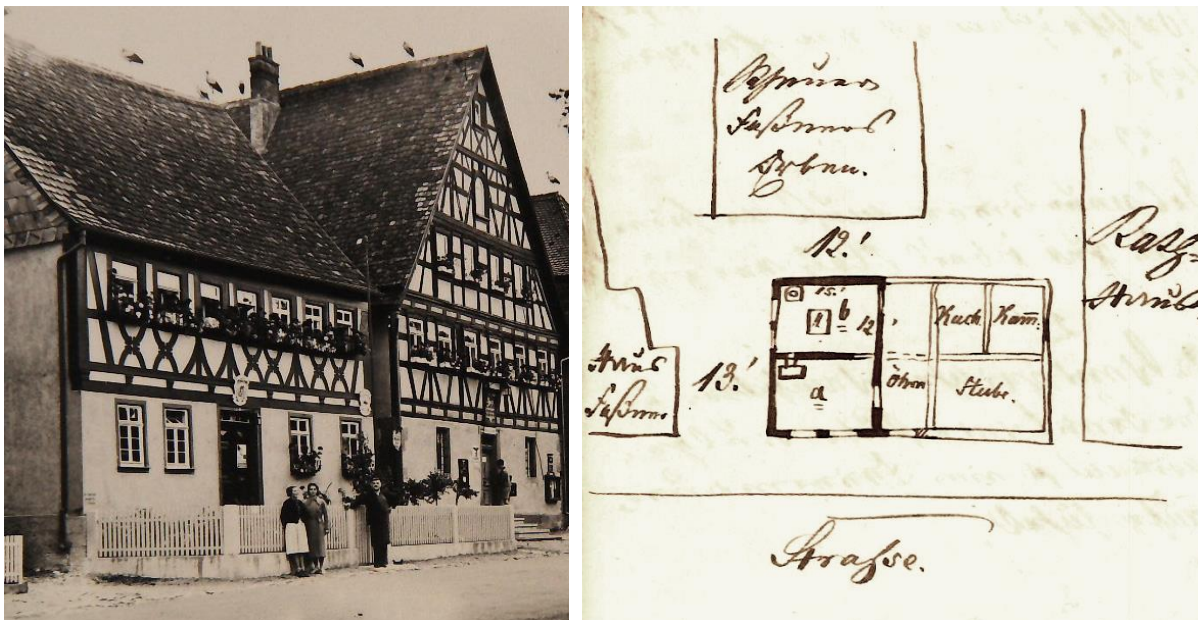
<sup>3</sup> Gerhard GÜNTHER: Ich denke der alten Zeit der vorigen Jahre. Stuttgart 1973, S.181-190.

<sup>4</sup> Rita GLÜSING/Eva HECKSCHER u. a.: Von Nägeln und Nagelschmieden – Eine Kulturgeschichte. Husum 2016, S. 28.

Generation in Folge, nach seinem Tod im Jahr 1900 hat sein Sohn Friedrich Löhnner, geboren 1876, die Schmiedewerkstatt noch bis 1931 fortgeführt. Danach blieb die Schmiede lange Jahre konserviert und ist dadurch bis in unsere Tage überkommen; nach 2004 konnte sie als Museum wiedereröffnet und öffentlich zugänglich gemacht werden.

Von der Werkstatt des Nagelschmieds Müller blieben, soweit bekannt, keine Relikte zurück, diese Werkstatt ist samt ihrem letzten Meister entschwunden. Dank eines noch vorhandenen Baugesuchs aus dem Jahr 1855 und dem darin enthaltenen Plan lässt sich jedoch die Lage der Nagelschmiedewerkstatt im Haus lokalisieren.<sup>5</sup> Abbildung 2 zeigt im linken Bild eine Ansicht des ehemals Müllerschen Wohnhauses,<sup>6</sup> es steht links neben dem Rathaus und ist traufseitig zur Straße ausgerichtet und erschlossen. In das Innere des Hauses des Nagelschmieds Müller kommt der Besucher von der Straße über ein bescheidenes Vorgärtchen, durch die Haustüre eintretend gelangt er in den Öhrn, den Hausflur. Der erschließt das Haus mittig und trennt den rechts gelegenen Wohnbereich vom Werkstatt- und Arbeitsbereich, der auf der linken Seite sich befindet. Der Wohnbereich im Erdgeschoss umfasst ursprünglich nur eine Küche, eine Kammer und die Stube. Unter Zugrundelegung der Maßangaben im Plan (Abbildung 2, rechts) errechnet sich eine Wohnfläche von insgesamt 29,5 Quadratmetern! Die Raumverhältnisse sind für eine Familie äußerst bescheiden. Die beiden im Plan mit a und b gekennzeichneten Arbeitsräume sind mit jeweils 14,8 Quadratmeter zusammen so groß wie die gesamte Wohnung. Eine Umwandlung der bestehenden Nagelschmiedewerkstatt (a), sie besitzt zwei Fenster zur Straße, in einen beheizbaren Raum, verspricht nachvollziehbar einen deutlichen Wohnraumzugewinn. Der Wohnraum würde sich durch diese Maßnahme flächenmäßig um 50 Prozent vergrößern und es stünden damit insgesamt etwa 44 Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung.

Das Baugesuch, den beheizbaren Raum in a einzurichten und die bestehende Nagelschmiedewerkstätte von a nach b zu verlegen, wird im August 1855 bewilligt. Die Maßgabe ist, es sind sämtliche Auflagen der Feuerschau zu erfüllen.



**Abbildung 2:** links: Haus 21 in Langenburg, Ansicht um 1940 – ehemaliges Haus des Nagelschmieds Müller; rechts: Grundriss des Hauses

1855 befindet sich die Nagelschmiede im Raum a, er ist zur Straße hin gelegen, ist mit Holzwänden umgeben und die Decke verbrettert. Der Esserauch der Werkstatt zieht durch die

<sup>5</sup> Baugesuch Nagelschmied Müller von 1855, StadtA Langenburg.

<sup>6</sup> StadtA Langenburg, Bildarchiv.

Wand in Richtung des Feßnerschen Hauses ab, siehe Abbildung 2 links. Dieser Raum soll zu einem beheizbaren Zimmer werden. Die dahinterliegende „Brandweinstube“ in b ist ebenfalls mit Holzwänden umgeben und besitzt nur eine geringe Zimmerhöhe von etwa 1,65 Meter; dieser Raum enthält ein „Brandweinf Feuerwerk“ und hat einen besteigbaren Kamin. Die Genehmigungsaufgaben für die geplante, räumliche Umgestaltung sind wie folgt:

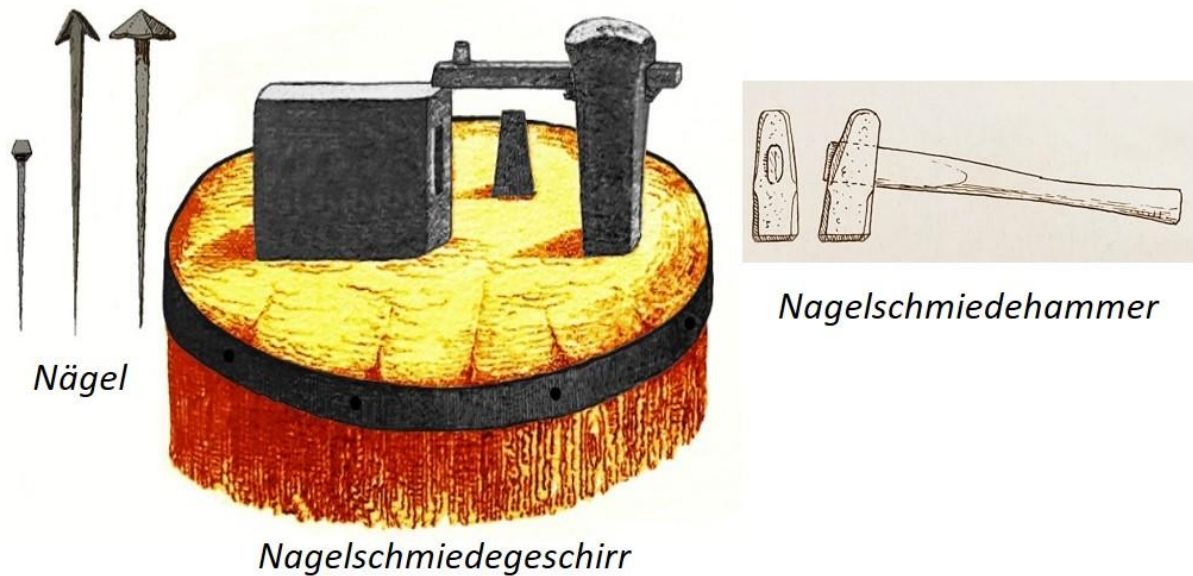
- Das neue Zimmer ist an seiner Decke gut über das Holz zu vergipsen.
- Die Wände, ausgenommen zwischen dem Zimmer und der Brandweinstube, sind als Feuermauern auszuführen.
- Der Stubenofen ist auf einen steinernen Fuß zu stellen, und wird von der zukünftigen Nagelschmiedewerkstatt aus befeuert, der Rauch wird durch eine starkes Blechrohr dem Kamin zugeführt.
- Das Kaminchen in der alten Nagelschmiedewerkstatt wird entfernt.
- Der Raum für die neue Werkstatt ist auszugraben, dass die lichte Höhe der Werkstatt 8 Fuß beträgt, was 2,30 Meter entspricht. Die neue Werkstatt ist allseits mit Mauern zu umgeben, ausgenommen das Holzwerk dort, der Boden mit Stein zu belegen, die Decke ist zu schlieren und über das Holz zu verputzen.
- Die Esse ist frei in die Werkstatt zu setzen und mit sturzblechernem Mantel zu umgeben, der sich auf eine Röhre mit einem Durchmesser von 7 Zoll (17,5 Zentimeter) zusammenzieht, und den Rauch mittels einer Röhre dem Kamin zuführt. Die Röhre muss 5 Zoll (12,5 Zentimeter) von der Decke entfernt gehalten werden und ist mit Reinigungskapseln zu versehen.
- Auch das Rohr des Ofens ist nach obiger Maßgabe in den Kamin zu führen.
- Der Brandweinf Feuerherd in seiner bisherigen Ecke, unter dem Kamin stehend, ist erlaubt; derzeit wird dieser nicht benutzt.
- Durch die Mauer zwischen Zimmer und Werkstatt soll eine schmale Tür eingerichtete werden. Sie muss ein steinernes Gesäule (*Leibung*) erhalten und die Werkstatttür verblecht werden.

Anhand der Angaben in der Bauakte lässt sich die Nagelschmiede Müller in Langenburg in der Zeit nach 1855 gut rekonstruieren. Die Werkstatt ist etwa 14 Quadratmeter groß und hat in der Mitte eine freistehende Esse, um die ein oder mehrere Nagelschmiedearbeitsplätze herum aufgestellt sind. Abbildung 3 zeigt eine historische Nagelschmiede mit einer solchen, freistehenden Esse und rund herum aufgestellten Nagelschmiedearbeitsplätzen. Eine freistehende Esse hat den Vorteil, es können gleichzeitig mehrere Nagler ein Schmiedefeuernutzen, das spart Kohlen und damit Kosten.



**Abbildung 3: Nagelschmiede mit freistehender Esse**<sup>7</sup>

Abbildung 4 zeigt schematisch einige typische Formen von geschmiedeten Nägeln und die zu deren Herstellung erforderlichen Werkzeuge des Nagelschmieds.



**Abbildung 4: Geschmiedete Nägel und dazu erforderliche Werkzeuge des Nagelschmieds**  
Nägel sind zugespitzte, aus Schaft und Kopf bestehende Stifte aus Metall oder auch aus Holz, sie dienen als Verbindungs- und Befestigungselement.<sup>8</sup> Geschmiedete Nägel stellt der Nagelschmied aus Zaineisen, einem vierkantigen Stabeisen, von Hand her. Der Nagelschmied zählt zu den Eisenschmiedern, die mit Hammer und Amboss das Eisen strecken, um ihm die gewünschte Ausdehnung und Gestalt zu geben. Geschmiedete Nägel besitzen einen sich langsam verjüngenden, rechteckigen Schaft mit einer scharfen Spitze und glatten Seiten. Dadurch kann der Nagel leicht z.B. in Holz eindringen. Der Nagelkopf hat eine seinem Zweck entsprechend Größe und Form.<sup>9</sup>

Für das Schmieden eines Nagels erwärmt der Nagelschmied das Ende der Zaine (*Stabeisen*) in einem Kohlenfeuer in der Esse bis es weiß glüht und schmiedet es dann mit dem Nagelschmiedehammer auf dem Amboss zu einer vierkantigen Spitze. Danach wird diese in gehöriger Länge auf dem Blockmeisel abgehauen, bevor sie aber ganz lose ist, in das Nageleisen gesteckt und hier vollends von der Zaine abgebrochen. Daraufhin wird das aus dem Nageleisen herausstehende, dicke Ende durch einige Hammerschläge zu einem Kopf geformt, und der fertige Nagel endlich aus dem Nageleisen herausgeschlagen. Ein Nagelschmied kann auf diese Weise je nach Größe des Nagels täglich zwischen 1000 bis 3000 Nägel verfertigen.<sup>10</sup> Zaineisen waren vierkantige Grobeisenstäbe die von Reck- oder Zainhämmern (*Hammerschmieden*) als Vorprodukte hergestellt wurden und z.B. an Messer- und Nagelschmiede zur Weiterverarbeitung gingen. Mit dem Aufkommen der industriellen Stahlwalzwerke verschwanden die Zainhämmer und mit ihnen die Materialbezeichnung. Die folgende Abbildung 5 zeigt die Werkzeuge des Nagelschmieds und benennt diese.

<sup>7</sup> Museumslandschaft Hessen Kassel, Sammlung Volkskunde, Foto: August Gandert, 1935.

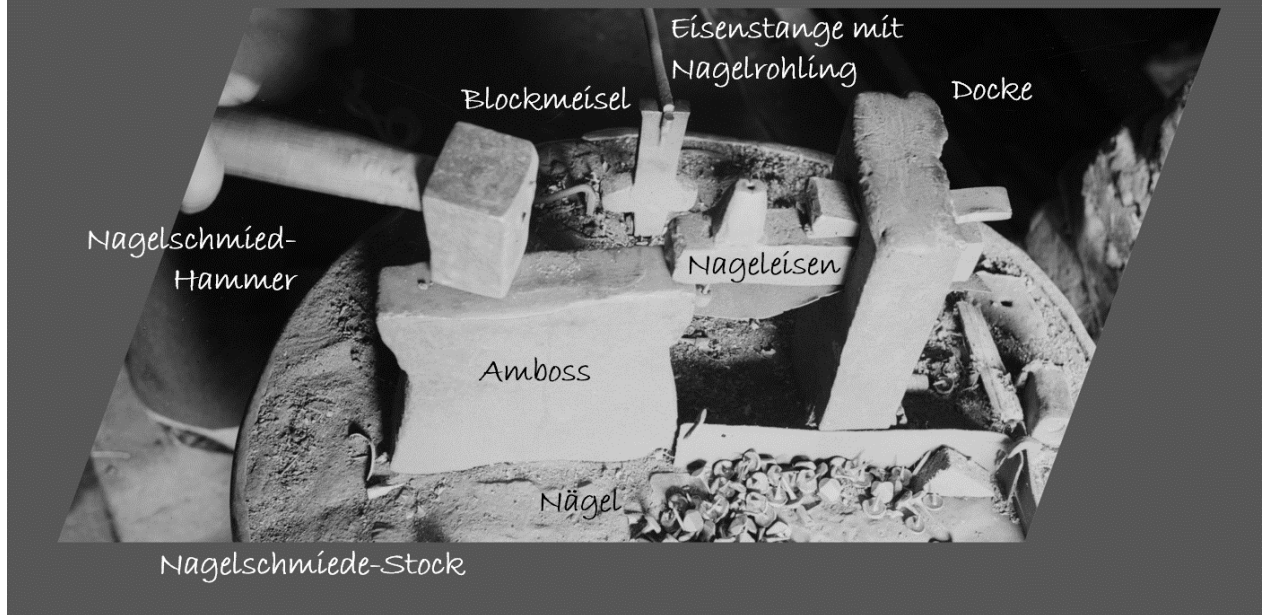
<sup>8</sup> Meyers Lexikon: Bd. 8, Leipzig 1928, S. 966f.

<sup>9</sup> J. H. M. von POPPE: Ausführliche Volks-Gewerbslehre. Stuttgart 1842, S. 112 und 317

<sup>10</sup> Christoph BERNOULLI: Handbuch der Technologie. Basel 1833, S. 50.



# Der Nagelschmied



**Abbildung 5:** Nagelschmieden [Nagelschmied Philipp Nagel in Fränkisch-Crumbach, Museumslandschaft Hessen Kassel, Sammlung Volkskunde, Foto: August Gandert, 1935]

Unterschiedliche Verwendungszwecke der geschmiedeten Nägel erfordern entsprechend, unterschiedliche Kopfformen, Abbildung 6. Jede Nagelsorte benötigt deshalb ein spezielles Nageleisen zur Herstellung des Kopfes; der Nagelschmied hält entsprechend der Vielzahl Nagelsorten die er herstellt auch verschiedene Nageleisen bereit.

Hufnägel und Ochsennägel dienen der Befestigung von Huf- und Klaueneisen, d. h. zum Beschlag der Pferde und Rinder. „Ein Hufnagel darf nicht zu schwach noch zu plump sein, sondern in gehöriger Proportion, d.h. ein ziemliches breiter als dick, damit er ausreichend stark ist und gut in den Huf fasst. Hufnägel dürfen nicht zu seicht geschlagen werden, weil sie sonst leicht ausreißen und nicht zu tief, damit sie das Leben nicht berühren und das Pferd dadurch vernagelt wird“.<sup>11</sup> Der Nagelkopf ist dabei vierkantig, damit er passgenau im Nagelloch des Eisens sitzt und dieses sicher festhält.

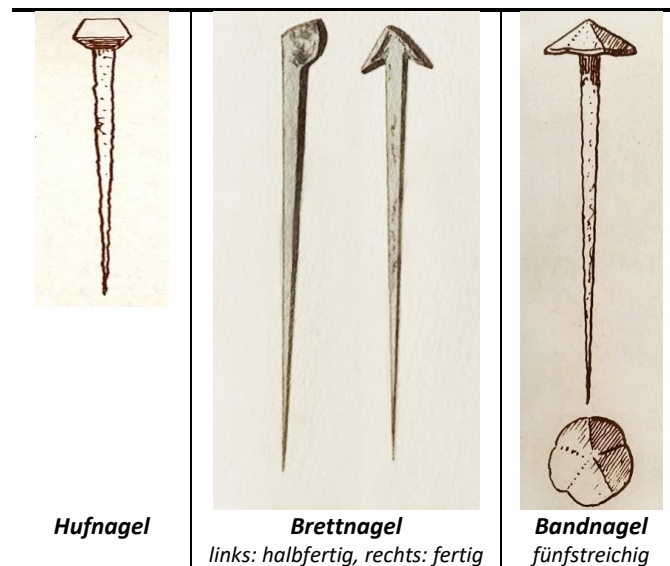
Brettnägel besitzen oft einen Kopf der aus zwei schrägen Lappen besteht, ähnlich den Widerhaken einer Pfeilspitze.<sup>12</sup> Beim Befestigen eines Brettes mit einem Brettnagel können die Lappen des Nagelkopfes in das Brett eindringen und dieses festklammern.

Ein Bandnagel dient zur Befestigung eines eisernen Bandes auf einer Tür oder einem Tor. Deswegen bedarf es eines breiten Nagelkopfes, der das Band auf seinen Befestigungsgrund gleichmäßig andrückt. Entsprechend ist die Nagelkopfform flach- oder spitzköpfig und gleicht einer stumpfen Pyramide. Der Kopf des Bandnagels ist häufig fünfstreifig ausgeführt, d. h. mit fünf Facetten von einzelnen Hammerschlägen versehen. Die kleineren Schlossnägel dagegen besitzen oft einen vierstreichigen Kopf.<sup>13</sup>

<sup>11</sup> George Heinrich ZINCKEN: Allgemeines Oeconomisches Lexicon. Leipzig 1753, S. 1249.

<sup>12</sup> Johann Joseph von PRECHTL: Technologische Encyclopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens: zum Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbetreibende jeder Art. Stuttgart 1830-1855, Bd. 10, S. 325-356.

<sup>13</sup> Victor SCHMITT: Die Nagelschmieden des Ostrachtales, Düsseldorf 1957, S. 24.



**Hufnagel**

**Brett-nagel**

links: halbfertig, rechts: fertig

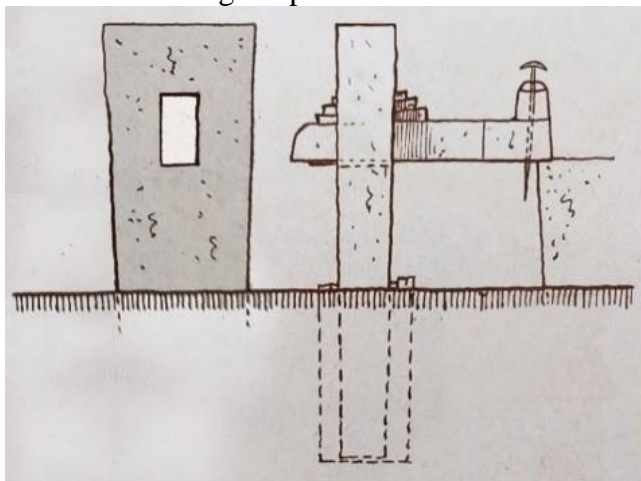
**Bandnagel**

fünfstreichig

**Abbildung 6:** Formen handgeschmiedeter Nägel – nicht maßstabsgerecht

Der Kopf eines geschmiedeten Nagels wird im Nageleisen angestaucht. Das Nageleisen ist dabei in der Docke festgekeilt und ruht mit seinem anderen Ende auf dem Nagelschmiedeamboss, Abbildung 7 links. Die Krone des Nageleisens besitzt ein Loch der Größe des Nagelschaftes; das Loch führt durch das ganze Nageleisen und erweitert sich konisch nach unten um sicher zu stellen, dass der Nagel nach dem Anstauchen des Kopfes nicht im Nageleisen festklemmt.

Der Kopf eines großen Leist- oder Sparrennagels wird ohne die Verwendung eines Nageleisens an der Ambosskante geformt. Abbildung 7 rechts zeigt die Abfolge der Arbeitsschritte für das Stauchen des Nagelkopfes.



*Kopfstauchen im Nageleisen*



*Schmieden des Kopfes eines Leistnagels auf der Ambosskante*<sup>14</sup>

**Abbildung 7:** Schmieden von Nagelköpfen

Es gibt eine Vielzahl Bezeichnungen für die verschiedenen, handgeschmiedeten Nägel. Die Bezeichnungen sind nicht einheitlich und sicher auch regional nochmals unterschiedlich. Zinken beispielsweise benennt 1753 in seinem Oeconomischen Lexicon Sparren-, Latten-, Brett-, Schloss- und Bandnägel. Die kleinste Sorte bezeichnet er als „Zwecken“. <sup>14</sup> Abbildung 8 listet verschiedene Arten von geschmiedeten Nägeln mit ihren Ausprägungen und vergleicht

<sup>14</sup> Paul HUGGER: Die Nagel- und Kettenschmiede von Vallorbe. Basel 1973, S. 11-23.

Angaben aus unterschiedlichen Quellen. Teilweise existieren Angaben zur Größe und dem Gewicht (*eigentlich Masse*) der Nägel, sowie über mögliche Nutzer an.<sup>15 16</sup>

Nägel-Typen [KARMARSCH, 1853]	Länge [Zoll]	Länge [Millimeter]	Masse / 1000 Stk [Pfund]	Nägel-Typen [SCHEDEL, 1863]	Nutzer
<b>Leistnägel</b>	10	250	400 - 600		
	9	225	300		
	8	200	240		
	7	175	150		
	6	150	90		
	5	125	60		
<b>(Fuss-)Bodennägel</b>	4 - 4 1/2	100 - 112	20 - 30		
<b>Lattennägel</b>	3 1/2 – 3 3/4	87 - 94	15 - 20	Lattennägel, ganze	Zimmermann
Lattennägel, halbe	3	75	12 - 15	Lattennägel, halbe	
<b>Brettnägel</b>	2 3/4 - 2 7/8	68 - 72	8 - 10	Brettnägel, ganze	Zimmermann
Brettnägel, halbe	2	50	4 - 7	Brettnägel, halbe	
<b>Schlossnägel</b>	1 1/2 - 1 3/4	37 - 44	2 - 4	Schlossnägel	Schlosser
Schlossnägel, halbe	1	25	1 1/2 - 2		
			1/2	Schuhnägel / -zwecke	Schuhmacher
				Bandnägel	Schlosser
				Nietnägel	Schlosser
				Schiennägel	Schmied
				Radnägel	Schmied
			6	Ochsennägel	Schmied
			8	Kleppernägel	(Huf-)Schmied
			10	Hufnägel, mittel	(Huf-)Schmied
				Hengstnägel, groß	(Huf-)Schmied
				Kreuznägel	Maurer
				Leistennägel	Schreiner
				Schindelnägel	Zimmermann

**Abbildung 8:** Arten von geschmiedeten Nägeln und deren Bezeichnungen<sup>17</sup>

Die folgende Liste erklärt die Namen der in den Abbildungen 8 und 9 genannten Nagelarten.

- *Bandnagel*: dient zum Befestigen von Bändern an Türen und Toren
- *Bodennagel*: dient zum Festnageln von Bodendielen
- *Bretternagel*: grober Nagel zum Befestigen von Brettern
- *Gratnagel*: nützt der Maurer, vgl. Abbildung 9; siehe auch Kreuznagel
- *Hengstnagel*: Hufnagel für Pferde mit großem Huf, z.B. Belgisches Kaltblut
- *Hufnagel*: dient zum Befestigen eines Hufeisens, pro Huf werden in der Regel 6 Nägel benötigt. „Ein fehlender Hufnagel kostet das Eisen“ – Redewendung
- *Kleppernagel*: kleinerer Hufnagel. Als Klepper wird ein mageres Pferd bezeichnet, oder kleine unansehnliche Pferde polnischen oder russischen Schlags.
- *Kreuznagel*: nützt der Maurer, vielleicht identisch mit dem Gratnagel. Ein Gratgewölbe ist ein steinernes Gewölbe an dem sich ein Grat hinzieht. „Maurer sollen von wegen des Maurer-Handwerks auch Prob tun und ein Grat-Gewölb von Grund aus machen“.

<sup>15</sup> Karl KARMARSCH: Handbuch der mechanischen Technologie, Bd. 1. Hannover, 1851, S. 500-511.

<sup>16</sup> J. E. SCHEDEL: Waaren-Lexicon, Bd. 2. Leipzig, 1863, S. 64f.

<sup>17</sup> FISCHER (wie Anm. 1) und BROCKHAUS: Konversations-Lexikon. Leipzig 1894.

Grimm<sup>18</sup> beschreibt den Kreuznagel als eine kleine Art Nägel mit platten Köpfen, zu Beschlägen an Kutschen und Koffern.

- *Leistnagel*: ist ein großer, eiserner Nagel. Ist ein „Zimmermannsnagel“.
- *Lattennagel*: dient zum Festnageln einer Latte, ein schwaches Bauholz von rechteckigem Querschnitt.
- *Nietnagel*: kein Nagel im eigentlichen Sinn, sondern ein Niet; dient zum Nieten z.B. von Blech
- *Ochseneisennagel*: dient zur Befestigung von sogenannten Kuh- oder Ochseneisen, also dient dem Beschlag von Rindern.
- *Schiennagel (Schinnagel)*: Nagel zur Befestigung der Radschiene; hölzerne Wagenräder wurden ursprünglich gegen Verschleiß mit Radschienen beschlagen, später mit einem geschlossenen Radreif.
- *Schindelnagel*: Nagel zum Befestigen von hölzernen Schindeln, bei Vertäferung oder Dacheindeckung
- *Schlossnagel*: dient zur Befestigung eines Schlosses, es gibt ganze und halbe.
- *Schuhnagel*: auch als Schuhzwecke bezeichnet, wird auf die Sohle von Schuhen aufgenagelt, um das schnelle Ablaufen der Sohlen zu verhindern
- *Sparrennagel*: dient zum Befestigen von Dachsparren einer Dachkonstruktion. Ist ein „Zimmermannsnagel“.

Alte Rechnungen geben Hinweise auf die Preise verschiedener Nagelarten und für wen oder was die gelieferten Produkte bestimmt waren, Abbildung 9.

Jahr	„Nagelschmidt“	Produkt	Preis	Kunde / Verwendungszweck
1795	Joh. Heinr. Thürmann (Thiermann)	Brett Nägel, ganze	26 xr/100 Stk	Zimmermann Schumm
		Schindel Nägel	15 xr/100 Stk	Zimmermann Schumm
		Grat Nägel	8 xr/Stk	Maurer Frank
1797	Georg Friedr. Keim	Bretter Nägel	32 xr/100 Stk	Brunnenmstr. Schumm
1856	Johann Dill, Weikersheim	Leistnagel, 6 Zoll	4 xr/Stk	zu den Spalieren im Hofgarten
	„Schmidt“			
1796	Joh. Phil. Löchner	Schrauben Nagel	52,5 xr/Stk	für Bronnentrog
		Schrauben Nagel	20 xr/Stk	für Band im Bronnentrog

**Abbildung 9:** Kosten für geschmiedete Nägel nach Rechnungen aus Langenburg und Weikersheim<sup>19</sup> xr bezeichnet Kreuzer.

Hundert Stück ganze Brett Nägel kosten beim Langenburger Nagelschmied Thürmann 1795 26 Kreuzer, die gelieferten Schindelnägel sind offensichtlich deutlich kleiner als die erst genannten, denn sie kosten nur 15 Kreuzer pro einhundert Stück. Für Gratnägel, die der Maurer Frank benötigt, berechnet Thürmann 8 Kreuzer das Stück. Es muss also ein sehr großer Nagel sein, denn zwei Gratnägel kosten etwa so viel, wie hundert Schindelnägel oder sechzig ganze Brett Nägel. Für einen Leistnagel von 6 Zoll Länge, was 15 Zentimeter entspricht, berechnet der Nagelschmied Dill aus Weikersheim 1856 4 Kreuzer. Der Gratnagel für Maurer Frank muss dementsprechend noch weit größer gewesen sein, vielleicht 20 oder 30 Zentimeter lang.

Aus den Angaben der Abbildung 9 lässt sich schließen, die handwerkliche Nagelproduktion war bereits eine frühe „Massenfertigung“. Für ein erkleckliches Auskommen musste der Nagelschmied bei Nägeln üblicher Größe wenigstens einen Nagel pro Minute fertigstellen. Bei

<sup>18</sup> Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Erstbearbeitung (1854–1960), digitalisierte Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/wb/dwb/kreuznagel>>, abgerufen am 28.02.2021.

<sup>19</sup> StadtA Langenburg, Rechnungen und Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein: Rentamt Weikersheim WE 115/8622.

einem zwölfstündigen Arbeitstag kam er so nur auf 720 Stück Nägel je Arbeitstag! Wenn, wie weiter oben bereits bemerkt, ein Nagelschmied 3000 Nägel pro Arbeitstag herstellen wollte, dann muss er bei einem Zwölfstundenarbeitstag einen Nagel innerhalb von 15 Sekunden fertigmachen, oder er muss deutlich länger als 12 Stunden „Nägel klopfen“. Wir bekommen einen Eindruck von den anstrengenden Arbeitsbedingungen eines Nagelschmieds.

Johann Philipp Löchner, der Hufschmied im Städtchen Langenburg, er hat 1796 für den Brunnentrog Schraubnägel gemacht (Abbildung 9). Wir können annehmen, dass es sich hierbei um Holzschrauben mit einem gefeilten Gewinde handelt, die in das Holz des Troges eingeschraubt wurden. Ein Schraubnagel für den Brunnentrog kostet 52 ½ Kreuzer das Stück, ein kleinerer, mit dem ein Band am Brunnentrog befestigt wurde, kostet 20 Kreuzer. Der große Schraubnagel hatte einen Preis, der dem von 200 Stück ganzer Brettnägeln entsprach! Das scheint vergleichsweise teuer. Das könnte zu dem Schluss führen, dass der Schmied vergleichsweise teurer zu bezahlen war. Es kann aber auch nur bedeuten, dass die Herstellung eines Schraubnagels technisch ist, weil er sehr groß ist viel Eisen dazu benötigt wird und er deswegen entsprechend kostspielig ist. – Zweihundert eiserne, ganze Brettnägeln sind etwa ein Kilogramm schwer und sie herzustellen dauert mehr als 3 Stunden. – Mit diesen Angaben kommen wir vielleicht zu einer Vorstellung des Schraubnagels für den Brunnentrog.

Eine tatsächliche Bewertung, ob ein Nagelschmiedemeister schlechter bezahlt wurde als ein Schmiedemeister, lassen die vorliegenden Erkenntnisse nicht zu, die Fragestellung scheint aber interessant und sollte weitergehend untersucht werden. Es scheint, dass die Nagelschmiede in ihrem Einkommen, mindestens mit dem Aufkommen der Industriellen Revolution, also der Möglichkeit der schnellen Herstellung von Dingen durch Maschinen, zunehmend schlechter gestellt waren als Huf- und Wagenschmiede. Vielleicht kennt das Liedgut auch deshalb „Das schöne Lied, das neue Lied vom versoffnen Nagelschmied“<sup>20</sup> Vielleicht wurde „das Saufen“ dem Nagelschmied auch nur angedichtet, denn das seit dem frühen 19. Jahrhundert belegte Scherzlied "Das neue Lied, das neue Lied vom versoffnen Fahnenschmied" hat sich ursprünglich auf den Hufbeschlagschmied bei Militär bezogen, den Schmied bei den Fahnen und nicht auf den Nagelschmied. Fahnenschmiede waren in berittenen Truppen für den Hufbeschlag zuständig; das Lied war wohl in dortigen Trinkrunden beliebt.<sup>21</sup> Andererseits besaß unser Nagelschmied Müller in Langenburg interessanterweise in seinem Haus am Rathaus eine Branntweinstube mit Branntweinfeuerherd für das Schnapsbrennen (siehe Abbildung 2 rechts).

Wenn über Schmied und Nagelschmied vergleichend nachgedacht wird ist festzustellen, dass der Schmied technologisch anspruchsvollere Arbeiten erledigen konnte. Das Spektrum an hergestellten Waren war beim Schmied vergleichsweise wesentlich vielfältiger, ebenso das Dienstleistungsangebot. Dies sollte im Falle eines soziokulturellen Vergleichs in die Betrachtungen mit einfließen. Dieser Unterschied bewirkt beim Schmied potentiell mehr Arbeitsaufkommen und damit Chancen auf vergleichsweise mehr Geschäftserfolg, was schließlich auch zu mehr Wohlstand führen kann.

Christian Löchner der Langenburger Huf- und Wagenschmied vermerkt in seinem Geschäftsbuch, dass er 1880 für die (Fahr-)Kuh des ortsansässigen Nagelschmieds Müller zwei Kuheisen mit Griff hergestellt und diese damit beschlagen hat.<sup>22</sup> Das ist nicht verwunderlich. Erstaunlich ist aber, dass er dem Nagelschmied auch zwei gussstählerne Hämmer macht und dessen gebrochenes Nageleisen wieder zusammenschweißt. Der Nagelschmied kommt ohne den Grobschmied offensichtlich nicht aus, der Schmied theoretisch schon, tatsächlich braucht aber auch er den Nagelschmied als Lieferant mindestens für Huf- und Ochsen- bzw. Kuhnägeln. Das handwerkliche Schmieden von Nägeln ist eine dauerhaft anstrengende und belastende Tätigkeit, deswegen hat der menschliche Erfindungsgeist schon früh nach Möglichkeiten des

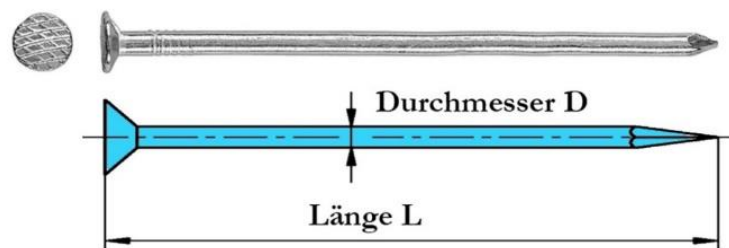
<sup>20</sup> [http://www.deutscheslied.com/de/search.cgi?cmd=search&srch\\_Titel=lied&start=750](http://www.deutscheslied.com/de/search.cgi?cmd=search&srch_Titel=lied&start=750).

<sup>21</sup> [http://www.liederlexikon.de/lieder/das\\_neue\\_lied\\_das\\_neue\\_lied\\_von\\_dem\\_versoffnen\\_fahnenschmied](http://www.liederlexikon.de/lieder/das_neue_lied_das_neue_lied_von_dem_versoffnen_fahnenschmied).

<sup>22</sup> Geschäftsbuch des Schmieds Christian Löchner, Privatbesitz.

Einsatzes von Maschinen zur Herstellung von Nägeln gesucht. Bernoulli<sup>23</sup> erwähnt bereits 1833 in seinem Handbuch der Technologie erste Patente für eine maschinelle Nagelfertigung, eines von 1790 für Maschinennägel und eines von 1801 für maschinengeformte Hufnägel. In den folgenden Jahrzehnten erlebt diese neue Technologie eine progressive Entwicklung und die „elenden Drahtstifte“ nehmen ihren (erfolgreichen) Lauf und gewinnen wachsende Bedeutung gegenüber den geschmiedeten Nägeln. Diese Entwicklung bestätigt Schedel 1863,<sup>24</sup> dennoch ist er überzeugt, dass das Nagelschmiedehandwerk seine Bedeutung behalten wird. Er bemerkt dazu folgendes: „Im allgemeinen lässt sich behaupten, dass geschmiedete Nägel, die älteste Art und die vollkommenste ist, und auch wohl bleiben wird, und manche Sorten vielleicht nie so vorzüglich durch Maschinen geliefert werden dürften, daher, wenn auch im Lohn gedrückt, das Nagelschmiedegewerk stets seinen Grund und Boden behalten wird, sollten selbst gewisse Gattungen, bei denen es auf vollendete Form und große innere Güte nicht ankommt, für immer den Maschinen verfallen sein“.

Maschinennägel, auch Pariser Stifte genannt,<sup>25</sup> sind Nägel die aus Runddraht mit Hilfe einer Maschine hergestellt werden, deswegen heißen sie auch Drahtstifte. Drahtstifte bestehen aus einem zugespitzten, langen und zylindrischen Schaft und besitzen einen flachen, angestauchten Kopf der oft ein Riffelmuster zeigt, Abbildung 10.



**Abbildung 10:** Maschinell hergestellter Drahtstift und zugehörige Norm-Zeichnung

Die Funktionsweise einer Drahtstiftmaschine ist wie folgt: Hartgezogener Draht wird am Ende mit etwas Überstand durch zwei Klemmbacken festgehalten und dann das überstehende Material gegen die Klemmbacken zum Nagelkopf kalt gestaucht. Der Nagelstift bekommt dadurch kurz unterhalb des Kopfes eine charakteristische Riffelung, sie wird durch die Klemmbacken beim Klemmen des Drahtes hervorgerufen. Nachdem der Nagelkopf hergestellt ist, wird der Draht in der Maschine auf die gewünschte Nagellänge vorgeschoben und mittels Messer abgeschnitten. Beim Abschneiden des Drahtes entsteht die Nagelspitze. Damit ist der Drahtstift fertiggestellt.

Die Leistungsfähigkeit der Drahtstiftmaschinen ist am Ende des 19. Jahrhunderts bereits enorm, wie Abbildung 11 zeigt. Mit einer Drahtstiftmaschine lassen sich mehrere hundert Nägel pro Minute herstellen, der Nagelschmied kann in der Zeit gerade einen oder zwei schmieden. Eine Nagelstiftmaschine macht innerhalb zwölf Stunden einhundertsechszwanzigtausend (126.000) Brettnägel, der Nagelschmied kann in der Zeit gerade 720 Stück fertigen! Die Maschine hat den Wettlauf klar gewonnen indem sie das 175fache pro Zeiteinheit an Nägeln produzieren kann, und damit hat die Drahtstiftmaschine das Nagelschmiedehandwerk Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts endgültig ausgelöscht.

<sup>23</sup> BERNOULLI (wie Anm. 10), S. 50.

<sup>24</sup> SCHEDEL (wie Anm. 16), S. 64.

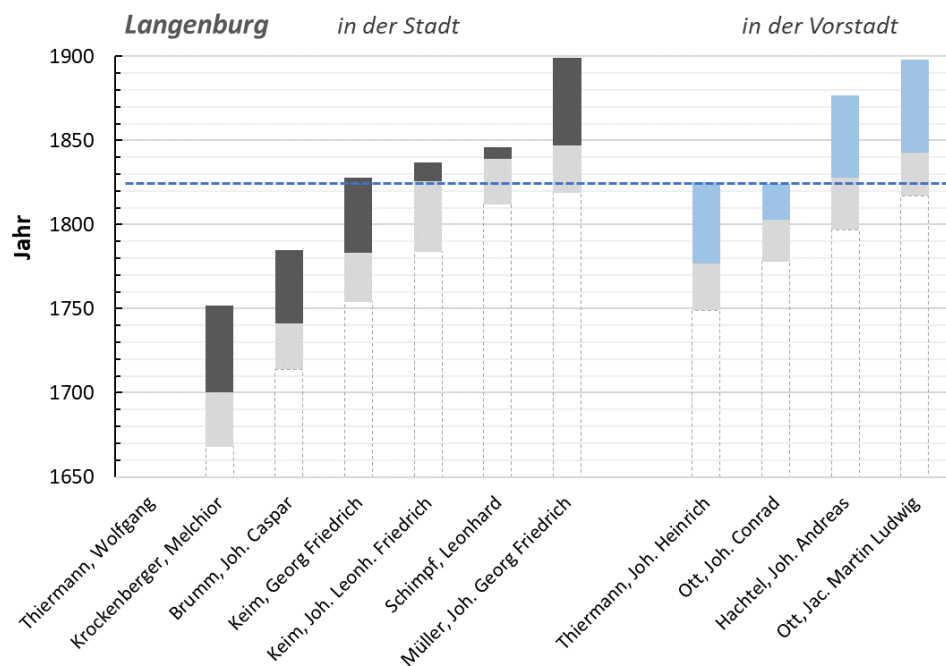
<sup>25</sup> Otto LUEGER: Lexikon der gesamten Technik, Bd.6,2, vollständig neu bearb. Aufl. Stuttgart 1898, S. 569-575.

Maschinennägel		Geschmiedete Nägel		
Länge des Drahtstifts	Anzahl Drahtstifte pro Minute	Art	Anzahl Nägel pro 12 Arbeitsstunden	Anzahl Nägel pro Minute
25	260			
40	220	Schlossnagel, ganz	1500	ca. 2
60	200			
70	175	Brettnagel, ganz	500	ca. 1
100	145			
130	120			

**Abbildung 11: Maschinennägel kontra geschmiedete Nägel**

Die eingangs gestellte Frage nach dem Handwerker, der die Nägel aus dem Abbruch der Scheune von anno 1825 hergestellt hat, ist grundsätzlich geklärt; es war ein Nagelschmied! Jetzt wäre vielleicht noch wünschenswert, die tatsächliche Person ausfindig zu machen.

In Langenburg gab es nach Angaben in den Kirchenbüchern mindestens seit Ende des 17. Jahrhunderts dauerhaft über zweihundert Jahre einen Nagelschmied im inneren Städtchen. Die Nagelschmiede war, bis zum Untergang des Handwerks 1899, immer im Haus 21 neben dem Rathaus, siehe Abbildung 2. Abbildung 12 zeigt die Abfolge der innerstädtischen Nagelschmiede.



**Abbildung 12: Nagelschmiede in Langenburg; für die Personen sind, soweit bekannt, die Zeitspannen zwischen Geburt und Eheschließung und zwischen Eheschließung und Tod dargestellt**

Der Nagelschmied **Wolfgang Thiermann** stammt aus der Pfalz, ist ein Weißgerbersohn und kam mit zwei Brüdern, beide auch Nagelschmiede, in die Hohenlohe.<sup>26</sup> Die drei Brüder Thiermann begründeten hier eine weitverzweigte Nagelschmiedesippe, die in der Hohenlohe an vielen Orten über zweihundert Jahre tätig waren. Wolfgang Thiermann hat sich in Kirchberg 1696 verheiratet und taucht danach in Langenburg auf und ist nach 1704 wieder verschwunden. **Melchior Krockenberger** hat sein Handwerk in Gaildorf erlernt, ist seit 1700 verheiratet und kommt, wahrscheinlich mit dem Weggang von Wolfgang Thiermann, um 1705 nach Langenburg. **Johann Caspar Brumm** ist 1714 in Langenburg geboren und ein Weißgerbersohn von hier und seit 1741 verheiratet. Vielleicht hat er das Naglerhandwerk bei

<sup>26</sup> Kirchenbücher online; zugänglich über: <https://www.ancestry.de/>.

Meister Krockenberger gelernt. Brumms Tochter Maria Friederika heiratet 1783 den Nagelschmied **Georg Friedrich Keim** aus Creglingen, er war ein Bauernsohn von dort. Keims ältester Sohn **Johann Leonhard Friedrich**, geboren 1784, heiratet 1826 in Langenburg und führt den väterlichen Handwerksbetrieb fort. Ein weiterer, 1721 geborener Sohn Johann Ludwig Keim verheiratet sich 1823 als Nagelschmied nach Gerabronn. Der junge Nagelschmied Keim hat keinen Nachfolger. Friedrich Keims Witwe verkauft deshalb 1838 ihr halbes Haus samt Werkstatt an den Nagelschmied **Leonhard Michael Schimpf**, er ist ein Wagnersohn aus Herrenthierbach, der 1839 das Langenburger „Madlich“ Johanna Barbara Schulz heiratet. Sie stirbt bereits zwei Jahre später im jungen Alter von erst 32 Jahren. Nagelschmied Schimpf verheiratet sich nach dem Tod seiner Frau wieder mit der Schneidermeisters Witwe Grombach aus dem oberen Stock des Hauses. Nagelschmied Schimpf ist auch kein langes Leben beschieden, er stirbt 1846 im Alter von 34 Jahren.

Seine Witwe Margaretha Rosina, sie ist jetzt zum zweiten Mal Witwe, heiratet 1847 den Nagelschmiedemeister **Johann Georg Friedrich Müller**. Die Ehe wurde zuvor in Friedrichshafen und Langenburg proklamiert, von wo Müller offensichtlich nach Langenburg kam! Friedrich Müller wurde 1819 in Tuttlingen geboren und ist der Sohn eines Nagelschmieds. 1899 im Alter von achtzig Jahren stirbt der alte Nagelschmied Müller, wir haben ihn auf der Bank im Garten sitzen bereits eingangs kennengelernt, und mit ihm ist das Nagelschmiedehandwerk in Langenburg für immer erloschen, „der elenden Drahtstifte“ wegen, siehe auch Abbildung 11.

In der Langenburger Vorstadt begründet der Nagelschmied **Johann Heinrich Thiermann** (Thürmann), den wir bereits von seinen Rechnungen (Abbildung 9) kennen, eine zweite Nagelschmiede in Langenburg. Thiermann wurde 1749 in Kirchberg als Sohn des Nagelschmieds Johann Georg Thiermann geboren und er wird in Langenburg 1777 ehelich getraut. Der Nagelschmied Thiermann in der Stadt war sein Großonkel. Johann Georg Thiermann hat das Düllsche Haus in der Vorstadt gekauft, welches erst 1774 auf dem Martinschen Krautgarten neu erbaut wurde. Der Nagelschmied Thiermann stirbt 1825 in Langenburg im Alter von 76 Jahren kinderlos. Der Nachfolger im Handwerk ist **Johann Conrad Ott**, ein Bauernsohn aus Atzenrod, der 1778 geboren wurde; er hat vielleicht das Naglerhandwerk beim Langenburger Nagelschmied Thiermann erlernt. Otts erste Eheschließung fand 1803 in Kupferzell statt, mit einer Schullehrerstochter Häfner von dort. Ihre elf Jahre ältere Schwester war mit dem Kupferzeller Nagelschmied Christoph Heinrich Thiermann (geb. 1748 in Kirchberg) verheiratet und sie war dessen zweite Frau. Der Langenburger Nagelschmied Johann Heinrich Thiermann (geb. 1749) und der Kupferzeller Nagelschmied Christoph Heinrich Thiermann (geb. 1748) sind Vetter und der Nagelschmied Ott ist mit dem Kupferzeller Nagelschmied Thiermann verschwägert. Vielleicht hat der Atzenroder Bauernsohn Ott (geb. 1778) eine Zeit lang beim Kupferzeller Nagelschmied Thiermann als Geselle gearbeitet und dort seine spätere Frau, die Schwester der Meisterin, kennengelernt. Otts Frau stirbt 1814 in Langenburg im Alter von erst 47 Jahren; Ott verheiratet sich im folgenden Jahr 1815 wieder. 1824 im Alter von 46 Jahren stirbt der Nagelschmied Johann Conrad Ott ebenfalls.

Seine Witwe heiratet nach einer Trauerzeit von vier Jahren dann im Jahr 1828 den Nagelschmied **Johann Andreas Hachtel**, er ist ein Schuhmachersohn aus Schrozberg; 1877 stirbt Nagelschmied Hachtel aus der Langenburger Vorstadt im Alter von 80 Jahren. **Jacob Martin Ludwig Ott**, geboren 1817, der hinterlassene Sohn des Nagelschmieds Ott, hat vermutlich das Nagelschmiedehandwerk bei seinem Stiefvater Hachtel erlernt, er war erst sieben Jahre, als sein Vater Ott früh starb und gerade 11 Jahre bei der zweiten Ehe der Mutter. Ott ist seit 1843 in Langenburg verheiratet, die Ehe blieb kinderlos. Er stirbt 1898 im Alter von 81 Jahren, als Berufsbezeichnung sind Nagelschmied und Gemeindegärtner eingetragen. Die Nagelschmiede im Vorstädtchen von Langenburg hat spätestens zu diesem Zeitpunkt ihr Ende gefunden. Mit dem Tod von Jacob Martin Ludwig Ott verlässt seine Witwe, selbst bereits 79



Jahre alt, Langenburg und zieht nach Frankfurt. Zu dem Zeitpunkt ist Nagelschmied Müller im Städtchen auch schon hochbetagt, ihm verbleibt noch ein Lebensjahr.

Jetzt kennen wir alle Langenburger Nagelschmiede über etwa zweihundert Jahre von 1700 bis 1900. Es fällt auf, es gibt kaum eine Berufstradition in den Familien, mit wenigen Ausnahmen, meist hatten die Väter der Nagelschmiede andere Berufe stammen. Die Kinderzahl in den Nagelschmiedefamilien war eher gering, einige Ehen blieben kinderlos. Das könnten Indikatoren für einen begrenzten Wohlstand der Nagelschmiede sein, was aber genauer, anhand vergleichender Untersuchungen zum Steuervermögen und von Inventuren und Teilungen, zu erforschen wäre.

Die Huf- und Wagenschmiede im Städtchen in Langenburg blieb innerhalb der betrachteten zweihundert Jahren, im Vergleich zu den Nagelschmieden, immer in einer Familie, Abbildung 13. Und der erste Löchner-Schmied 1704 war bereits ein Schmiedesohn. In Langenburg hat die Familie Löchner sieben Generationen lang fortgesetzt das Schmiedehandwerk auf der inneren Schmiede betrieben <sup>27</sup>. Zu Huf- und Nagelschmied könnten wohl weitere, soziokulturelle und handwerksgeschichtliche Studien erstellt werden.



**Abbildung 13:** Petschaft des Huf- und Wagenschmieds Christian Löchner (1848-1900)

Am Schluss bleibt jetzt noch die Frage, können wir den Hersteller der in Abbildung 1 gezeigten Nägel ausfindig machen? Wenn die Information richtig ist, dass die abgebrochene Scheune 1825 gebaut wurde und angenommen wird, dass keine Nägel aus Lagerbeständen verwendet wurden, dann kommen gemäß Abbildung 12, gestrichelte Linie, nur Vater oder Sohn Keim, die Nagelschmiede im Langenburger Städtchen, dafür in Betracht. Die Nagelschmiede in der Vorstadt war 1825 in einer Übergangsphase. Georg Friedrich Keim, den alten Nagelschmied Keim, kennen wir bereits von einer Rechnung von 1797 (Abbildung 9). 1825 war der alte Keim bereits 71 Jahre alt, sein Sohn Johann Leonhard 41 Jahre alt und noch unverheiratet; er heiratet erst im folgenden Jahr die damals 45jährige Metzgerstochter Göz aus Billingsbach, die einen 21jährigen, unehelichen Sohn in die Ehe einbringt. Es ist also anzunehmen, dass der Nagelschmied Johann Leonhard Friedrich Keim, genannt Friedrich, die Nägel für die Scheune in Atzenrod gemacht hat. Zusammenfassend stellen wir fest: der Nagelschmied Keim war's der die Brett-, Latten- und Leistnägel geschmiedet hat, die ihn im Jahr 2021 schon 183 Jahre überlebt haben; ob die Bezeichnungen Latten- und Leistnägel in der Hohenlohe gebräuchlich waren, das bedarf nochmals gesonderter Forschung.

**Danksagung:** Der Autor bedankt sich bei Frau Heide Ruopp vom Geschichts- und Kulturverein Langenburg e.V. für hilfreiche Informationen und einen regen Gedankenaustausch.

Weiter gilt mein Dank an Frau Marianne Mühlenstedt vom Stadtarchiv Langenburg für die durchgeführten Recherchen.

---

<sup>27</sup> Petschaft des Christian Löchner; Privatbesitz.

# Wasserkraft

## Innovation, technischer und sozialer Wandel, Ökologie und Ökonomie

von Gerhard Fritz

### Von der Mühlenlyrik zur wissenschaftlichen Erforschung der Mühlen

Wer als Historiker die Nutzung der Wasserkraft untersuchte, stieß lange Zeit auf seltsame Reaktionen. Das Thema wurde häufig als marginal angesehen, und bis in die Kollegenkreise hinein tauchten immer wieder Klischees von romantisierender Heimattümelei auf, die sich vermutlich aus Mühlengedichten und -liedern wie Joseph von Eichendorffs „In einem kühlen Grunde“ oder Justinus Kerners „Dort unten in der Mühle“ speisten (obwohl diese anspruchsvolle Lyrik es nicht verdient, für Heimattümelei vereinnahmt zu werden).

Eine entscheidende Ursache für diese befremdende Distanz vieler Historiker dürfte darin liegen, dass die Erforschung der Wasserkraftnutzung eine doppelte Kompetenz erfordert: Man muss sowohl historisch-philologisch ausgewiesen sein, um mit den lange Zeit handschriftlichen Quellen und ihrer Sprache (Latein, frühere Formen des Deutschen) umgehen zu können, als auch technisch-naturwissenschaftlich, um zu verstehen, um was es denn bei den Mühlen, Wasserrädern, Wellbäumen, Kanälen, Durchflussmengen, Drehmomenten, bei der Leistung und bei der verwendeten Technik überhaupt geht. Dabei wäre es allerdings ganz falsch, die Geschichte der Wasserkraftnutzung nur unter technikgeschichtlichen Aspekten zu sehen. Die Thematik reicht zusätzlich auch noch weit in den Bereich der Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte hinein. Historiker mit solchen Mehrfach-Kompetenzen sind nicht allzu häufig, nicht einmal unter den Technikhistorikern, für die die Erforschung der Wasserkraftnutzung nur ein Themenbereich von vielen ist.

Insgesamt hat sich die Geschichte der Wasserkraftnutzung oder „Molinologie“ seit Jahrzehnten von romantisierenden Stereotypen emanzipiert. Schon 2003 verzeichnete eine Bibliographie deutschsprachiger molinologischer Werke über 5000 Titel,<sup>1</sup> und diese Zahl hat sich seitdem erheblich vergrößert. Eigentlich hätte es gar keinen Grund für die lang andauernde Zurückhaltung in der Erforschung der Wasserkraftnutzung gegeben, denn schon 1935 hat der französische Historiker Marc Bloch mit seinem Aufsatz „Avènement et conquêtes du moulin à eau“<sup>2</sup> gezeigt, welche zentrale Bedeutung das Thema zunächst einmal für die Geschichte des Mittelalters hat. Blochs Beitrag wurde aber jahrzehntelang kaum beachtet. Sogar in großen agrargeschichtlichen Werken, in denen der Zusammenhang vom Korn zum Mehl ja offensichtlich hätte sein müssen, kommt das Thema kaum vor. Historiker wie der frühere Aachener Professor für mittlere Geschichte Dietrich Lohrmann, die sich in großem Umfang der Erforschung der Wasserkraftnutzung gewidmet haben, blieben seltene Ausnahmen.

### Landes- und regionalgeschichtliche Ansätze

Was die Erforschung der Wasserkraftnutzung so schwierig macht, ist ihre Kleinteiligkeit. Große Würfe, in denen mal eben ganze Staaten – z. B. Frankreich oder Deutschland – „abgehandelt“ werden könnten, sind unmöglich. In England, wo mit dem Domesday Book von ca. 1086/90 eine frühe, das ganze Land umfassende Quelle vorliegt, hat man es tendenziell

---

<sup>1</sup> Klaus SCHLOTTAU/Günter BAYERL/Ulrich TROITZSCH: Bibliographie deutschsprachiger Mühlenliteratur (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 43). Ehestorf 2003.

<sup>2</sup> Marc BLOCH: Avènement et conquêtes du moulin à eau. I : Annales ESC 7, 1935, S. 538-563; deutsch: Antritt und Siegeszug der Wassermühle. In: Marc. BLOCH/Fernand BRAUDEL/Lucien FÉBVRE u. a.: Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse (Edition Suhrkamp 814). Hg. v. Claudia HONEGGER. Frankfurt/M. 1977, S. 171-197.

leichter, obwohl man auch in England für die folgenden Jahrhunderte auf die Untersuchung einer unüberschaubaren Zahl von Einzelobjekten angewiesen ist.<sup>3</sup> Das gilt auch für Frankreich, wo räumlich und zeitlich begrenzte Regionalstudien imponierende Resultate erbrachten.<sup>4</sup> In Deutschland mit seiner dezentralen Struktur und den regional teilweise erheblichen Quellenverlusten ist ein das ganze Land erfassender Ansatz in besonderer Weise zum Scheitern verurteilt. Wo man ohne Kenntnis der regionalen Verhältnisse den „großen Wurf“ versucht hat, kamen haarsträubend unsinnige Ergebnisse heraus.<sup>5</sup>

Nur ein landesgeschichtlicher bzw. regionaler Ansatz ist für die Erforschung der Wasserkraftnutzung sinnvoll. Für Südwestdeutschland und dessen Nachbargebiete ist soeben für die Zeit des Mittelalters ein umfangreiches Werk zur Geschichte der Wasserkraftnutzung für die Zeit des Mittelalters erschienen.<sup>6</sup> Bis in die Gegenwart hinein greift der „Mühlenatlas Baden-Württemberg“, von dem seit 1994 bisher sechs Bände erschienen sind.<sup>7</sup> An weiteren wird gearbeitet. Der Mühlenatlas arbeitet jeweils kreisweise die Mühlen auf. Schon aufgrund der jetzt vorhandenen Bände des Mühlenatlas lässt sich hochrechnen, dass es im Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg etwa 10.000 Mühlen gegeben haben muss, fast ausnahmslos wassergetriebene Mühlen. Allein schon diese Zahl unterstreicht deren immense Bedeutung.

Für einzelne Gegenden gibt es zusammenfassende weitere Veröffentlichungen, so etwa für den Schwarzwald die mit präzisen Zeichnungen und Ingenieurverstand maßstabsetzenden Werke von Herbert Jüttemann.<sup>8</sup> Im benachbarten Elsass gibt es eine exzellente Untersuchung zu den Mühlen im Sundgau.<sup>9</sup> Ähnliche Regionalstudien aus der Pfalz, der Bergstraße oder dem Bodenseeraum wären anzufügen.<sup>10</sup>

---

<sup>3</sup> Richard HOLT 1988: *The Mills of Medieval England*, Oxford, New York 1988; John LANGDON: *Mills in Medieval Economy. England 1300-1540*. Oxford 2004

<sup>4</sup> Alfred FIERRO: *Histoire et dictionnaire des 300 moulins de Paris*. Paris 1999; Nicolai ALEXANDRE: *Histoire des moulins à papier du Sud-Ouest de la France: 1300-1800: Périgord, Agenais, Angoumois, Soule, Béarn*. 2 vol. Monein 1999; Jean-Pierre Henri AZEMA: *Moulins du Cuir et de la Peau. Moulins à tan et à chamoiser en France XII<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècle*. Puy-de-Dôme 2004.

<sup>5</sup> Adam LUCAS: *Wind, Water, Work. Ancient and medieval milling technology*, Leiden, Boston 2006, S. 201-232, auch „Appendix A“, S. 339-398. Lucas kommt für ganz Deutschland für das gesamte Mittelalter auf 31(!) „industrial mills“ – ein absurd unrealistischer Wert. Auch seine Werte für andere Länder sind teils zweifelhaft, teils ähnlich absurd wie der Wert zu Deutschland.

<sup>6</sup> Gerhard FRITZ: *Wasserkraftnutzung im Mittelalter in Südwestdeutschland und den angrenzenden Gebieten (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 216)*: Stuttgart 2021.

<sup>7</sup> Vom Mühlenatlas sind die folgenden Bände erschienen: Albert HAUG: *Die Mühlen der Stadt Ulm*. Bd. 1, 1994; Gerhard FRITZ/Helmut GLOCK/Walter WANNENWETSCH: *Die Mühlen im Rems-Murr-Kreis*. Bd. 2, 2 Tle., 1996; Thomas SCHULZ: *Die Mühlen im Landkreis Ludwigsburg*. Bd. 4, 1999; Heinz TUFFENTSAMMER unter Mitwirkung von Erwin LEITLEIN: *Die Mühlen im Stadt- und Landkreis Heilbronn*. Bd. 4, 2 Tle., 2005; Gerhard FRITZ (Hg.): *Die Mühlen im Kreis Schwäbisch Hall*. Bd. 5, 2 Tle., 2011; Achim BONENSCHÄFER: *Die Mühlen im Stadtkreis Stuttgart*. Bd. 6, 2 Tle., 2014. Alle Bände sind erschienen bei Hennecke, Remshalden.

<sup>8</sup> Herbert JÜTTEMANN: *Alte Bauernsägen im Schwarzwald und in den Alpenländern*. Karlsruhe 1984; DERS.: *Schwarzwaldmühlen*. Karlsruhe 1985; DERS.: *Bauernmühlen im Schwarzwald. Dokumentation und Restaurierung bäuerlicher Alltagstechnik (Industriearchäologie in Baden-Württemberg 1)*, Stuttgart 1990.

<sup>9</sup> Paul-Bernard MUNCH et autres, sous la coordination de Gabrielle CLAERR-STAMM : *Moulins du Sundgau*. 4 volumes. Riedisheim 1999-2001.

<sup>10</sup> Friedrich Wilhelm WEBER: *Die Geschichte der Mühlen und des Müllerhandwerks der Pfalz*. Otterbach 1976; kleinräumiger: Heinz REITZ: *Mühlen wiederentdeckt. Dokumentation der Mühlenstandorte im Kreis Bergstraße*. Heppenheim 1997; Ernst HALLER: *Mühlen in und um Friedrichshafen*. Friedrichshafen 2010.

Lehrbeispiele auf anderer Ebene sind die Untersuchungen von Frieder Schmidt über Papiermühlen in der Frühindustrialisierung.<sup>11</sup> Vom selben Verfasser stammt auch ein voluminöses dreibändiges(!) Werk, das sich mit einer einzigen Mühle, der Hammerschmiede Gröningen allein beschäftigt.<sup>12</sup> Ähnlich umfangreich ist eine Studie zur wassergetriebenen Spiegelfabrik in Spiegelberg.<sup>13</sup> In Frankreich wäre die Untersuchung zum Hammerwerk in Nans-sous-Ste-Anne zu nennen.<sup>14</sup> Die Einzeluntersuchungen zu Gröningen, Spiegelberg und Nas zeigen, welche Dimensionen zu erreichen sind, wenn man für ein Einzelobjekt Vollständigkeit anstrebt.

### **Der Mühlenatlas Baden-Württemberg**

Um nicht in den Stoffmassen des Einzelobjekts zu versinken – auch wenn solche Untersuchungen exemplarisch von hohem Wert sind – musste der Mühlenatlas einen anderen Weg gehen. Ziel war es hier, ein Überblickswerk zu schaffen, so dass man sich pro Einzelmühle auf wenige Eckdaten beschränken musste. Da nach allgemeiner Ansicht die Zahl der Mühlen um 1860 ihren höchsten Stand erreicht hatte, war es sinnvoll, zunächst serielle Quellen auszuwerten, die aus dem 19. Jahrhundert stammten. Für die württembergische Landeshälfte des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg waren das die um 1820/40 entstandenen Urkarten im Maßstab 1 : 2500 und die dazu gehörigen schriftlichen Kataster. Das Ganze wurde ergänzt durch die im Jahr 1900 angelegten Triebwerksakten und kursorische Einzelquellen, die oft weit ins Mittelalter zurückreichen. In der badischen Landeshälfte sind die erst in den 1920er und 1930er Jahren angelegten und damals auch veröffentlichten Wasserkraftkataster eine wichtige serielle Quelle.<sup>15</sup> Neben dem Wasserkraftkataster sind für den badischen Landesteil wichtige Quellen auch die um 1860 markierungsweise durchgeführte Landesvermessung, das Wasserrechtsbuch (das ungefähr den württembergischen Triebwerksakten gleicht), Karten der Fluss-Systeme sowie eine ganze Anzahl weiterer, oft erheblich in die Frühe Neuzeit und ins Spätmittelalter zurückreichende Werke.

---

<sup>11</sup> Frieder SCHMIDT: Von der Mühle zur Fabrik. Eine Geschichte der Papierherstellung in der württembergischen und badischen Frühindustrialisierung (Technik und Arbeit 6). Ubstadt-Weiher 1994.

<sup>12</sup> Frieder SCHMIDT: Hammerschmiede Gröningen. Industriearchäologische Untersuchung eines technischen Kulturdenkmals. Magisterarbeit (masch.). Stuttgart 1982.

<sup>13</sup> Manfred E. THEILACKER: Kulturgut Glas und Spiegel. Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Spiegelfabrik Spiegelberg (Württ.). Ein Regiebetrieb des Herzoglichen Kirchenrats (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 24). Ostfildern 2016.

<sup>14</sup> Claude-Isabelle BRELOT/Jean-Luc MAYAUD : L'industrie en sabots. La taillanderie de Nans-sous-Ste-Anne (Doubs). Paris 1982.

<sup>15</sup> Badischer Wasserkraftkataster [BWK]. Vom Badischen Finanz- und Wirtschaftsministerium, Abt. Wasser- und Straßenbau; die vom Umfang her höchst unterschiedlichen Einzelbände (ca. 20 bis weit über 200 S.). Vf. ist immer Franz Jäger, Erscheinungsort Karlsruhe: 1. A. Rhein. B. Zusammenstellung der Wasserkräfte Badens, 1934; 2. Seefelder Aach sowie Deggenhauser Aach und Salemer Aach, 1926; 3. Stockacher Aach), 1928; 4. Radolfzeller Aach, 1924; 5. Wutach mit Nebenflüssen, 1925; 6. Hauensteiner Alb mit Quellflüssen und Ibach, 1927); 7. Hauensteiner Murg und Wehra, 1927; 8. Wiese mit Schönenbach. Prägbach, Angenbach, Kleine Wiese und Köhlgartenwiese, 1927; 9./10. Kander, Möhlin mit Neumagen sowie Feuerbach, Hohlebach, Klemmbach und Sulzbach, 1929; 11. Elz, Dreisam, Glotter, Alte Elz, Wildgutach, Brettenbach, Oedenbach, Ravenna, Rotbach (Höllbach), Eichstetter Mühlbach, Alte Dreisam, Wagensteinbach und Brugga, 1928; 12. Kinzig mit Plauelbach, Reinerzau, Kaltbrunnerbach, Schiltach, Wolf, Gutach, Schonach, Harmersbach, Nordrach und Schutter, 1925; 13. Rench und Lierbach mit Holchenbach, 1929; 14. Acher, Laufbach, Sanbach (Bühlot), 1928; 15. Murg mit Raumünzach, Schwarzenbach, Oosbach und Grobbach, 1926; 16. Alb, 1926; 17. Pfingz mit Kämpfelbach, 1926; 18. Saalbach mit Kreßbach, 1925; 19. Kraichbach und Leimbach, 1931; 20. Neckar. Karlsruhe, 1930; 21. Enz, Nagold, Würm, 1925; 22. Elzbach, Itter, 1929; 23. Elsenz mit Schwarzbach, 1927; 24. Main, Tauber und Zuflüsse, 1931; 25. Donau mit Breg und Brigach, 1931.

Die bis erschienenen Bände des Mühlenatlas befassen sich fast durchweg mit württembergischem Gebiet. Nur im Heilbronner Bandes wird teilweise badisches Gebiet berührt, außerdem mit der zum Kreis Heilbronn gehörenden Stadt Wimpfen das Gebiet einer ehemals hessischen Exklave.<sup>16</sup> An badischen Quellen wird gearbeitet, insbesondere in den künftigen Bänden rund um Bühl, in Freiburg im Breisgau, in Waldshut sowie in Teilen des Kreises Rottweil.

### **Molinologische Fragestellungen und molinologische Zeitschriften**

Wie bereits angedeutet, geht es bei der Molinologie nicht nur um Technikgeschichte im engeren Sinne. Die vielfältigen weiteren Themenbereiche betreffen das in Mühlen tätige Personal, also dessen Sozialstruktur, Mobilität und Bildung, ferner die Mühlkunden, sodann grundsätzliche Fragen wie das Verhältnis der Mühlzahl zur Bevölkerungszahl, die intensiv diskutierte Frage einer „industriellen Revolution“ bereits im Mittelalter oder in der Frühen Neuzeit vor der eigentlichen Industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts. Ferner geht es um das Mühlenrecht samt Mühlbann und Zünften, um den Wert der Mühlen, ihre Wirtschaftsweise und den Arbeitsalltag.

Da der (wegen der Corona-Pandemie ja leider ausgefallene) „Tag der Landesgeschichte in der Schule“ in Sinsheim aber unter dem Leitthema „Geschichte und Technik“ hätte stehen sollen, wird im Folgenden insbesondere auf die technikgeschichtlichen Aspekte der Molinologie einzugehen sein.

Der Mühlenatlas deutet bereits an, dass Molinologie keineswegs eine primär auf das Mittelalter beschränkte Wissenschaft ist. Vielmehr spielt die Wasserkraftnutzung für die gesamte vorindustrielle Welt eine entscheidende Rolle, und ihre Bedeutung ist heute, wo allenthalben ökologisch saubere Energie gefordert wird, wieder brennend aktuell. Entsprechend thematisch offen sind die maßgeblichen Periodika, die es zur Erforschung der Wasserkraftnutzung gibt. In Deutschland ist das die von der Deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde und Mühlenerhaltung (DGM) herausgegebene, viermal im Jahr erscheinende Zeitschrift „Der Mühlstein“, der 2021 im 38. Jahrgang erscheint. Außerdem erscheint seit 2013 einmal jährlich das Magazin „Molina. Mühlen und Menschen“.

Auf internationaler Ebene handelt es sich um die von der TIMS (The International Molinological Society) veröffentlichte, zweimal im Jahr erscheinende Zeitschrift „International Molinology“, von der 2021 die Nummern 102 und 103 erscheinen. Die TIMS führt außerdem regelmäßige Symposien durch, das nächste 2023 in Polen.

### **Mühlentypen – Formen der Wasserkraftnutzung**

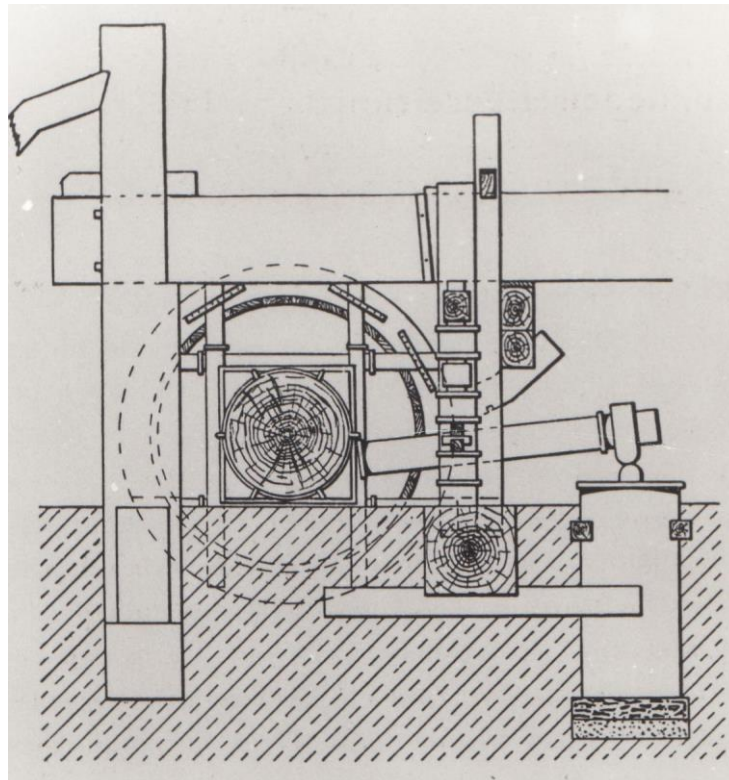
Laien – und nicht nur Laien – denken beim Begriff „Mühle“ an die Getreidemühle, in der Körner der verschiedensten Art (meist Weizen, Dinkel und Roggen) zu Mehl vermahlen wurde. In der Tat ist dieser Mühlentyp der häufigste. Sich aber nur auf Getreidemühlen zu konzentrieren, wäre eine unzulässige Einengung des Mühlbegriffs und würde die Bedeutung der Wasserkraftnutzung nur zum Teil erfassen. Wasserkraft war *die* maßgebliche Energiequelle der vorindustriellen Zeit schlechthin. Windkraft, die in den Küstenbereichen und im Flachland eine erhebliche Rolle spielte, kann für die vorindustrielle Zeit und für Süddeutschland und seine Nachbargebiete so gut wie ganz vernachlässigt werden, ebenso auch die wenigen mit Muskelkraft, meist tierischer Muskelkraft betriebenen Anlagen. Sie wurde hier so gut wie gar

---

<sup>16</sup> Vgl. zu Wimpfen die Ausführungen im Mühlenatlas Heilbronn (T. 2, wie Anm. 7), S. 9ff, 37, 47, 49, 51, 54, 57, 74f, 80f, 97. Zu Hohenzollern ist noch nichts erschienen; erst die Arbeiten am Mühlenatlas Rottweil erfassen hohenzollersches Gebiet.

nicht genutzt. Aber Wasserkraft trieb alles und wurde, in richtiger Einschätzung ihrer Bedeutung, als „stronger than a hundred men“ bezeichnet.<sup>17</sup>

Von den vielfältigen Nutzungsformen der vorindustriellen Wasserkraftnutzung seien nur die wichtigsten und am häufigsten vorkommenden genannt. Es sind dies neben der Getreidemühle alle Formen von Sondermühlen wie die Sägemühle zur Verarbeitung von Holz, die Ölmühle zum Schlagen oder Quetschen von Ölfrüchten, Lohmühlen zur Herstellung des Gerbmittels Lohe, Schleifmühlen zum Schärfen von Messern und Stichwaffen und Papiermühlen. Bei oder in jeder Stadt fanden sich auch Walkmühlen, und zwar in der Form von Lederwalken zum Weichmachen von Leder und Tuchwalken zum Weichmachen von Textilien. Der weitere Bereich der wassergetriebenen Hämmer betraf Eisen- und Kupferhämmer und Pochwerke, die Erze zerkleinerten. Die Eisenhämmer bildeten gemeinsam mit Pulvermühlen und den bereits erwähnten Schleifmühlen den Kernbereich des protoindustriellen Rüstungsgewerbes. Bohrmühlen konnten Kanonenrohre und die Läufe von Gewehren aufbohren – oder „nur“ Deuchel, d. h. hölzerne Wasserleitungsrohre. Wassergetriebene Pumpen, die das Wasser in solchen Rohren bewegten, waren nicht nur für die Wasserversorgung in Städten maßgeblich, sondern sorgten auch dafür, Bergwerke trockenzulegen. Gipsmühlen zerkleinerten Gips, der zum Bauen oder zur Bodendüngung verwendet wurde. Man könnte die Reihe der diversen Formen der Wasserkraftnutzung fortsetzen. Es gab noch zahlreiche weitere Sondernutzungen.<sup>18</sup>



<sup>17</sup> Terry S. REYNOLDS: Stronger than a Hundred Men. A History of the Vertical Watermill. Baltimore, London 2003 (1983).

<sup>18</sup> Aus dem Mühlenatlas Ludwigsburg seien als teils exotische Beispiele genannt: 2 Gewürzmühlen, 1 Drogenmühle, 5 Zichorienmühlen; im Mühlenatlas Heilbronn sind es: 4 Gewürzmühlen, 1 Senfmühle, 1 Hirsenmühle, 3 Knochenmühlen; im Mühlenatlas Schwäbisch Hall: 1 Antrieb einer Drahtseilbahn, 1 Glasurmühle, 3 Tonmühlen, 3 Malzmühlen. Im Mühlenatlas Stuttgart: 1 Pudermühle (alle Mühlenatlas-Bände wie Anm. 7).

Wassergetriebener Eisenhammer (Carl J. B. KARSTEN: Handbuch der Eisenhüttenkunde.  
Berlin <sup>3</sup>1841)

Dieser kurze Überblick, so unvollständig er ist, zeigt bereits, dass es so gut wie keinen Bereich der vorindustriellen Wirtschaft gab, der nicht mit der Wasserkraft zusammenhing. Im Grunde liefen fast alle Produktionsprozesse einmal durch den Flaschenhals wassergetriebener Werke hindurch – egal, ob das Getreide der Bauern, die Tuche und Leder der Weber und Gerber, die Bretter und Balken jeder Bautätigkeit, die Messer, Schwerter und Kanonenrohre samt ihrem Schießpulver usw. Allein das zeigt schon die immense Bedeutung der Wasserkraftnutzung.

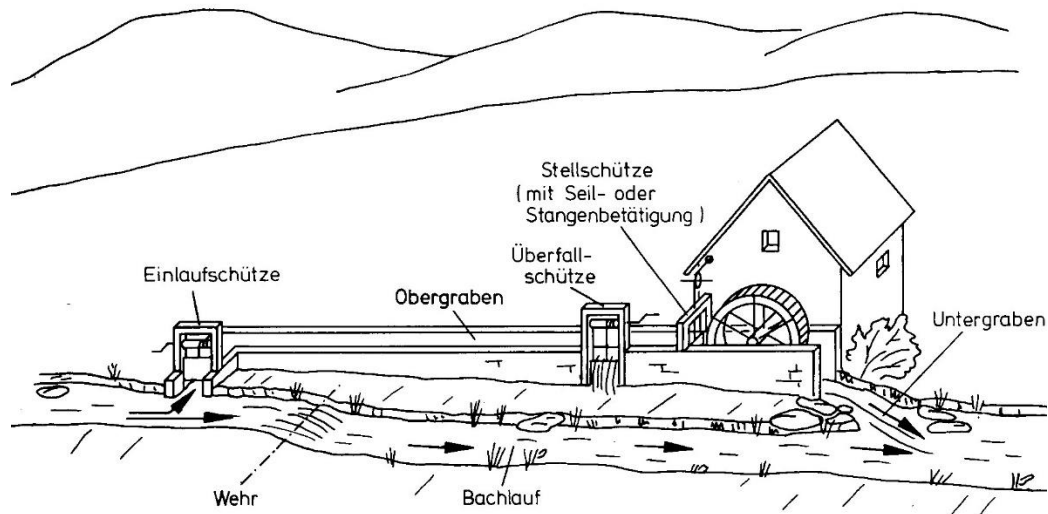
Man kann Mühlen übrigens nicht nur nach ihren Nutzungsformen definieren, sondern auch nach der Art der in diesen Mühlen ausgeübten Bearbeitung. Im Wesentlichen gibt es mehrere verschiedene Arten: Da gab es zum einen die Anlagen, die mit Mühlstein mahlen oder quetschten. In der Regel handelt es sich dabei um ein Paar von Mühlsteinen: Unten der immobil liegende Bodenstein, oben der an der Achse des Mühleisens in minimaler Entfernung über dem Bodenstein schwebende Läuferstein. Bodenstein und Läuferstein zusammen bilden den Mahlgang. Insbesondere bei Ölmühlen gibt es aber auch eine andere Verwendung von Mühlsteinen. Diese stehende dort paarweise senkrecht und laufen wie Wagenräder im Kreis herum, um die Ölfrüchte zu zerquetschen. Es gibt aber auch einen Anlagentyp, der nicht mit Mühlsteinen, sondern mit Stempeln arbeitet. Diese werden vom Armen des Wellbaums, also der Antriebsachse, hochgehoben und fallen mit ihrer metallverkleideten Spitze in einen Trog, in dem das Mahlgut zerquetscht wird. Außer Ölfrüchte konnten Stampfen dieses Typs auch beliebiges anderes Stampfgut zerkleinern, z. B. Gips oder Knochen. Bei Metallhämmern und den Hämmern der Leder- und Tucherwalken sind die Stempel nicht senkrecht angebracht, sondern ungefähr waagrecht und werden von jeder Umdrehung des Wellbaums hochgehoben und fallen dann auf das zu schmiedende Metall oder das zu walkende Leder oder Tuch herunter. Die wassergetriebenen Sägen wurden – zumindest in ihren Anfängen – im Prinzip ebenfalls auf diese Weise angetrieben, nur hob der Wellbaum dort nicht einen Hammerarm, sondern ein Sägeblatt.

Mit der beginnenden Industrialisierung kamen weitere Nutzungen der Wasserkraft hinzu: Statt eine biedere Mühle zu anzutreiben, trieben die Wasserräder und Turbinen jetzt Maschinen jeder nur erdenklichen Art, und mit der seit etwa 1890 einsetzenden Elektrifizierung verwandelten sich zahlreiche Mühlen in Kleinkraftwerke, die Strom lieferten. Häufig versorgte in den ersten Jahrzehnten der Elektrifizierung die örtliche Mühle als einzige Energiequelle das ganze Dorf oder das ganze Stadtviertel mit Strom. Das war kein Problem, da es sich anfangs um reinen Lichtstrom handelte, und dafür reichten die in den Mühlen erzeugten Strommengen ohne Weiteres.

### **Wasserzuführung, Mühlkanäle, Schwellseen**

Wer sich mit Wasserkraftnutzung befasst, steht immer vor der Frage, wie das Wasser an die Triebwerke herangeführt wird und wie diese Triebwerksanlage ausgeführt sind. Zunächst zur Heranführung des Wassers. Ein weit verbreiteter Irrtum ist, dass Mühlen bzw. deren Triebwerke direkt *an* einem Bach bzw. Fluss liegen. Das ist aber meistens nicht der Fall. Vielmehr liegen fast alle Triebwerke an einem Kanal, der von dem Bach oder Fluss abgezweigt wird. Würde man nämlich ein Wasserrad direkt in einen Fluss hängen, so würde sich dieses Wasserrad ja dauernd drehen und wären damit unkontrollierbar. Außerdem wäre ein solches Wasserrad ja den Schwankungen des Flusspegels ausgesetzt. Es gibt zwar tatsächlich Wasserräder, die *in* einen Fluss gehängt werden, aber diese sog. Pansterräder hängen dann an aufwendigen Ketten bzw. Hebeanlagen. Wenn das Triebwerk nicht laufen soll, muss das Wasserrad hochgezogen werden. Aber eine solche Konstruktion ist wegen des Aufwands ihrer flaschenzugartigen Hebeanlage nicht allzu häufig.

Nur der Vollständigkeit halber sei die Schiffmühle erwähnt. Sie konnte, da sich das Schiff, auf dem sie montiert war, mit dem Flusspegel automatisch hob oder senkte, mit dem wechselnden Wasserstand besser umgehen, musste aber, wenn sich ihr Rad nicht drehen sollte, dieses ebenfalls aus dem Wasser herausheben oder auskuppeln. Allerdings kamen Schiffmühlen in Südwestdeutschland so gut wie gar nicht vor. Rheinabwärts, z. B. in Köln, waren sie dagegen häufiger.<sup>19</sup>



System der Wasserzuführung über den Mühlkanal

Die Regel ist tatsächlich die Variante mit dem Kanal. Ein solcher Mühlkanal kann extrem kurz und extrem lang sein: Es kommen Mühlkanäle von wenigen Metern bis zu mehreren Kilometern Länge vor. Das hängt immer von der zur Verfügung stehenden Wassermenge und von dem vorhandenen Gefälle ab. Im Gebirge ist meist viel Gefälle vorhanden, eine große Wassermenge ist dann gar nicht nötig. Es reicht dann als Kanal oft eine hölzerne Wasserrinne, die von irgendeinem Gebirgsbach abgezweigt wird. Der Zufluss zu dieser Wasserrinne ist leicht zu regulieren, indem man sie aus dem Bach heraushebt oder an ihrem Beginn eine Bodenklappe anbringt, durch die bei Nichtnutzung das Wasser gleich wieder nach unten abfließen kann.

Außerhalb von gefällereichen Gebirgsgegenden wird ein grabener Kanal von einem Bach oder Fluss abgezweigt und mit dem geringstmöglichen Gefälle an das Wasserrad oder die Turbine herangeführt (Oberkanal) und nach Nutzung durch das Triebwerk wieder in den natürlichen Wasserlauf zurückgeleitet (Unterkanal). Je nach vorhandenem Gefälle kann der Oberkanal kürzer oder länger sein. Wichtig ist, dass der Zufluss zum Oberkanal regulierbar ist, was üblicherweise durch ein Wehr geschieht.

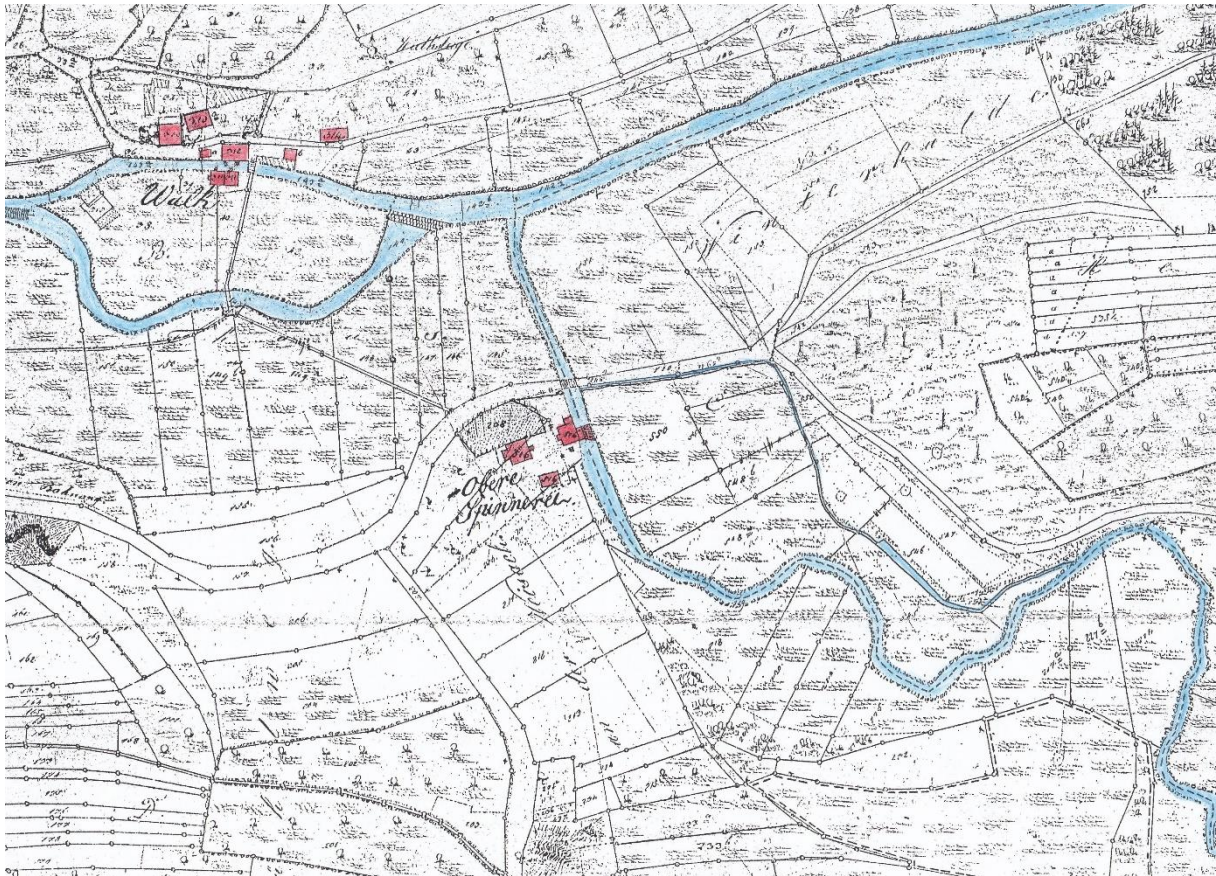
Aus der Differenz zwischen der Höhe des natürlichen Wasserlaufs und des Mühlkanals gewinnt das Triebwerk seine Energie. Ist das Gefälle gering, kann das durch eine höhere Wassermenge ausgeglichen werden. Reichte die Wassermenge nicht aus, musste man sich bei vielen Mühlen mit sog. Schwellseen behelfen. Das waren Stauseen, die oberhalb der Mühle angelegt wurden und aus denen das Wasser bei Bedarf in den Mühlkanal geleitet werden konnten. Mit dem Wasser des Schwellsees konnte dann ein paar Stunden lang gearbeitet werden. Dann war der Schwellsee leer und musste sich erst wieder füllen, was oft tagelang dauern konnte.

Insbesondere bei größeren Städten entstanden oft komplexe Systeme von Mühlkanälen, an denen sich regelrechte protoindustrielle Mühlen- bzw. Gewerbeviertel entwickelten. Ein Sonderfall der Mühlkanäle sind die im Schwarzwald als Wuhren, in Südtirol als Waalen, auf

<sup>19</sup> Daniele GRÄF: Boat Mills in Europe from Early Medieval to Modern Times (Bibliotheca Molinologica 19, zugl. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie 51), Dresden 2006.



Madeira als Levadas bezeichneten Anlagen, die in bergigem Gebiet das Wasser heranführten – im Schwarzwald oft, um die nötige Energie zur Trockenlegung von Bergwerken oder zum Pochen des gewonnenen Erzes zur Verfügung zu haben.<sup>20</sup>



Die Walk an der Murr und die obere Spinnerei an der Weissach ostwärts von Backnang 1832.

Die Murr fließt oben im Bild von rechts nach links, die Weissach kommt von rechts unten und mündet oberhalb der Walk in die Murr. Klar sichtbar ist das Streichwehr, über das das nicht zum Walken im Kanal gebrauchte Wasser ins natürliche Bett der Murr abgeleitet wird. Bei genauer Betrachtung kann man sogar die drei Wasserräder der Walk erkennen. Die obere Spinnerei als frühes Beispiel der Industrialisierung verwendet das originale Bachbett der mit viel Gefälle fließenden Weissach zur Wasserzufuhr und nutzt – ungewöhnlich – den Mühlkanal nur zur Regulierung des Wasserstandes in der Weissach (Württembergische Urkarte 1 : 2500, Kartenblatt NO 4224, Gewässer und Gebäude nachkoloriert)

### **Mühlkanäle, die EU, wohlgemeinte Gesetze und ökologische Folgeprobleme**

In den letzten Jahren sind die Mühlkanäle übrigens in den Fokus der Politik gerückt, weil eine Verordnung der EU diese Mühlkanäle als Hindernis für flussaufwärts wandernde Fische entdeckt hat. Als Konsequenz müssen jetzt sog. Fischtreppe eingerichtet werden, über die die Fische aufwärts gelangen können. Insbesondere bei kleineren Anlagen geht durch die Fischtreppe aber so viel Wasser verloren, dass die Anlage mit dem Restwasser gar nicht mehr betrieben werden kann. Das eine ökologische Argument (Schutz der Fische) beißt sich also mit dem anderen ökologischen Argument (saubere Energieerzeugung). Der Feldzug der EU gegen Mühlkanäle hat schon zu absurden Folgen geführt: Da wurden angeblich fischfeindliche Mühlkanäle trockengelegt, einmal publikumswirksam durch einen Baggerbiss des baden-württembergischen Umweltministers Untersteller – und als Resultat lagen dann Hunderte von

<sup>20</sup> Arbeitskreis Glottertäler Ortsgeschichte: Bergbau im Glottertal. Beiträge zur 900-Jahr-Feier der Gemeinde Glottertal. Freiburg 2012.

Fischen, die seit unvorstellbaren Zeiten in diesen Kanälen lebten, kieloben und tot auf dem Boden des trocken gefallenem Mühlkanals. So etwas kommt keineswegs nur in Baden-Württemberg vor, sondern ist auch aus anderen Teilen Deutschlands überliefert.<sup>21</sup>

Noch etwas anderes wurde von der EU nicht beachtet: Mühlkanäle sind durchweg alt, oft sogar sehr alt. Nicht selten kommt man auf ein Alter von 700, 800 Jahren (so etwa der als „Stiller Bach“ bezeichnete Mühlkanal bei Weingarten)<sup>22</sup>, auch Mühlkanäle von über 1000 Jahren Alter kommen vor. Diese Mühlkanäle wegzubaggern, hilft den Fischen und der Umwelt nicht, und man hat sich in Brüssel bei der EU nicht überlegt, dass mit den Mühlkanälen einzigartige technische Kulturdenkmäler zerstört werden. Noch ein anderer Aspekt verdient Erwähnung: Mühlkanäle mit ihren Wehren sorgen auch für eine Verringerung der Fließgeschwindigkeit. Fehlen die Mühlkanäle, fließt das Wasser in den Bächen und Flüssen schneller, was ja keineswegs erwünscht ist.

Wenn von Ökologie die Rede ist, darf ein weiterer Aspekt nicht unerwähnt bleiben, auch wenn dieser mit Mühlkanälen nur am Rande zu tun hat. Zwar war die Zahl der Mühlen schon seit dem späten 19. Jahrhundert rückläufig. Weniger, aber leistungsfähigere Großanlagen machten viele kleinere Anlagen überflüssig. Trotzdem hat bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine große Zahl von Mühlen überlebt. 1957 kam das Aus für die meisten Mühlen mit dem Mühlenstilllegungsgesetz (offiziell: „Gesetz über die Einrichtung, Inbetriebnahme, Verlegung, Erweiterung und Finanzierung der Stilllegung von Mühlen“). Offiziell sollte es darum gehen, unwirtschaftlich und am Rande der Existenz arbeitenden Müllern eine goldene Brücke zur Betriebsaufgabe zu bauen. Die Müller erhielten, wenn sie den Betrieb einstellten und ihr oft seit vielen Jahrhunderten ausgeübtes Wassernutzungsrecht aufgaben, Entschädigungen der verschiedensten Art, angefangen von Geldzahlungen über kostenloses Leitungswasser bis hin zu vorteilhaften Stromlieferungen. So sehr das Gesetz als Entgegenkommen gegenüber diesen Müllern subjektiv ehrlich gemeint war, so sehr entsprach es doch objektiv dem Trend der 1950er Jahre: Man wollte keine (wie man meinte: unzuverlässigen) kleinen Energieerzeuger, sondern man setzte auf große Energieproduzenten, die das alles angeblich viel besser könnten. Zugespitzt kann man geradezu sagen: In der typischen Fortschrittseuphorie der damaligen Zeit opferte man die potenziellen wassergetriebenen Kleinkraftwerke den großen Atomkraftwerken.

Im Sinne der Gesetzesmacher war das Stilllegungsgesetz ein großer Erfolg. Die Mühlen gaben in den folgenden Jahren massenhaft auf, so dass heute kaum noch welche vorhanden sind. Als nach Jahrzehnten die Skepsis gegenüber einer auf wenige Großkraftwerke, insbesondere auf Atomkraftwerke gestützten Energieversorgung wuchs, waren die meisten ehemaligen Mühlen unwiederbringlich verschwunden, Turbinen und Wasserräder abgebaut und viele tausend Mühlkanäle beseitigt. Auch wenn seit den 1990er Jahren das eine oder andere Mühlen-Kleinkraftwerk wieder reaktiviert wurde, kann der Schaden, der durch das Gesetz von 1957 angerichtet wurde, nicht mehr rückgängig gemacht werden. Das Gesetz von 1957 ist ein Paradebeispiel für einen gesetzgeberischen Akt, bei dem man das Beste gewollt und nur Übles erreicht hat – ein wahrhaft faustisch-mephistophelischer Sachverhalt: Der Bundestag war im Sinne Fausts die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft.

### **Mühlräder und Turbinen**

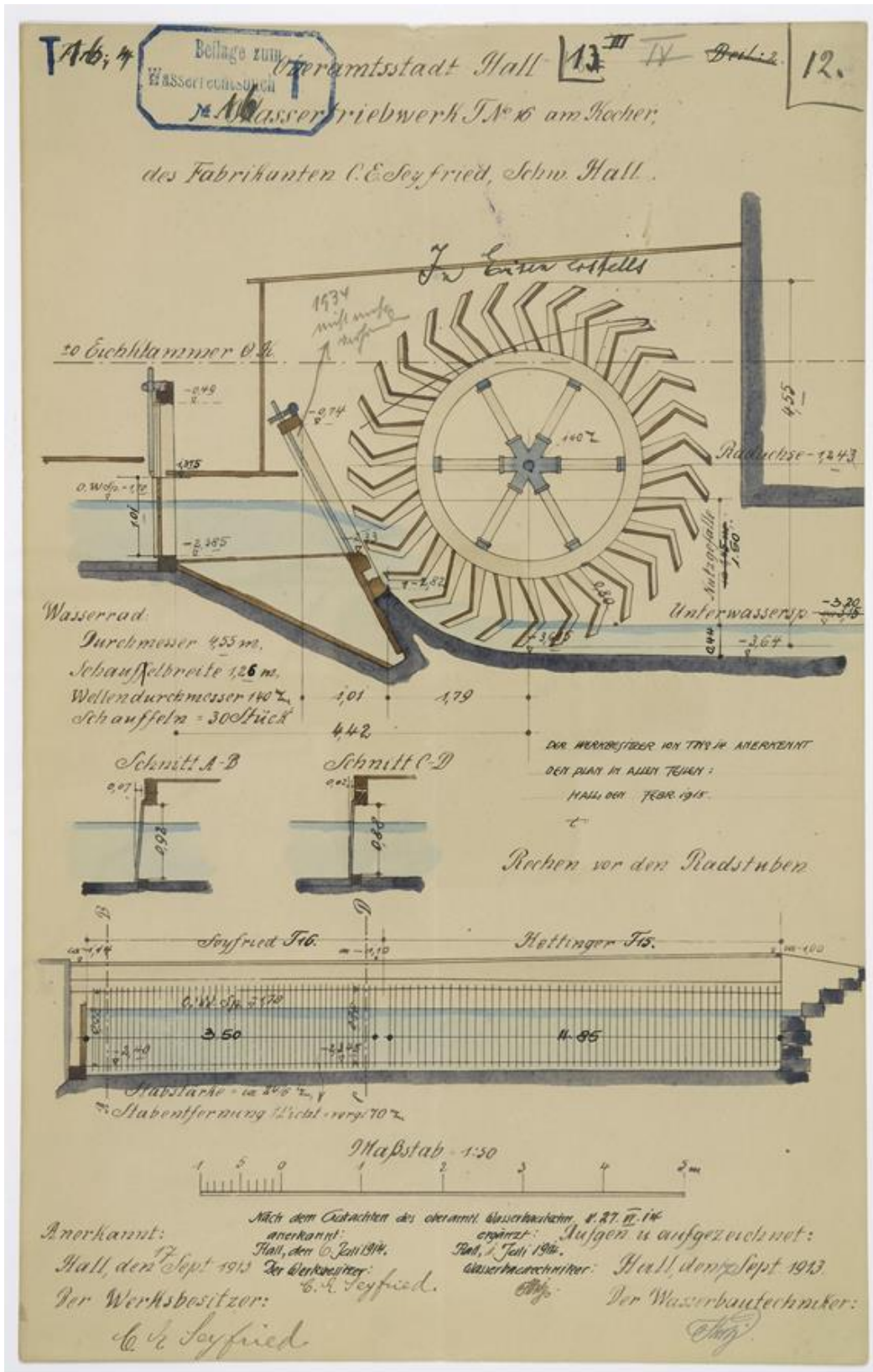
Von der Wassermenge und dem Gefälle hängt auch ab, welcher Wasserradtyp eingesetzt wird. Ist das Gefälle hoch, kann das Wasser von oben auf das Wasserrad zugeführt werden. Es handelt

---

<sup>21</sup> Hannelore CROLLY/Marcel LEUBECHER: Mühlen vor dem Aus. Wenn Grüne gegen Wasserkraft kämpfen - und Existenzen bedrohen. In: Die Welt, 8.3.2021.

<sup>22</sup> Lutz Dietrich HERBST: Ausgebaute Fließgewässer des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Oberschwaben als Lernfelder der historischen Geographie (Weingartener Hochschulschriften 17). Diss. Weingarten 1992, S. 101-128.

sich dann um ein oberflächliches Wasserrad. Bei entsprechendem Gefälle kommen dann manchmal Wasserräder von imponierender Größe vor.

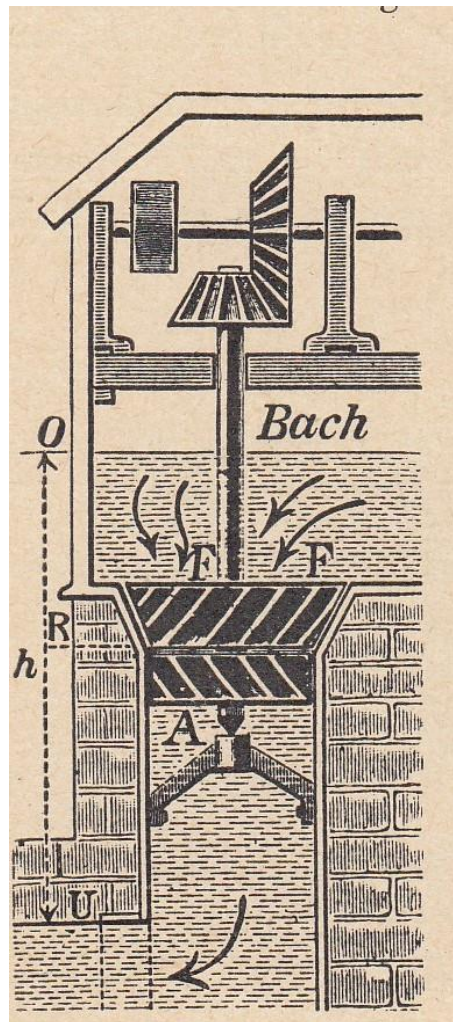


Mittelschlächtiges Wasserrad der Seitzmühle in Schwäbisch Hall aus den württembergischen Triebwerksakten von 1913

Bei geringerem Gefälle wird das Wasser in die Mitte des Wasserrads geführt (mittelschlächtig), oder das Wasser fließt unten am Wasserrad vorbei (unterschlächtig). Mühlräder sind sehr alte

Energiegewinnungsmaschinen. Man weiß, dass sie schon von den Römern genutzt wurden. Berühmt geworden ist z. B. die Anlage von Barbegal in Südfrankreich, wo die Römer nicht weniger als 16 Mahlwerke betrieben. Mühlräder sind auch relativ einfach zu konstruieren und zu betreiben. Nur im Frost können sie einfrieren und sind dann nicht mehr einsatzfähig.

Was man oft übersieht, ist die Tatsache, dass die Mühlradtechnik über die Jahrhunderte keineswegs statisch war. Vielmehr hat sich das Mühlrad durchaus weiterentwickelt. Das bezieht sich nicht nur auf die Varianten des ober-, mittel- und unterschlächtigen Wasserrads. Geändert hat sich zunächst einmal das Material. Ursprünglich war das Rad samt dem Wellbaum aus Holz. Im 19. Jahrhundert ersetzte zunehmend Metall das Holz, und die Schaufeln wurden vorteilhafter angeordnet. Am Endpunkt der Entwicklung standen das Poncelet-Rad und das Zuppinger-Rad im 19. Jahrhundert, die mit ihren gebogenen Schaufeln, die den Stoß des Wassers optimal mit seinem Gewicht kombinieren und die bis heute Energiemaschinen von fast optimalem Wirkungsgrad sind.



Eine Turbine befindet sich im Gegensatz zum Wasserrad ständig unter Wasser

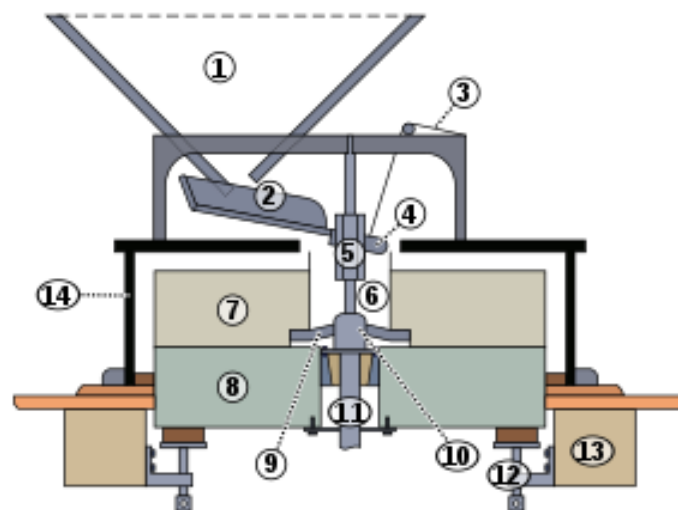
Neben dem Wasserrad gab es seit dem 16. Jahrhundert die Turbine. Die Entstehungs- und Verwendungsgeschichte der Turbine ist ein gutes Beispiel, um sich über den Unterschied zwischen einer Erfindung und einer Innovation klarzuwerden. Erfunden wurde die Turbine, wie erwähnt, bereits vor einem runden halben Jahrtausend. Aber offenbar bestand wenig Bedarf für diese Erfindung. Es wurden jahrhundertlang so gut wie keine Turbinen gebaut und angewandt. Mit dem Beginn der 19. Jahrhunderts wurde die Erfindung dann zur weit verbreiteten Innovation und ersetzte das Wasserrad nach und nach fast überall. Die Turbine ermöglicht in der Regel eine höhere Energieausbeute als das Wasserrad. Außerdem ist sie frostsicherer. Nicht

selten nahmen übrigens frühere Mühlen als Kleinbetriebe die Produktion von Turbinen auf.<sup>23</sup> Bis heute gehalten haben sich aber fast nur die Turbinen-Großbetriebe wie Voith in Heidenheim, Ossberger in Weissenburg oder Escher-Wyss in der Schweiz.

### **Inneneinrichtung der Getreidemühle: Mühlsteine, Reinigungsgeräte, Elevatoren**

Während das Wasserrad (weniger die Turbine) auch dem Laien bekannt ist, ist all das, was vom Wasserrad bzw. der Turbine im Innern der Mühle angetrieben wird, für Nichtfachleute meist ein Buch mit sieben Siegeln. Dabei sind die wenigen relevanten Fakten rasch genannt. Entscheidend ist zunächst die Umleitung der Drehung des sich drehenden horizontalen Wellbaums in die Vertikale, wo dann das Mühleisen den Läuferstein bewegt. Diese Umleitung geschieht mit einem Zahnrad.

Bereits erwähnt wurde ja der Mühlstein, von dem ein Paar einen Mahlgang bildet: der stationäre Bodenstein und der sich auf diesem drehende Läuferstein. Mittlerweile ist die molinologische Forschung so differenziert, dass sich ein eigener Forschungsbereich ausschließlich mit Mühlsteinen beschäftigt: Es geht um deren Gewinnung in Mühlsteinbrüchen und um den Transport der Mühlsteine zu den Mühlen. Angesichts der riesigen Zahl der Mühlen war sowohl der Betrieb der Mühlsteinbrüche als auch der Transport der Mühlsteine ein weit verbreitetes und bislang kaum beachtetes Gewerbe. Qualitativ hochwertige Mühlsteine waren ein wertvolles Produkt, und man versuchte deren Herkunft mit eingehauenen Zeichen (als geschütztes Warenzeichen) zu garantieren. Aber wo es hochwertige Ware gibt, gibt es auch Betrug, und es wurden den Müllern immer wieder billige Mühlsteine mit gefälschten Zeichen angedreht.<sup>24</sup>



Querschnitt durch einen Mahlgang: 1. Aufschüttrichter, 2. Rüttelschuh, 3. Speiseregulierung, 4. Speiseschieber/Auslaufloch, 5. Dreischlag, 6. Rütteleisen, 7. Läuferstein, 8. Bodenstein, 9. Haue (trägt den Läuferstein), 10. Hauenring, 11. Mühleisen, 12. Stellschrauben, 13. Lagerung des Bodensteins, 14. Zarge (Holzverkleidung des Mahlgangs) (Abbildung: Wikipedia, gemeinfrei)

<sup>23</sup> So z. B. die Trefz-Turbinen in Hammer, Gem. Sulzbach/Murr, oder die Wolf-Turbinen in der Rüflensmühle, Gem. Oppenweiler, vgl. Mühlenatlas Rems-Murr (wie Anm. 7), Tl. 2, S. 77f, 115.

<sup>24</sup> T. CAPELLE: Mühlsteinproduktion. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. 20, 2002, S. 299; J. Kenneth MAJOR: Two Millstone Quarries seen during the congress in Grenoble, September 2005. In: International Molinology 2005, 71, S. 31; Alain BELMONT: La pierre à pain. Les carrières de meules de moulins en France, du Moyen Âge à la révolution industrielle. Grenoble 2006; Alain BELMONT/Fritz MANGARTZ (Hg.): Mühlsteinbrüche. Erforschung, Schutz und Inwertsetzung eines Kulturerbes europäischer Industrie (Antike – 21. Jahrhundert). Mainz 2007; Charles D. HOCKENSMITH / Owen WARD: Millstones, Querns and Millstone Quarry Studies in The United Kingdom: A Bibliography. In: International Molinology 2007, 74, S. 24-31.

Mühlsteine aus der Eifel waren so beliebt, dass sie in großer Zahl nach England exportiert wurden. Ende des 19. Jahrhunderts wurde dann der Mühlstein allmählich durch den Walzenstuhl. Das sind Hartmetallzylinder, die das Mahlgut effektiver und sauberer verarbeiteten als die alten Mahlgänge.

Die bereits im Spätmittelalter einsetzende technologische Höherentwicklung der Inneneinrichtung kann hier nur angedeutet werden: Ein zentrales Problem beim Mahlvorgang war immer die Verunreinigung des Mahlgutes. Da konnten Sand, Dreck, Gras- und Getreidehalme mit drin sein oder, unangenehmer, Unkrautsamen und im schlimmsten Fall das giftige Mutterkorn. All das musste möglichst aussortiert werden. Am Anfang geschah das wohl rein manuell, aber das war arbeitsaufwendig und unsicher. Mit den „Windhäusern“ (Gebäuden) des Spätmittelalters, die das Mahlgut von Fremdkörpern reinigten, begann ein kontinuierlicher Prozess der Differenzierung.

Auch das gemahlene Korn bzw. Mehl selbst musste von Kleie und Abfällen getrennt werden. Schon im Mittelalter hatte man dazu Beutel, durch die das Mehl durchlaufen musste. Das Mehl drang durch die Fasern des Beutels nach außen, die gröberen Abfälle blieben im Beutel drin und wanderten in einen separaten Kasten. Die Beutel wurden später durch rotierende Sechskanter abgelöst, durch deren feine Gaze das Mehl nach außen in den Mehlkasten geschleudert wurde. Seit etwa 1890 wurde der Sechskanter durch den Plansichter ersetzt, eine Art großen Rüttelkasten.

Seit etwa 1820 verbreitete sich in Deutschland die sog. „amerikanischen Mühle“. In ihr wurde der zuvor handwerkliche Mahlprozess z. B. durch den Einsatz von Elevatoren in hohem Maße technisiert. Dabei bezeichnete man in Deutschland diesen neuen Mühlentyp meist als „Kunstmühle“.<sup>25</sup> Da die amerikanische Mühle ihre Mahl- und Reinigungsvorgänge übereinander anordnete, wurden neue Mühlengebäude grundsätzlich mehrstöckig angelegt. Alte „deutsche“ Mühlen, die auf das amerikanische System umrüsteten, erkennt man deshalb meist an nachträglichen Aufstockungen, d. h. an zusätzlich gebauten Stockwerken. Bau und Management der amerikanischen Mühle überforderte wegen der hohen Kosten für die Technisierung und Automatisierung oft die Möglichkeiten eines normalen Müllers. Deshalb kam es zu betriebswirtschaftlichen Umwälzungen. Nur noch finanzkräftige Kapitalgeber – Kaufleute und Bankiers – konnten die nötigen Mittel aufbringen, solche teuren Anlagen zu errichten. Die größten Kunstmühlen waren deshalb nicht mehr im Besitz von Müllern, sondern im Besitz von Financiers. Die Müller waren dann nur noch Angestellte.

Die Innovationen bei den Wasserrädern, Turbinen und bei der gesamten Inneneinrichtung waren besonders häufig im 19. Jahrhundert. Sie reichen aber bis ins Mittelalter zurück, das sich keineswegs als fortschrittsfeindliche Epoche erweist, wie man das bis in die Schulbücher hinein immer wieder nachlesen kann. Die Innovationen des Mittelalters sind unbestreitbar und führen in der technikgeschichtlichen Literatur immer wieder zu einer intensiven Debatte um eine „industrielle Revolution“ des Mittelalters.<sup>26</sup>

### Fazit

Auch wenn im Rahmen der vorstehenden Überlegungen die Probleme der historischen Erforschung der Wasserkraftnutzung nur angetippt werden konnte, ist deutlich geworden, dass es sich nicht um ein exotisches Randthema handelt. Die Erforschung der Wasserkraftnutzung ist zentral zunächst einmal für das Verständnis der vorindustriellen Gesellschaft, sodann aber durchaus auch für das Verständnis wesentlicher ökonomischer und ökologischer Vorgänge bis

---

<sup>25</sup> Dazu (jeweils wie Anm. 7): Mühlenatlas Rems-Murr, T. 2, S. 39ff; Mühlenatlas Ludwigsburg, S. 56ff; Mühlenatlas Heilbronn, T. 2, S. 34f; Mühlenatlas Schwäbisch Hall, T. 2, S. 180ff; Mühlenatlas Stuttgart, T. 2, S. 32-34.

<sup>26</sup> Dazu künftig zusammenfassend FRITZ 2021 (wie Anm. 6).

in die Gegenwart hinein. Und diese Erforschung erfolgt sinnvollerweise in landes- bzw. regionalgeschichtlichem Rahmen. Abgesehen von akademischen Recherchen bietet sich auch an, im Rahmen von Schulprojekten, einzelne Mühlen zu erkunden und – soweit in der Schule möglich – zu erforschen. Der Ertrag wird erheblich sein, und zwar weit über das Fach Geschichte hinaus. Das Thema eignet sich wie wenig andere für ein fächerübergreifendes Vorgehen. Im Fach Geschichte können die genannten historischen Aspekte Anwendung finden und darüber hinaus – was im vorliegenden Beitrag aus Platzgründen nicht behandelt werden konnte – die Lebensrealität der Müller und ihrer Familien erforscht werden. Das Fach Biologie kann untersuchen, wie Mühlkanäle und Schwellseen sich auf Flora und Fauna auswirken, also, inwieweit die Sorgen der EU um die flussaufwärts schwimmenden Fische berechtigt sind. Das Fach Geographie kann untersuchen, wo und unter welchen Umständen an welchen Wasserläufen Mühlen der verschiedensten Art angelegt wurden. Die Fächer Mathematik und Physik können Berechnungen über die Energieausbeute anstellen, können gemeinsam mit dem Fach Geographie das Gefälle, die Wassermenge und das Drehmoment berechnen. Im Fach Ökonomie können Wirtschaftlichkeitsberechnungen über Mühlen angestellt werden. Und, um zum Beginn des Beitrages zurückzukommen: Das Fach Deutsch kann Gedichte über Mühlen behandeln oder das Bild des Müllers, der Müllerin und der Mühle in Märchen und anderen Geschichten behandeln.<sup>27</sup>

### Mühlenlyrik – einige Beispiele

#### Justinus Kerner (1786-1862) 1830

Dort unten in der Mühle  
Saß ich in süßer Ruh  
Und sah dem Räderspiele  
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der bangen Säge,  
Es war mir wie ein Traum,  
Die bahnte lange Wege  
In einen Tannenbaum .

Die Tanne war wie lebend,  
In Trauermelodie,  
Durch alle Fasern bebend,  
Sang diese Worte sie:

„Du kehrt zur rechten Stunde  
O Wanderer, hier ein,  
Du bist´s, für den die Wunde  
Mir dringt ins Herz hinein!

Du bist´s, für den wird werden,  
Wenn kurz gewandert du,  
Dies Holz im Schoss der Erden,  
Ein Schrein zur langen Ruh.“

#### Joseph v. Eichendorff (1788-1857) 1813

In einem kühlen Grunde  
Da geht ein Mühlenrad  
Mein‘ Liebste ist verschwunden,  
Die dort gewohnt hat.

Sie hat mir Treu versprochen,  
Gab mir ein Ring dabei,  
Sie hat die Treu gebrochen,  
Das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht‘ als Spielmann reisen,  
Weit in die Welt hinaus,  
Und singen meine Weisen,  
Und geh’n von Haus zu Haus.

Ich möcht‘ als Reiter fliegen  
Wohl in die blut’ge Schlacht,  
Um stille Feuer liegen  
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlenrad gehen:  
Ich weiß nicht, was ich will –  
Ich möcht‘ am liebsten sterben,  
Dann wär’s auf einmal still!

<sup>27</sup> Einige Anregungen dazu bei Gerhard FRITZ: Wasserkraftnutzung. Ein aktuelles Thema im Geschichtsunterricht. In: Schulmagazin 5-10 (Oldenbourg), 1/2010, S. 12-14 und DERS: Wasserkraftnutzung in fachwissenschaftlicher und fachdidaktischer Hinsicht. In: LGFU 6 (2010), S. 9-20. Vgl. auch Geschichte Lernen 6 (1993), Heft 52, das sich mit dem Thema „Mensch und Technik im Mittelalter“ befasst. Mehrere Beiträge gehen auch auf Wasserkraftnutzung ein.

Vier Bretter sah ich fallen,  
Mir ward's ums Herze schwer,  
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,  
Da ging das Rad nicht mehr.

### **Theodor Storm (1818-1888)**

Nun ist es still um Hof und Scheuer,  
Und in der Mühle ruht der Stein;  
Der Birnbaum mit blanken Blättern  
Steht regungslos im Sonnenschein.

Die Bienen summen so verschlafen;  
Und in der offenen Bodenluk,  
Benebelt von dem Duft des Heues;  
Im grauen Röcklein nickt der Puk.

Der Müller schnarcht und das Gesinde,  
Und nur die Tochter wacht im Haus;  
Die lachtet still, und zieht sich heimlich  
Fürsichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburschen,  
Der kaum den schweren Augen traut;  
„Nun küsse mich, verliebter Junge;  
Doch sauber, sauber! Nicht zu laut.“

### **Anonym**

Meunier tu dors, ton moulin, ton moulin  
va trop vite  
Meunier tu dors, ton moulin, ton moulin,  
va trop fort

Ton moulin, ton moulin va trop vite  
Ton moulin, ton moulin va trop fort  
Ton moulin, ton moulin va trop vite  
Ton moulin, ton moulin va trop fort

*(Les paroles qui suivent ont été ajoutées  
par la suite)*

Meunier tu dors, et le vent souffle, souffle  
Meunier tu dors, et le vent souffle fort  
Les nuages, les nuages viennent vite,  
Et l'orage et l'orage gronde fort !  
Les nuages, les nuages viennent vite,  
Et l'orage et l'orage gronde fort !  
Le vent du Nord a déchiré la toile  
Meunier, tu dors, ton moulin est bien mort

### **Friedrich Georg Jünger (1898-1977)**

Wie mühsam scheint dem frischen Geiste,  
Wenn er sich freudig regt, der eine  
Stets wiederholte Schwung, wie lähmt ihn  
Der immer gleiche Lauf der Steine.

Denn wenn ich auch den Zwang begreife,  
In dem die Werke mürrisch gleiten,  
Weil Kraft und List sie so bezwungen,  
Dass sie gebrochen, wo sie streiten.

So spür ich doch den Hass der Knechte,  
Die tief unten rastlos regen.  
Ich höre sie im Joche knirschen,  
Wenn sie gezwungen sich bewegen.

Den Läufer seh ich, der sich seufzend  
Zu drehn beginnt, wie er im Kreisen  
Hineilend wiederholt ein Gleiches,  
Den harten Gang von Stein und Eisen

Wenn er dahinrollt ohne Ende,  
Geschwungen von dem Strahl der Spindel,  
Die nie ihn freigibt, dann erfasst mich  
Bei solchen Mühlen oft ein Schwindel.

Ein Zittern läuft durch all die Räume,  
Wenn unter mir die Böden schwanken  
In denen weiße Stäubchen schweben  
Fühl' ich die Mühle in mir beben.

Leblos drängt sich nun ins Leben,  
Denn langer Dienst häuft die Empörung,  
Und müde ihrer Fron begehren  
Die Werke Ruhe und Zerstörung.





Rösersmühle, Mainhardt, Wehr, Einlass zur Turbine (Rechen), Holzlagerplatz, August 2010

# Deutsch-französisches Glossar zur Wasserkraftnutzung

von René Siegrist

## Mühlentypen

Drogenmühle	moulin à herbes médicinales et autres substances non botaniques qui entraînent dans les produits pharmaceutiques de l'époque.
Eisenhammer	martinet
Gewürzmühle	moulin à épices
Gipsmühle	moulin à plâtre
Glasurmühle	ce moulin fabriquait de la glaçure, des poudres pour vitrifier (et aussi décorer) la surface de la céramique commune afin de la rendre imperméable
Hammerwerk/Hammermühle	taillanderie (voir musée de la taillanderie dans le Jura : <i>mechanisches Dengeln von Sensen</i> ), le marteau hydraulique, le moulin à fer. C'était une usine qui travaillait/façonnait le fer à l'aide de lourds marteaux actionnés par la force de l'eau.
Hirsenmühle	moulin à millet
Knochenmühle	moulin à os. La poudre des os était utilisée pour fabriquer de la colle (d'Limmgägel, à Strasbourg).
Kunstmühle	moulin à farine ayant bénéficié des progrès techniques, par rapport aux moulins traditionnels.
Lohmühle	moulin à tan
Malzmühle	moulin à malt
Ölmühle	moulin à huile
Pochwerk	concasseur de minerai
Pulvermühle	moulin à poudre (explosif)
Sägemühle	scierie
Schiffmühle	moulin flottant, par opposition à la <i>Landmühle</i> , installée sur la terre ferme.
Schleifmühle	moulin à aiguiser, à émoudre. Peut aussi désigner un moulin à polir (verres)
Senfmühle	moulin à moutarde
Tonmühle	moulin à broyer l'argile, le kaolin, le feldspath, le quartz etc. qui servent à la fabrication de la céramique.

Walke/Walkmühle le foulon (à chanvre, à draps, etc.)

Zichorienmühle moulin à chicorée

### **Außerhalb der Mühle**

Durchflussmenge le débit

Drehmoment couple de rotation

Gefälle la pente, la déclivité, chute d'eau

Mühlkanal/Mühlgraben canal du moulin, bief du moulin, canal d'amenée, parfois Mühlgraben = canal de fuite

Pansterrad roue à aube réglable

Rechen grille de protection contre les matériaux dérivants dans le cours d'eau ou le canal d'amenée (*Mühlrechen*),

Schwellsee/Stausee retenue d'eau, le barrage réservoir

Streichwehr décharge, seuil d'arasement, déversoir

Wasserrad roue hydraulique

Wehr barrage

### **Innerhalb der Mühle**

Aufschütt-Trichter s. Trichter trémie

Beutel le bluteau ou le blutoir, toile servant au tamisage fin de la farine

Bodenstein meule gisante, dormante, *meta*

Haue anille ou fer à moulin

Läuferstein meule courante, tournante, volante, *catillus*

Mahlgang le triturateur

Mühleisen petit fer, axe en fer de la meule tournante

Mühlstein la meule

Mutterkorn l'ergot ergot du seigle à l'origine du feu de St Antoine

Plansichter le plansichter, le blutoir

Rütteleisen l'œillard, pièce d'un tamis

Sechskanter littéralement « six pans », le bluteau cylindrique, bluteau (voir vocabulaire du lien joint)

Trichter entonnoir

Walzenstuhl moulin á cylindres. structure, armature dans laquelle sont placées les cylindres, désigne aussi l'ensemble du dispositif.

Wellbaum tambour, axe

Zarge dormant, le chassis, l'archure

### **Sonstiges**

Urkarte les premières cartes



# TAGUNGSBEITRÄGE II: UNTERRICHTSPRAKTISCHE BEITRÄGE /

## INTERVENTIONS DIDACTIQUES DU CONGRÈS

### Flößerei im Schwarzwald

#### Ein Beitrag zur regionalen Identität

von Larissa Kallfass

#### Erinnerungsorte und historisches Gedächtnis als Ansatz

Der französische Historiker Pierre Nora erforschte zusammen mit weiteren Historikern in den 1980er Jahren nationale Erinnerungsorte und legte in den 1980er Jahren sein Konzept der „*les lieux de mémoire*“ in sieben Bänden vor.<sup>1</sup> Ziel war es, Orte, Regionen, Ereignisse, Personen und Gebäude zu beschreiben, die in der französischen kollektiven Erinnerung eine Rolle spielen. Nora ging es dabei „weniger um die Ergebnisse als darum, wie diese im Nachhinein konstruiert werden, wie sie in Vergessenheit geraten und wieder an Bedeutung gewinnen, weniger um die Vergangenheit, wie sie sich zugetragen hat, als um ihre Wiederverwendung, ihren Missbrauch, ihren Einfluss auf die nachfolgenden Generationen.“<sup>2</sup> Die Frage nach den Faktoren für Aufstieg und Untergang von Erinnerungsorten in den Zeitläuften ist mit ausschlaggebend für die Definition eines Erinnerungsortes selbst.<sup>3</sup>

Historisches Erinnern führt durch eine neue Art des Gegenwartsbezuges zu einer anderen Art der Geschichtsschreibung. So richtete die Geschichtswissenschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts den Blick darauf, wie Gemeinschaften sich heute noch an diese Gegebenheiten ungeachtet politischer und kultureller Hintergründe erinnern. Territoriale, regionale oder auch nationale Grenzen werden überwunden, da Erinnerung und historisches Gedächtnis nicht an Grenzen stehenbleiben. Dasselbe gilt für die Überwindung von Epochengrenzen. Es dreht sich ausschließlich um die „gebündelten Erinnerungen [...] als kollektive Erinnerung und Identität“<sup>4</sup>, welche charakteristisch für die zu beschreibenden Orte als transregionale und transnationale Räume im kollektiven Gedächtnis verankert sind oder wieder hervorgerufen werden.

Demnach zählt beispielsweise eine Region, wie der Schwarzwald als Erinnerungsort, wenn das Gebiet durch zusammengefasste geschichtsträchtige „Kristallisationspunkte“<sup>5</sup> geprägt ist, die über regionale Grenzen und Zeiten hinweg einst bedeutsam waren, immer noch sind und so in das gesellschaftliche Gedächtnis Eingang fanden.

#### Der Schwarzwald als geographischer und historischer Raum

Die erste schriftlich überlieferte namentliche Gebietsbestimmung des Schwarzwalds findet sich in einer Urkunde des Klosters St. Gallen aus dem Jahr 868 n. Chr. unter der Bezeichnung *saltus Svartzwald* („schwarzer Wald“) – eine Bezeichnung, die an die Unmengen dunkler Fichten und

<sup>1</sup> Pierre NORA: *Les lieux de mémoire*. Paris 1984–1992. Dt.: *Erinnerungsorte Frankreichs*. München 2005.

<sup>2</sup> Jürgen DENDORFER: *Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein*. Freiburg 2017, S 7 f.

<sup>3</sup> Frank MEIER/Ralf SCHNEIDER: Einleitung. In: *Erinnerungsorte - Erinnerungsbrüche. Mittelalterliche Orte, die Geschichte mach(t)en*, hg. von Frank MEIER/Ralf SCHNEIDER. Ostfildern 2013, S. 7-25, hier S. 8.

<sup>4</sup> <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/erinnerungsort/> Stand 26. 12.2018, 13.23 Uhr.

<sup>5</sup> DENDORFER (wie Anm. 2), S. 7.

Tannen erinnert.<sup>6</sup> Die lateinische Bezeichnung *Silva Nigra* (dt. „schwarzer Wald“) entstammt der Zeit der Römer und bezeichnet heute noch umgangssprachlich den Südschwarzwald.<sup>7</sup>

Der Schwarzwald ist das höchste Mittelgebirge und das größte Waldgebiet Deutschlands. Es gliedert sich in den Nord-, Süd-, und den Hoch- oder Mittelschwarzwald. Am höchsten Punkt, dem Feldberg liegt die Waldregion bei fast 1.500 Metern über dem Meeresspiegel. Der geografische Raum umfasst eine Fläche von circa 600.000 Hektar und erstreckt sich auf einer Länge von ca. 160 Kilometer in Nord-Süd-Richtung und dehnt sich im Süden auf etwa 60, im Norden auf gut 20 Kilometern Breite aus. Damit sind zwei Drittel der Fläche mit Wald bedeckt, wobei im Norden der Waldanteil noch etwas höher ist als im Süden. Dort beläuft sich das bewaldete Gebiet auf über 60 Prozent der Gesamtfläche.<sup>8</sup> Seit einhundert Jahren dominiert das Nadelholz, das im Kreis Freudenstadt 97 % aufweist (Fichte 61 %, Tanne 26 %, Kiefer 8 %, Douglasie 1%), während das Laubholz 3 % ausmacht.<sup>9</sup> Mit diesem großen Waldvorkommen beherbergt der Schwarzwald essentielle Ressourcen, welche von jeher erlauben, das Gebirge forst- und landwirtschaftlich zu besiedeln und zu erschließen.<sup>10</sup>

Die Unmengen an dunklen Bäumen hatten im Gesamten eine bedrohliche Wirkung auf die Menschen. Daher wurde der Wald lange Zeit gemieden. Die dichten Waldflächen blieben unbesiedelt, und so blieb das gebirgige Land bis vor rund eintausend Jahren in seinem Naturzustand.<sup>11</sup> Zur Zeit der Römer fanden sich vereinzelt Siedlungen in dem walddreichen Gebiet. Auch alamannische Adelsfamilien errichteten bereits ab dem 8. Jahrhundert vereinzelt Siedlungsplätze am Rand des Schwarzwaldes. Insgesamt dauerte es aber rund 500 Jahre bis zur Durchdringung und Kultivierung des Schwarzwaldes.<sup>12</sup> Ab dem 11. bis 13. Jahrhundert trieben die Grafen von Calw und Nellenburg sowie die Markgrafen von Baden und die Klöster die konsequente Erschließung der dichten Wälder voran. Besonders die Zähringer und Habsburger erschlossen zusammen mit den von ihnen gegründeten Klöstern die Täler und Hochflächen des Schwarzwalds, rangen Weidebezirke dem Wald ab und errichteten einzelne Höfe. Nach und nach entstanden zahlreiche Siedlungsgebiete und Gemeinden, welche heute noch vorhanden sind, aber in ihrer Fläche den Waldanteil des Schwarzwalds dennoch nicht überwiegen.<sup>13</sup>

Durch das gebirgige und urwaldartige Gebiet des Schwarzwaldes ziehen sich einige Flüsse. Auch die europäische Kontinentalwasserscheide verläuft durch den Schwarzwald. Die nach Westen und Süden abfließenden Gewässer, Kinzig, Murg, Oos, Acher und Rench münden in den Rhein und damit in die Nordsee. Die Flüsse Breg und Brigach fließen ostwärts, münden in die Donau und entwässern somit in das Schwarze Meer.<sup>14</sup> Diese weitreichenden Gewässer boten von jeher perfekte Bedingungen und Gegebenheiten für das Ausschöpfen der Waldressourcen und deren Transport auf den Wasserwegen.

---

<sup>6</sup> GEOGRAPHISCH-KARTETISCHES INSTITUT: Der Nordschwarzwald. München 1993/94, S. 3 f.

<sup>7</sup> Sönke LORENZ/Axel KUHN: Baiersbronn. Vom Königsforst zum Luftkurort. Stuttgart 1992, S. 10 f.

<sup>8</sup> GEOGRAPHISCH-KARTETISCHES INSTITUT (wie Anm. 6), S. 4.

<sup>9</sup> LORENZ/ KUHN (wie Anm. 7), S. 12.

<sup>10</sup> Ebd., S. 12.

<sup>11</sup> Adolf HANLE: Mayers Natur-Führer: Der Nordschwarzwald. Berlin 1989, S.7 ff.

<sup>12</sup> GEOGRAPHISCH-KARTETISCHES INSTITUT (wie Anm. 6), S. 3 ff.

<sup>13</sup> Ebd., S. 3 ff.; Adolf HANLE: Mayers Natur-Führer: Der Nordschwarzwald. Berlin 1989, S. 7.

<sup>14</sup> GEOGRAPHISCH-KARTETISCHES INSTITUT (wie Anm. 6), S. 3.

Der nahezu unerschöpfliche Rohstoff Holz bildete die Grundlage des Holzhandels. Die Kombination von großem Holzvorkommen und dessen Transport auf Floßstraßen lag demnach nicht mehr fern. Im Schwarzwald entwickelte sich daher ein aufsteigendes Flößergewerbe.

Geschichtlich geprägte kollektive Erinnerungen an das höchste Mittelgebirge Deutschlands gibt es in vielerlei Hinsicht. So assoziiert man den Schwarzwald heute mit dem Bollenhut, der Kuckucksuhr, Wilhelm Hauff, deftigen Essen, volkstümlicher Musik und den Fernsehserien „Die Schwarzwaldklinik“ und „Die Fallers“. Diese Assoziationen im transregionalen und transnationalen Gedächtnis wirken durchaus identitätsstiftend.

### **Der Schwarzwald als Erinnerungsort**

Der Schwarzwald als das größte Waldgebiet Deutschlands zeigt in Bezug auf seine Wald- und Holznutzung gesamtgesellschaftliche und „geschichtsträchtige Kristallisationspunkte“<sup>15</sup> im Sinne eines Erinnerungsortes. Ob sich diese „Kristallisationspunkte“ auch hinsichtlich der Flößerei finden lassen und damit das Gewerbe selbst als Erinnerungsort beschrieben werden kann, wird zu klären sein. Die vielfältigen Erinnerungen an den Schwarzwald lassen sich als ein mögliches zeitunabhängiges erkenntnistheoretisches Konstrukt transregional aufgreifen, was Noras Anforderung an einen Erinnerungsort entspricht.

### **Abriss der Geschichte der Flößerei im Schwarzwald**

Der bisher älteste und bekannteste Fund eines Floßes in Deutschland von 1921 stammt aus dem Wilden Riede des Federsees. Das Floß war in einem guten Zustand und konnte der Bronzezeit, um ca. 2000 bis 800 v. Chr. Christus, zugeschrieben werden.<sup>16</sup> Es bestand aus dicken Rundholzstämmen, die etwa 40 bis 60 Zentimeter dick und ca. fünf Meter lang waren. Das Holz war somit stärker, als das übliche zur Bronzezeit verwendete Holz für den Häuserbau. Das gefundene Floß musste daher als Lastfloß beziehungsweise Fährfloß genutzt worden sein. Auffallend war neben der Stärke der Rundholzstämmen, dass die Stämme mit Bastseilen zusammengebunden waren. Diese besondere Technik konnte bis heute bei keinem anderen Fundus entdeckt werden und verweist damit auf eine unbekannte Flößerkunst.<sup>17</sup>

Im Vergleich zu dem Transport mit Pferden oder Ochsen und Wagen hatte die Beförderung mit dem Floß mehrere entscheidende Vorteile: kein Zugvieh, das der Rast und Verpflegung bedurfte, die enorme Geschwindigkeit der Flöße, die durch das oftmals reisende Flusswasser entstand und das Umgehen von längeren Gebirgsstrecken mit großen Höhenunterschieden. „In den frühesten Zeiten deutscher Kultur mochte von einem Holztransport auf größere Entfernung zu Land keine Rede gewesen sein, da das an sich geringwertige Holzmaterial entweder aus Mangel an Wegen gar nicht oder aus zu schlechter Beschaffenheit vorhandener Wege, nur mit hohen Transportkosten fortzuschaffen war. Somit blieb nur noch der Wassertransport übrig, der auch heute noch den Landtransport an Billigkeit und Bequemlichkeit bei weitem übertrifft“, stellt Karl Luttenberger 1904 fest.<sup>18</sup>

Die lange Geschichte und Entwicklung der Flößerei ist hinsichtlich deren Ursprungs weitgehend unklar. Johann Beckmann schließt aus den „spärlichen Bezeichnungen, welche die Antiken Sprachen über den Begriff des Flössens besäßen, [...] dass unsere Vorfahren – unter diesen wahrscheinlich die Schwaben – die ersten gewesen seien, welche die Flösserei im

---

<sup>15</sup> DENDORFER (wie Anm. 2), S. 7.

<sup>16</sup> Hans REINERTH: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. Leipzig 1936, S. 147.

<sup>17</sup> Detlev ELLMERS: Flößerei in Vorgeschichte. Römerzeit und Mittelalter. Hans-Walter KEWELOH (Hg.): Flößerei in Deutschland. Stuttgart 1985, S. 12 f.

<sup>18</sup> Karl LUTTENBERGER: Untersuchungen über die Flößerei auf dem Neckar und seinen Nebenflüssen in geschichtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht. Diss. Heidelberg 1904, S. 1.



grossen betrieben hätten.“<sup>19</sup> Eine Karte über die verwendeten sog. „Floß- und Triftgewässer“ findet sich im Buch von Max Scheifele.<sup>20</sup>

Die Flößerei im Schwarzwald geht bis in die Zeit der Römer zurück. Auch das erste Schwarzwaldfloß dürfte aus der dieser Zeit stammen.<sup>21</sup> Das dringend benötigte Bau- und Brennholz konnte am leichtesten auf den Flüssen transportiert werden. Dabei wurden die Rundholzstammen zu einem Floß zusammengebaut und nach dem Transport zur Verarbeitung wieder auseinandergenommen. Archäologische Überreste belegen die Floßtransporte. So fand man in der walddreichen Region des Schwarzwaldes unter anderem Floßstraßen aus der Zeit des Römischen Reichs, so eine wohl um 90 n. Chr. angelegte Straße von Straßburg über Ettlingen nach Pforzheim, die weiter über Leonberg nach Cannstatt führte.<sup>22</sup> Auch aus den aus den römischen Provinzen am Rheins sind Zeugnisse für eine sehr vielfältige Flößerei auf uns gekommen.<sup>23</sup> Dieser Fluss bot durch seine wesentlich größere Breite, Länge und Tiefe mehr Spielräume, Kapazitäten und durch seine Verästelung mehr Möglichkeiten für Transportwege als beispielsweise die Enz.<sup>24</sup> An der Enz im Nordschwarzwald entstand am Ende des 1. Jahrhunderts eine römische Siedlung namens *Portus*, was mit Furt, Überfahrt oder Hafen übersetzt werden kann. Diese Namensgebung findet sich noch heute im Namen der Stadt Pforzheim wieder. Im Wald flussaufwärts konnten keine römischen Siedlungen nachgewiesen werden. Lediglich im Dekumatland lässt sich durch einige Funde von Ton- und Grabbeigaben auf eine gewisse, aber dennoch geringe Waldnutzung der Menschen zu der Zeit schließen. Pforzheim war somit im Schwarzwald die größte Siedlung der Römer und zugleich einer der größten Umschlagsplätze der Flößerei im Nordschwarzwald an der Enz. Neuere Grabungen beim Kappelhof in Pforzheim konnten römische Kanäle nachweisen, auf denen gefloßt wurde. Auch wenn die Organisationsform dieser Flößerei nicht bekannt ist, so lässt sich „ein wohl durchdachtes System mit Zwischenhandel, Handelsverbänden, Flößergilden usw.“ annehmen.<sup>25</sup> Im römischen Flößerbrauchtum, wie später im Mittelalter auch, wurden die Flöße an den Zielorten auseinandergebaut und die Rundholzstammen zur Holzverarbeitung weitergeleitet. Diese Flöße dienten rein dem Holzhandel. Daneben gab es auch Last- und Fährflöße, welche zum Transport von Gütern verwendet wurden. Die Flößerei war für landwirtschaftliche Betriebe, die Märkte und zur Holzversorgung des römischen Heeres gleichsam wichtig.<sup>26</sup> Caesars Kommentare zu seinem „Gallischen Krieg“ verweisen auf diesen Floßgebrauch zu Transportzwecken und zur Holzvorratssicherung seiner Truppen. Danach hätten die keltischen Helvetier im Jahre 58 v. Chr. die Saône (*ratibus ac lintribus iunctis*) und einige Jahre später die Sugambrenn den Rhein überquert (*navibus ratibusque*). Demnach bauten auch die Kelten, sowie die Germanen, Flöße und nutzten diese als besonders tragfähige und stabile Transportmittel, sowohl für den Holztransport als auch für den Warentransport.<sup>27</sup> Aus der Römerzeit stammen ebenfalls materielle Zeugnisse, welche den Nachweis für die

---

<sup>19</sup> Ebd., S. 1.

<sup>20</sup> Max SCHEIFELE: Aus der Waldgeschichte des Schwarzwaldes. Die Trift von Brenn- und Kohlholz. Wenn Grenzsteine reden. Landesforstverwaltung Baden-Württemberg. Stuttgart 2004, S. 8.

<sup>21</sup> Max SCHEIFELE: Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald – Holz – Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebiets. Karlsruhe 1996, S. 49.

<sup>22</sup> Ebd., S. 48 f.

<sup>23</sup> Detlev ELLMERS: Flößerei in Vorgeschichte. Römerzeit und Mittelalter. In: H. W. KEWELOH (Hg.): Flößerei in Deutschland. Stuttgart 1985, S. 14 f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 14 f.

<sup>25</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 50 f.

<sup>26</sup> ELLMERS (wie Anm. 26), S. 18.

<sup>27</sup> Ebd., S. 13 f.

Existenz und den Gebrauch der Flößerei zur Zeit der Römer erbringen. So fand man spezielles Flößerwerkzeug, darunter einen Flößerhaken aus Eisen aus „La Tène“, dem Ort, nachdem die keltische Kultur der Latènezeit benannt wurde.<sup>28</sup> Auch die Inschrift eines Altars an dem Zusammenfluss der Murr mit dem Neckar, welcher 1779 ausgegraben wurde, verweist auf den allgegenwärtigen Nutzungsgebrauch der Flößerei in der Antike: *Pro Saltue imperii Genio natuarum Gajus Julius Ubicus dat dedicat voto soluto libentissimo merito* (dt. „Danach hat Gaius Julius Urbicus dem Genius der Flößer zum Heile des Reichs (diesen Altar) geweiht und gewidmet.“).<sup>29</sup>

In Schriftquellen des frühen Mittelalters finden sich Belege für den Bau von Flößen unter der Bezeichnung *flota*, aus dem sich unser heutiges Wort Floß ableitet. Die frühesten Belege für die Existenz von Flößen im Mittelalter finden sich in angelsächsischen Glossen des 8. Jahrhunderts, die lateinisch *ratis* mit altenglisch *flyte* übersetzten. Nach Detlev Ellmers wird zur Zeit des Frühen Mittelalters die Flößerei in den schriftlichen Quellen als Gewerbebetrieb jedoch nicht erwähnt. Es sind die archäologischen Funde, welche das Brauchtum und den Handel der Flößerei im Frühmittelalter belegen. So fand man auf dem wikingerzeitlichen Gehöft von Tönning-Elisenhof (Schleswig-Holstein) eine große Zahl von Hausbalken, welche speziellen Bohrungen des Flößerhandwerks aufwiesen.<sup>30</sup>

Quellen des 13. Jahrhunderts verwiesen erstmals auf die Existenz und die Handhabung des wirtschaftlichen Gewerbes des Floßtransports, speziell auf dem Rhein und in ganz Deutschland. Die Koblenzer Zollkontrolle von 1208 bestimmte, dass die Masse Holz, die Floß genannt wird, die Liegegebühren der größten Schiffe zahlen sollte.<sup>31</sup> Bereits im 13. Jahrhundert wurde auf der Saale, der Elbe, dem Rhein mit seinen Nebenflüssen sowie den Alpenflüssen Holz gefloßt.<sup>32</sup>

Urkundliche Quellen geben Auskunft über den Holzhandel und dessen Zollwesen. So wird bereits 1288 auf der Murg ein Wasserzoll zu Kuppenheim von *4 pfund heller geldes auf dem Wasserzoll* erwähnt.<sup>33</sup> Auch Max Scheifele erwähnt den Holzhandel speziell im Murgtal des Nordschwarzwalds und dessen Fernhandel durch den Floßtransport und nennt als frühesten bekannten Hinweis auf die Flößerei im Murgtal das älteste Siegel der Stadt Gernsbach, seit 1243 als Stadt belegt. Dieses Ursiegel zeigt im gotischen Dreiecksschild die fünfblättrige Ebersteiner Rose, der die Handwerkszeichen der Flößer, nämlich zwei Floßhaken, als Beizeichen daruntergesetzt sind.<sup>34</sup> Bedeutend ist vor allem der zwischen dem Markgraf Rudolf IV. von Baden und dem Grafen Ulrich III. von Württemberg geschlossene Floßvertrag vom 17. Februar 1342 über Regelungen zur Neckarflößerei (vgl. M 1).<sup>35</sup> Dieser erste deutsche Floßvertrag erklärt „daß sie auf Bitten der Reichstadt Heilbronn“ die Flüsse Würm, Nagold, Enz und Neckar und auch *die strazza uf den selben wassern* für die Flößerei geöffnet und

---

<sup>28</sup> Ebd., S. 17.

<sup>29</sup> LUTTENBERGER (wie Anm. 20), S. 1 f.

<sup>30</sup> ELLMERS (wie Anm. 26), S. 20 f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 22.

<sup>32</sup> Jürgen DELFS: Die Flößerei in Deutschland und ihre Bedeutung für die Volks- und Forstwirtschaft. In: KEWELOH (wie Anm. 23), S. 112.

<sup>33</sup> Ebd., S. 112.

<sup>34</sup> Max SCHEIFELE: Die Murgschifferschaft. Geschichte des Floßhandels, des Waldes und der Holzindustrie im Murgtal. Gernsbach 1988, S. 101 f.

<sup>35</sup> Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. Band 1, hg. von Eugen KNUPFER (Württembergische Geschichtsquellen 5). Stuttgart 1904, Nr. 160, S. 73-75; vgl. dazu: Max SCHEIFELE: Ein Schwarzwälder Floßvertrag von 1342. Älteste Urkunde zur Regelung der Flößerei. In: Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 162/4 (1991), S. 65-68.

aufgemacht haben und dies auch *immer und ewiglich so bleiben solle*.<sup>36</sup> Zudem lässt sich aus dem Schriftstück entnehmen, dass die Flößerei bereits vor 1342 bestanden hatte.<sup>37</sup> Da solchen Verträgen längere Entwicklungsprozesse und Verhandlungen vorausgingen, dürfte bereits im 14. Jahrhundert das Flößergewerbe zu immenser Bedeutung gelangt sein. Durch die Überlieferungen aus dem Hoch- und Spätmittelalters lassen sich Aussagen über Bauarten, Konstruktionen, spezielle Nutzungsweisen und Größenordnungen treffen. In den Schrift- und Bildquellen ab dem 15. Jahrhundert wird die Relevanz des sich etablierenden Holzgewerbes besonders deutlich.<sup>38</sup> So zeigt ein Bild aus der Schedelschen Weltchronik von 1493 auf einem Holzschnitt von Regensburg Flöße, die aus ca. fünf bis acht Stämmen, welche mit Querleisten zusammengebunden sind, bestehen. Diese liegen am Ufer der Isar oder bewerkstelligen den Transport auf der Donau vor Regensburg. Ebenfalls ist ein Warentransport in Form von Holzfässern auf einem Floß deutlich zu erkennen. Das Floß wird dabei von zwei Männern mit Hilfe ihrer langen Holzstangen manövriert.<sup>39</sup>

Während die Landesherren zuerst nicht selbst ihre Wälder bewirtschafteten, sondern Privatleuten zur Nutzung überließen und daraus hohe Geldsummen zogen, änderte sich mit dem Aufschwung der Flößerei vermehrt die mittelalterliche Gepflogenheit der Überstellung von Waldgebieten. Einst wurde die Holzung abgelegener Wälder aus eigener Kraft vorgenommen, die sich aber als „zu schwierig, zu kostspielig und zu risikoreich“ erwies, wie Max Scheifele betont. Doch durch die verbesserten Transportmöglichkeiten überwogen das Interesse der württembergischen Herzöge an dem Holz an sich und dessen Verkauf auf eigene Rechnung. So geht aus der Überlieferung des Wildbader Forstmeisters Hans Scheuerstein 1550 hervor, *daß er auf herzoglichen Befehl 14 Jahre lang aus dem Herrschaftswald [...] Bauholz nach Bietigheim, Gröningen, Ditzingen, Gerlingen, Sachsenheim, auf den Asperg, ins Schloss nach Vaihingen, Leonberg und Brackenheim lieferte*. Auch die Rechnungen des Amtes Vaihingen/Enz listen für 1485 und 1488 auf der Enz herbeigefloßte Dielen und Zimmerholz für das Schloss auf.<sup>40</sup>

Floßfunde des Schwarzwalds geben ebenfalls Aufschluss über das wachsende Handwerksgewerbe der Flößer. Die Entwicklung der Flößerei kann an der Konstruktion der Flöße, Größenordnungen der Transporte und der Nutzung der Flöße bemessen werden. Die Flöße dienten zwar hauptsächlich dem Holztransport, wurden jedoch auch zum Warentransport genutzt. Der Floßtransport von Warengütern gewann zwischen den Städten an Bedeutung.

### **Die Bedeutung der Flößerei für den Schwarzwald**

Die Flößerei spielte für die wirtschaftliche Entwicklung des Mittelalters bis hin zur Neuzeit eine große Rolle. Diese Bedeutung kann nur im Zusammenhang mit der damals wichtigsten Grundlage für die menschliche Existenz beleuchtet werden. Diese war der Wald mit seinen Ressourcen.

Der Wald bot eine unzählige Anzahl an Verwendungsmöglichkeiten für die Menschen. Holz war als Allzweckprodukt im mittelalterlichen Gebrauch nahezu überall anzutreffen. Es wurde für die Wärmeerzeugung, für die Erbauung von Städten, Höfen und Häusern, zur Herstellung von Werkzeugen, Möbeln oder Fahrzeugen (Karren, Wagen oder Flöße) verwendet. Auch zur Gewinnung von Teer, Wachs, Harz, Terpentin, Gerbrinde, Zunderschwämme, Kienspäne, Pottasche, Ruß und Holzkohle wurde der Wald genutzt. Zusammen mit seinen Erzeugnissen

---

<sup>36</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 53 f.

<sup>37</sup> LUTTENBERGER (wie Anm. 20), S. 2 f.

<sup>38</sup> ELLMERS (wie Anm. 26), S. 22.

<sup>39</sup> Ebd., S. 22.

<sup>40</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 60, 63.

wie Honig, Früchte, Pilze, Weiden und Mast galt der Wald als wichtigster Erzeuger und Lieferant einer Vielzahl von Wirtschaftsgütern.<sup>41</sup> Das Ausschöpfen der Waldressourcen stellt die essentielle Lebensgrundlage der Menschen sicher. Besonders die Bewohner der walddreichen Regionen waren damit direkt oder auch indirekt auf ihn und seine Erzeugnisse angewiesen. Der Wald der Schwarzwaldregion galt als „Wiege zum Grab der Natur“<sup>42</sup>. Wer keine eigene Hofflur besaß, arbeitete als Fuhrmann, Holzfäller, Holzknecht, im Bergbau, als Köhler, als Flößer oder als Flößergehilfe. Das Holz wurde zum „Gold des Schwarzwalds“<sup>43</sup>, und es entstand ein weitreichendes Handelsgewerbe rund um den gefragten Rohstoff.

In dichtbesiedelten Gebieten, besonders in den Städten, gab es eine besonders hohe Nachfrage an Holz. Auch in Bergbaugebieten oder in der Nähe von Eisen- und Glashütten und Salinen fand ein großer Holzverbrauch statt. Der allgemeine Bevölkerungszuwachs und der ansteigende Wohlstand der Gesellschaft führten zu einer ständig ansteigenden Nachfrage an Holz.<sup>44</sup> Diese umfassend benötigte und weitreichende Holzversorgung machte damit den Holztransport zu einem stetig gefragten und wachsenden Gewerbe.

Insgesamt waren die Waldnutzung und insbesondere auch die Holznutzungs- und Verwendungsmöglichkeiten bis ins 19. Jahrhundert außerordentlich vielfältig. Die steigende Nachfrage führte zu vermehrter Arbeit rund um das Wirtschaftsgut Wald. Eine große Anzahl von Handwerkern war gefragt und neue Berufsfelder entstanden.<sup>45</sup> Der Holzhandel zählte dabei zu einem der Arbeitsbereiche, in dem am meisten Geld verdient werden konnte.<sup>46</sup>

Der immense Holzbedarf machte sich jedoch nicht nur vorteilhaft bemerkbar. In den gerodeten Flächen waren die natürlichen Vorräte schnell erschöpft. Bald herrschte ein Mangel an Holz als Rohstoff- und Energielieferant. Dieser führte zu räuberischen Holzabbau an den Wäldern und wirtschaftlichen Verlusten. Der wertvolle Rohstoff Holz des Schwarzwaldes war zwar noch zur Genüge vorhanden, allerdings in Waldgebieten, welche noch nicht erschlossen und damit für den Abbau unzugänglich waren.<sup>47</sup> Der Transport auf den unzureichenden und nicht ausgebauten oder gar nicht vorhandenen Straßen und Waldwegen über längere Entfernungen schien zu dieser Zeit schlichtweg nicht möglich. Der Landtransport von langen Baumstämmen mit Ochsen- oder Pferdegespannen auf den unbefestigten Straßen war extrem mühsam, gefährlich und oftmals nicht handhabbar.<sup>48</sup>

Damit war das Gewerbe des Holzhandels im Wesentlichen eine Frage der Logistik. Gezwungenermaßen mussten neue Möglichkeiten für das Transportieren des Holzes erschlossen werden. Wie bereits zur Zeit der Römer war somit die Flößerei die intelligentere, wenn auch nicht einzige Option des Holztransports aus dem schwer zugänglichen Gebiet des Schwarzwalds. Diese gelang zwar auch nur überall dort, wo flößbare Gewässer die Waldgebiete durchzogen, dennoch galt der Transport auf Wasserwegen als die einfachste, billigste und bequemste Möglichkeit, Holz über weite Entfernungen zu transportieren und zu den

---

<sup>41</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 77.

<sup>42</sup> Adolf HANLE: Mayers Natur-Führer: Der Nordschwarzwald. Berlin 1989, S. 8.

<sup>43</sup> Ebd., S. 8.

<sup>44</sup> DELFS (wie Anm. 32), S. 34.

<sup>45</sup> Ebd., S. 34.

<sup>46</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 77.

<sup>47</sup> DELFS (wie Anm. 32), S. 34.

<sup>48</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 77 ff., DELFS (wie Anm. 32), S. 34 ff.

Verbrauchern zu bringen.<sup>49</sup> Deswegen wurden Flößerei und Holzhandel mit Beginn des 16. Jahrhunderts zum Gegenstand gesetzgeberischer Tätigkeiten staatlicher Wirtschaftspolitik.<sup>50</sup>

Gute und günstige Voraussetzungen für das Floßgewerbe fanden sich besonders im Schwarzwald. Mit seinen weitreichenden Gewässern, insbesondere durch die großen Flüsse Donau, Neckar und Rhein, gelang es, mit Hilfe des Floßtransportes aus dem Schwarzwald zum Mittel- und Oberrhein einen weitgefächerten Absatzmarkt zu erreichen. Einfach gestaltete sich der Transport dann, wenn die Flüsse unmittelbar an den holzbedürftigen Städten lagen. Auch die bisher nicht abbaubaren Holzvorkommen des Schwarzwaldes wurden genutzt und das Holz in Holzmangelgebiete geliefert.<sup>51</sup>

So entwickelte sich ein weitreichendes organisatorisches, technisches, wirtschaftliches und gesellschaftliches Beziehungsnetz, das ohne den Transport auf Wasserwegen und speziell in diesen Gegenden nicht in diesem immensen Umfang hätte entstehen können.<sup>52</sup> Die Flößerei erreichte damit im Bereich des Transportverkehrs eine entscheidende und für den wirtschaftlichen Aufschwung der Städte im Mittelalter bis hin zur Neuzeit nicht mehr wegzudenkende Schlüsselposition.<sup>53</sup> Die Flößerei führte zur Herausbildung und Expansion mittelalterlicher Wirtschaftszentren. In der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert erlangte die Flößerei eine solche gewinnbringende und essentielle Tragweite für die Menschen, die mit der Bedeutung der späteren Eisenbahn gleichzusetzen ist, die schließlich zum Aussterben der Flößerei führte. Nach Max Scheifele wird die Flößerei in Südwestdeutschland „schon sehr lange und in viel größerem Ausmaß betrieben, als wir uns dies heute gemeinhin vorstellen können.“ Und Scheifele betont an anderer Stelle, dass der Schwarzwald seit mehr als sieben Jahrhunderte lang die Städte am Rhein bis nach Holland mit Bauholz beliefert habe und der Holzhandel wie kein anderes Gewerbe bis in die neuste Zeit das Erwerbsleben und die wirtschaftliche Entwicklung wesentlich beeinflusst hat.<sup>54</sup>

### **Der Holländer-Holzhandel**

Der Floßtransport ging in Folge dessen weitaus über die territorialen Grenzen der damaligen Zeit hinaus. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Flößerei des Schwarzwaldholzes bis über den Mittelrhein hinaus nach Holland erweitert. Nach der Lösung der Niederlande 1648 vom Deutschen Reich und dessen Aufstieg zu einer führenden Handelsmacht wurden die Generalstaaten zum wichtigsten Absatzmarkt.<sup>55</sup> Der Schwarzwald lieferte den Rohstoff für den sog. „Holländer-Holzhandel“.<sup>56</sup> Holland bezog bis Mitte des 19. Jahrhunderts sein Holz zu 40 bis 50 % aus dem Schwarzwald.<sup>57</sup>

Die Flößer hatten eine geachtete gesellschaftliche Stellung: „Die Menschen faszinierten stets die gewaltigen Dimensionen der nach Holland gehenden Flöße und der große technische Aufwand, die einhergingen mit hohem Kapitaleinsatz und beträchtlichem Risiko und

---

<sup>49</sup> DELFS (wie Anm. 32), 34.

<sup>50</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 77 ff.

<sup>51</sup> Ebd., S. 101.

<sup>52</sup> Hans-Walter KEWELOH: Auf den Spuren der Flößer. Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines Gewerbes. Stuttgart 1985, S. 21.

<sup>53</sup> Ebd., S. 32.

<sup>54</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 77 f.

<sup>55</sup> Ebd., S. 113, 116.

<sup>56</sup> Dietrich EBELING: Der Holländer-Holzhandel in den Rheinlanden. Zu den Handelsbeziehungen zwischen den Niederlanden und dem westlichen Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. Stuttgart 1992, S. 35.

<sup>57</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 116.

entsprechender Gewinnerwartung“, stellt Scheifele fest.<sup>58</sup> Die schwäbische Flößerkunst an sich prägte die Flößerei anderer Waldgebiete nachhaltig. Viele Gepflogenheiten der Floßschwaben wurden grenzüberschreitend übernommen und gewannen damit an Bedeutung. Der Schwarzwald hatte sich mit seiner Flößerei zu einer führenden wirtschaftlichen Macht entwickelt, welche fortan so bekannt war, dass auch Engländer ab 1755 regelmäßig an den Schwarzwälder Holzauktionen teilnahmen.<sup>59</sup>

Durch die allgegenwärtige Nachfrage am Rohstoff Holz hatte sich das walddreiche Gebiet des Schwarzwaldes als führender Holzlieferant über seine Grenzen hinaus einen Namen gemacht. Mit der Entwicklung der Flößerei zum wirtschaftlich expandierenden Gewerbe, etablierte sich die Flößerei als geschichtsträchtige Identität des Schwarzwald im gesamtgesellschaftlichen Denken etabliert.

### **Das Ende der Flößerei**

Mit der stetig zunehmenden Verbesserung der Waldwege und dem Ausbau der Straßen durch den Wald hatte das Flößergewerbe im 19. Jahrhundert einen kontinuierlichen Rückgang zu verzeichnen. Noch 1844 vertrat man in Forstkreisen die Meinung, dass *der Wasserweg für die Holzabfuhr stets der frequenteste bleiben werde, theils wegen der geographischen Lage der Waldungen und ihrer Entlegenheit, theils wegen Mangels an Fuhrwerken bei den großen jährlichen Hiabsquantitäten, theils aus Gründen großer Wohlfeinheit*. Doch durch den Aus- und Neubau der Waldwege wurden ab dem Jahr 1880 die Waldgebiete des Murgtals weitgehend erschlossen und der Holztransport mit den Fuhrwerken machte der Flößerei starke Konkurrenz. Insbesondere der Bau der Rheintaleisenbahn machte es der Flößerei bereits 1840 schwer, seine wirtschaftlich führende Stellung zu behalten.<sup>60</sup> Die neuen technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts führten schließlich zum Ende des Flößerbetriebes. Im Zuge des Ausbaus des Streckennetzes der Eisenbahn wurden weitere Waldgebiete erschlossen. Der Ferntransport des Holzes, des Rundholzes und der Schnittware zu den jeweiligen Sägewerken konnte fortan leichter und schneller und auch bei schlechtem Wetter mit der Eisenbahn durchgeführt werden. Jahreszeiten, Wetterbedingungen und Wasserstand der Flüsse stellten keine Hindernisse für den Handel mehr dar.<sup>61</sup>

Viele Floßknechte verloren deshalb ihre Arbeit und wurden durch den technologischen Fortschritt dazu gedrängt, sich nach neuen Erwerbsmöglichkeiten umzusehen. 1869 wurde die Murgtalbahn in Betrieb genommen, die zum Teil von der Murgschifferschaft finanziert wurde. Die Murgschifferschaft führte auch 1896 den letzten Floßtransport auf der Murg aus.

Auch Auseinandersetzungen zwischen der Industrie und der Flößerei um die gewerbliche Nutzung der vorhandenen Wasserkräfte trugen zum Ende der Flößerei bei. Hierbei ging es um die gewerbliche Nutzung der vorhandenen Wasserkräfte. Der Holztransport auf Wasserwegen behinderte die Wasserversorgung der Papierfabriken, Eisen- und Hammerwerke, Holzschleifereien oder Säge- und Mahlmühlen, die zahlreiche Prozesse aufgrund von „Wasserwegnahme“ nach sich zogen.<sup>62</sup> Mit der Elektrizitätsgewinnung oberhalb von Forbach ab 1913 und der damit verbundenen Inbetriebnahme des Murgtalkraftwerks 1918 musste der Flößerbetrieb im Schwarzwald auf der Murg weichen. Durch den Bau des Schwarzenbachstausees 1922–1926 wurde die Flößerei ab Forbach letztlich verhindert, da der

---

<sup>58</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 303.

<sup>59</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 113 ff.

<sup>60</sup> Ebd., S., S. 365 f.

<sup>61</sup> Ebd., S. 395 ff.

<sup>62</sup> Max SCHEIFELE: Flößerei in Baden-Württemberg. Heilbronn 1986, S. 10.

Raumünzachfall verschwand und somit talaufwärts nicht mehr geflößt werden konnte.<sup>63</sup> Auch das Flößergewerbe im Enztal wurde von der Eisenbahn verdrängt. Auf der Großenz soll die Flößerei schon 1902 eingestellt worden und 1919 das letzte Floß die Kleinenz talabwärts gefahren sein. Am 1. Januar 1936 wurde die Flößerei auf der Großenz zwischen Calmbach und Rotenbach sowie auf der Kleinenz ganz untersagt.<sup>64</sup> Die Flößerei wurde nach und nach eingestellt, zuerst auf dem oberen Neckar von Rottweil bis zur Einmündung Biesigheim. Die württembergische Regierung verfügte 1913 die endgültige Einstellung der letzten Floßstrecken auf der Enz. Auf der Nagold wurde zuletzt 1911 geflößt und ab 1913 ruhte das Flößergewerbe im Schwarzwald vollständig.<sup>65</sup> Der Erlass des badischen Arbeitsministers vom 25. September 1923 führte zur endgültigen Ende der Flößerei auf dem Neckar. Damit musste das Flößergewerbe, als das über viele Jahrhunderte hinweg bedeutsamste Holztransportmittel dem Industriezeitalter endgültig weichen.<sup>66</sup> Damit endet nicht nur eine Epoche der Wirtschaftsgeschichte des Nordschwarzwaldes sondern „gleichzeitig verschwand aber auch ein Stück Romantik und Poesie aus seinen Tälern“, wie Scheifele betont.<sup>67</sup>

### **Heutige Erinnerungen an die Flößerei**

Heute erinnern noch örtliche Überreste an die Zeit der Flößerei im Schwarzwald. So finden sich alte Schwallungen und Mauerreste sowie ehemalige Flößerpfade im Wald oder an den Flüssen des Schwarzwaldes. Diese Überreste sind jedoch oft nicht ausgeschildert, weshalb die geschichtliche Verbindung der heutigen Gegebenheiten im Wald oder an den Flüssen mit der einstig dort stattfindenden Flößerei nur für Ortskundige erkennbar ist. Allerdings wurden auch einige Gedenksteine an Relikten im Wald errichtet, um die Flößerei als bedeutsames wirtschaftliches Gewerbe des Schwarzwaldes zu würdigen und die Geschichte der Schwarzwaldflößerei ins Gedächtnis der Menschen zu rufen.

Die Flößermuseen in Gengenbach, Calmbach oder Schiltach erinnern beispielsweise mit archäologischen Fundstücken und originalen schriftlichen Überresten zur Flößerzeit an das wachsende Flößerbrauchtum des Schwarzwaldes und an die Bedeutung, welche das Gewerbe als verbesserte und oft einzige Transportmöglichkeit von Rohstoffen und Warengütern, bis zum 19. Jahrhundert gewann. Diese Museen organisieren auch Flößerfeste. Zudem stellen die Flößervereine regelmäßig die Traditionen und Brauchtümer der Flößer an großen Festen nach. So organisiert beispielsweise der Flößerverein Altensteig alle zwei Jahre ein großes Erinnerungsfest an der Monhardter Wasserstube. Heute zählt diese Wasserstaustufe als Relikt der Flößerzeit und kann in Flößerführungen der Volkshochschule Nagold besichtigt werden.<sup>68</sup> In der Stadt Neuenbürg im Enztal finden regelmäßig Flößerfeste an verschiedenen Flüssen, Bächen und ehemaligen Flößerschwallungen statt.

Außerdem wurden im Schwarzwald vereinzelte Flößerdenkmäler errichtet. Eines der größten Denkmäler findet sich im Kreis Pforzheim auf der Auerbrücke. In diesem Landkreis erinnern aber auch noch sprachliche Überreste der Zeit an die Flößerei im Schwarzwald. So wird beispielsweise der Stadtteil Au in Pforzheim heute immer noch „Flößerviertel“ genannt.<sup>69</sup>

---

<sup>63</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 34), S. 396 f.

<sup>64</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 306.

<sup>65</sup> Willi ZIMMERMANN: Heilbronn als Floß und Handelsplatz. In: SCHEIFELE 1986 (wie Anm. 62), S. 31.

<sup>66</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 67), S. 10.

<sup>67</sup> SCHEIFELE (wie Anm. 23), S. 306.

<sup>68</sup> <https://www.vhsnagold24.de/programm/vorschkp/900015e.htm>, 27.12.2018, 18.22 Uhr.

<sup>69</sup> <https://www.pforzheim.de/stadt/umwelt-natur/wald-und-forstwirtschaft.html>, 26.12.2018, 16.00 Uhr.

Solche noch umgangssprachlichen verwendeten Verbindungen zur Flößerzeit sind auch im Sprachgebrauch der wohnhaften älteren Generationen des Schwarzwaldes geläufig.

Insgesamt erinnert der Schwarzwald mithilfe der heute noch aufzufindenden Überreste, den existierenden Flößervereinen, deren Traditionen und Brauchtümer, den Flößerführungen, den Denkmälern und Gedenksteinen sowie den zahlreichen Museen und den Flößerfesten heute noch umfassend an seine Flößerei. Mit einer Anzahl von jährlich rund 20 Millionen Besucherübernachtungen aus aller Welt, trägt der Schwarzwald seine Geschichte und die Erinnerung an das Schwarzwälder Flößertum zudem über seine Grenzen hinaus und sorgt damit für den Erhalt der Bedeutung der Flößerei für den Schwarzwald in geschichtsträchtiger Hinsicht.<sup>70</sup>

### Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden: Mit der immensen Bedeutung der Flößerei für die Menschen hat sich das Flößergewerbe im Schwarzwald in Anlehnung an Pierre Noras als Erinnerungsort im kollektiven Gedächtnis verankert. So ist die Flößerei als ein unerlässliches regionalgeschichtliches Themengebiet des Schwarzwaldes zu betrachten, welches das Vorhandensein des Gewordenen erklären und damit zum Heimatbewusstsein, aber auch zur Weltoffenheit erziehen kann. Die anschließenden Materialien können im historischen Lernen genutzt werden.

### Materialanhang

#### **M 1 Vereinbarung des Markgrafen Rudolf von Baden und des Grafen Ulrich von Württemberg über die Flößerei auf der Würm, Nagold und Enz sowie dem Neckar vom 17. Februar 1342.**

*Markgrof Rudolf von Baden und Graf Ulrich von Wirtemberg offnen die Wurm, Nagold, Enz und den Neckar für die Flosserei. — Stuttgart 1342 Febr. 17.*

*Wir margrave Ruldolf von Baden und wir grave Ulrich von Wirtemberg verjehen öffentlich an disem brief für uns, unser erben und alle unser nahkomen und tun kunt alien den, die in immer ansehent, lesent oder hörent lesen, als wir durch nutze und frumen unserre erben und aller unsere nahkomen and ouch duroh beit der ersamen wisen lutte ... der burgermeister ... des rates and der burger gemeinlich zu Heilprunen sien fibereinkomen umb das flößen uf der Wirme, uf der Nagelt, af der Entze und uf dem Nekker, also das wir dieselben wasser and ouch die strazzen uf den selben wassern haben geaffent und geüffet und das es immer me ewiglich ein geoffentiu uind ein geüffentin strazze uf den selben wassern sin sol und beliben ze gelicher wise als hernah geschriben stat.*

*[1] Von erst so baben wir die Wirme geüffent bis gen Pfortzhein in die Entze and swer daruf flößen wil, der sol von iedem hundert zimmerboltzes oder von iedem hundert dylen geben ze zolle ze Liebenegge an dem were sehse haller.*

*[2] Darnach so haben wir die Nagelt geüffnet bis gen Pforzhein in die Entze and swer daruf flößen wil, der sol von iedem hundert zimmerholtzes oder von iedem hundert dylen geben ze Liebencelle an dem were ze zolle sehse haller und ze Wissenstein zehen haller.*

*[3] Damah so haben wir die Enze geüffnet als verre man daraf geflößen mag, bis gen Besenkein in den Nekker.*

---

<sup>70</sup> <file:///C:/Users/osinstall/Downloads/GB+2016.pdf>, S.6., 17.01.2019, 14.13 Uhr.



[4] Darnah so haben wir den Nekker geüffnet ze Besenkein bis gen Heilprunen an die stetmüre mit solcher bescheidenheit, swer daraf flössen wil, der sol von iedem hundert zimmerholtzes oder von iedem hundert dylen geben ze der Nüwenburch ze zolle von zwaien weren zweinzig haller; darnah ze Pfortzhein von vier weren vierzig haller; ze Utingen von einem wer vier haller; ze Niefern von einem wer vier haller; ze Durmentze von einem were vier haller; ze Loraershein von einem wer vier haller; ze Mulhusen von einem were vier haller; ze Rossewage von einem were vier haller; ze Vaihingen von zwaien weren zweinzig haller; ze dem Obern Rúxingen zehen haller; zú dem Nidern Húxingen von einem were vier haller; ze Remikein von einem were vier haller; ze Bússingen von einem were vier haller; ze Besenkein von zwaien weren zweinzig haller.

[5] Es ist auch gerette, ze swelhem were man zol git, als vor geschriben stat, da sol ieder herre oder ieder arme man, dem man den zol git, schutzbreter an das selbe were machen, das zwischant den súlen si zwelf schuhe wit, and suln die schutzbretter búwen and machen ane der fúrlütte schaden. Man sol ouch zú deheinem vischevache noch iendert anders denne als vor geschriben ist deheinen zol noch nihtsit geben. Were ouch das das wasser iendert vergrüsse oder vergriente werde oder sus unnütze werde, daz man niht wol geflössen móhte, bi wes were oder múln das geschehe, der sol es ufrichten and vertig machen ane der fúrlütte schaden. Es ist ouch gerette, swas af den flössen lit ungeverlich von holtze, es si af dem zimmerholtze oder uf den dylen, oder were das man scheltich oder legschiffe an die flösse hanckte das sol alles frilichen and ane alien zol varen and gan and sol anch niemant den andem verbieten noch bekúmben, das an den flózzen geirren oder gehindern moht in deheinen wege ane alle geverde. Es ist auch gerette, swas uf den flössen lit von holtze oder swas daruf vert von fúrlutten, das sol uf und abe fride und geleit baben vor aller menglich, es si in kriege oder ane kriege. Dasselbe geleit suln ouch die kouffelütte, die holtze kouffent oder ungeverlich kouffen wellen sie varen uf den flózzen oder si gangen oder si riten uf dera lande, uf oder abe haben ane alle geverde. Swer aber dawider leite und den fride und daz geleite úberfüre oder breiche, das soln wir margrave Rúdfolf von Baden und wir grave Ulrich von Wirtenberg und unser erben und alle unser nahkomen weren und wenden als verre wir kúnnen und múgen ane alle geverde. Were ouch das iemant fur Heilprunen ab flössen wolt, das sol zolfri und ane alle irrunge der stet ze Heilprunnen gan und varen. Des ze urkunde und ze einer ewigen geziuchnust haben wir margrave Rúdfolf von Baden und grave Ulrich von Wirtenberg die vorenantent disen brief besigelt mit unsern insigeln die daran hangent, der geben ist ze Stútgarten an dem wisen sunnentag do man zahlt von Christes gebúrte driuzehenhundert jare und in dem zway und vierzigstem jare.<sup>71</sup>

---

<sup>71</sup> Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. Band 1 (wie Anm. 35), Nr. 160, S. 73-75; vgl. dazu: Max SCHEIFELE: Ein Schwarzwälder Floßvertrag von 1342. Älteste Urkunde zur Regelung der Flößerei. In: Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 162/4 (1991), S. 65-68.

## M 2 Preissteigerungen für Holländerstämme (Tannen)

1691: ca. 30 Kreuzer

1740: ca. 1 Gulden, 30 Kreuzer

1755: ca. 16 Gulden

1800: ca. 20 - 30 Gulden<sup>72</sup>

## M 3 Bildquellen



Abbildung 1 Flößer beim Anbinden bei der Rehmühle um 1910. Foto: Karl Blumenthal (1866–1944). Gemeinfrei [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl\\_Blumenthal\\_Fl%C3%B6%C3%9Fer\\_Anbinden.jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl_Blumenthal_Fl%C3%B6%C3%9Fer_Anbinden.jpg) (14.01.2021).

---

<sup>72</sup> Angaben nach: Wolfgang STUMME: Flößerei auf dem Rhein. <https://www.regionalgeschichte.net/bibliothek/aufsätze/stumme-floesserei-rhein.html> (14.01.2021).



Abbildung 2 Flößer beim Wiedmachen bei der Engen Brücke um 1910. Foto: Karl Blumenthal (1866–1944). Gemeinfrei [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl\\_Blumenthal,\\_Fl%C3%B6%C3%9Fer\\_beim\\_Wiedmachen\\_bei\\_der\\_Engen\\_Br%C3%BCcke.jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl_Blumenthal,_Fl%C3%B6%C3%9Fer_beim_Wiedmachen_bei_der_Engen_Br%C3%BCcke.jpg) (14.01.2021).



Abbildung 3 Flößer beim Wiedmachen mit Wiedofen um 1910. Foto: Karl Blumenthal (1866–1944). Gemeinfrei [https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl\\_Blumenthal,\\_Fl%C3%B6%C3%9Fer\\_Wiedmachen.jpg](https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Karl_Blumenthal,_Fl%C3%B6%C3%9Fer_Wiedmachen.jpg) (14.01.2021).



Abbildung 4 Darstellung der Flößerei am Oberrhein, um 1600. Bortfloß mit Brettern als Oblast [Von Autor unbekannt. Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2624549> (13.01.2021)].



Abbildung 5 Männer auf Holzflößen fahren auf dem Neckar durch Tübingen. Dabei bekamen sie oft den Neckruf "Jockele sperr! Jockele hau a! S'geit en Aialboga!" (Jockele brems! Jockele hau rein! Es gibt einen Ellenbogen!) zu hören, d.h. der Flößer wurde davor gewarnt, dass sich das Floß im Fluss verkeilen wird, wenn er hinten nicht bremst. Ansichtskarte 13729 der Gebrüder Metz. Gemeinfrei [https://de.wikipedia.org/wiki/F1%C3%B6%C3%9Ferei#/media/Datei:Jockele\\_sperr!\\_\(AK\\_13729\\_Gebr.\\_Metz\\_1900\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/F1%C3%B6%C3%9Ferei#/media/Datei:Jockele_sperr!_(AK_13729_Gebr._Metz_1900).jpg) (13.01.2021).



Abbildung 6 Der königliche Holzgarten am Triftkanal. Gemeinfrei [https://de.wikipedia.org/wiki/Da:tei:Bach\\_049.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Da:tei:Bach_049.jpg) (14.01.2021).



Abbildung 7 Flößerei auf dem Hochrhein bei Waldshut, kolorierte Lithografie von Eberhard Emminger nach einer Zeichnung von Bernhard Federle, 1861. Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/74/Waldshut\\_vom\\_Haspel.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/74/Waldshut_vom_Haspel.jpg) (13.01.2021).



Abbildung 8 Holländerfloß auf dem Rhein bei Koblenz-Ehrenbreitstein, Gemälde von Johann Adolf Lasinsky 1828. Gemeinfrei <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johann-Adolf-Lasinsky-Koblenz-Ehrenbreitstein-1828-crop2.JPG> (13.01.2021).



Abbildung 9 Reichenau/Graubünden um 1822. Quelle: Zeitschrift „Rheinfluss“, 1. Ausgabe, S. 49. Gemeinfrei [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Reichenau um 1822.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Reichenau_um_1822.jpg) (14.01.2021).



*Abbildung 10 Ludovico Wolfgang Hart: Vorbereitung einer Schwallung (Trift) auf der Wolf im Schwarzwald. 1864, selbstgefertigter Scan einer Fotografie aus eigenem Bildarchiv. Gemeinfrei [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lallemand\\_et\\_Hart\\_N%C2%B0\\_75\\_Schwallung\\_auf\\_der\\_Wolf\\_1864.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lallemand_et_Hart_N%C2%B0_75_Schwallung_auf_der_Wolf_1864.jpg) (13.01.2021).*



Abbildung 11 Das Alte Rathaus Gernsbach, erbaut 1617–18 als Wohnpalast des Murgschiffers Johann Jakob Kast. Gemeinfrei [https://de.wikipedia.org/wiki/Murgschifferschaft#/media/Datei:Gernsbach-02-Altes\\_Rathaus-gje\\_\(cropped\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Murgschifferschaft#/media/Datei:Gernsbach-02-Altes_Rathaus-gje_(cropped).jpg) (13.01.2021).



Abbildung 12 Wasserstube Nonnenwag in der Nagold, 19. Jh. Gemeinfrei <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c3/WasserstubeNonnenwag3.jpg> (13.01.2021)





Abbildung 13 Der Schifferwald rechts der Murg, von der Roten Lache aus gesehen. Gemeinfrei <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/27/Schwarzwald.jpg> (13.01.2021).

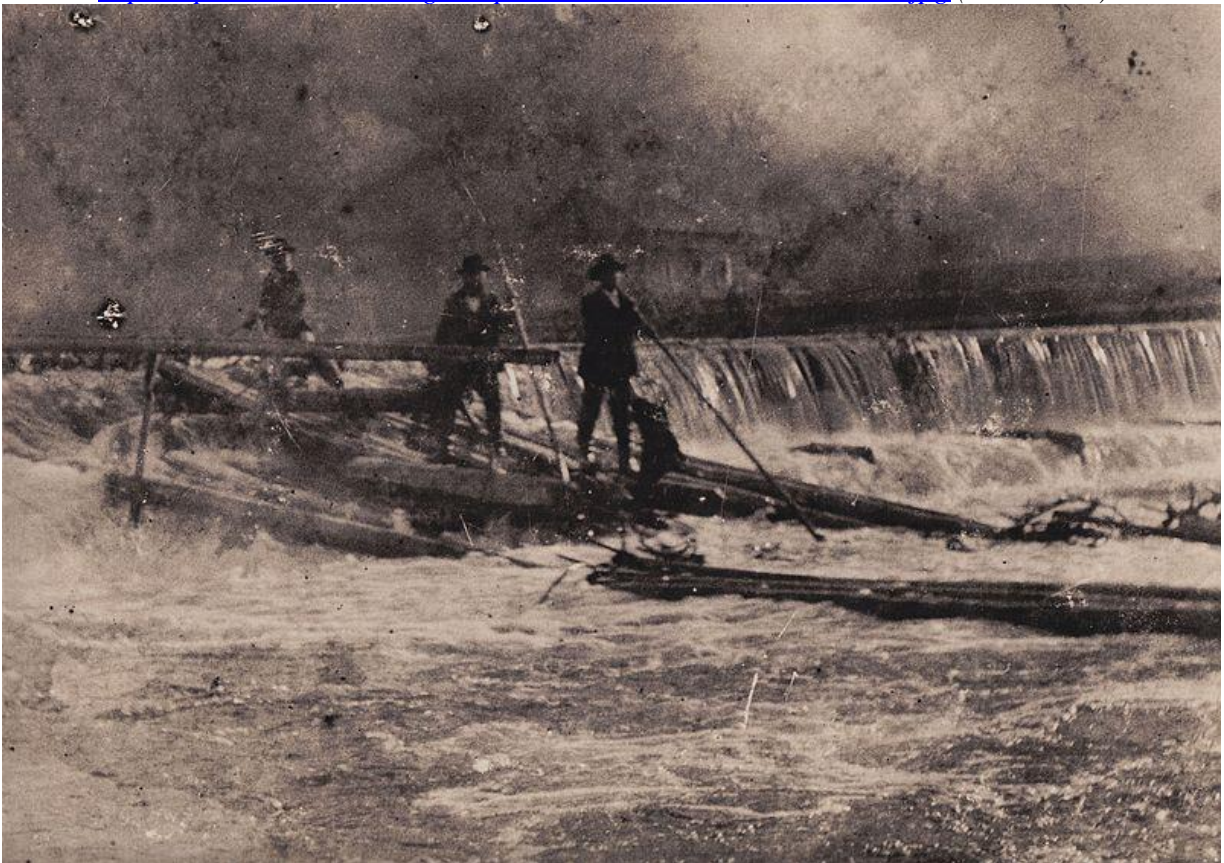


Abbildung 14 Flößer in Wolfach um 1890. Gemeinfrei [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Floeser um 1890.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Floeser_um_1890.jpg) (14.01.2021).

# Die Glashütte Buhbach im Schwarzwald

## Eine regionale Spurensuche

von Larissa Kallfass

### 1 Kurzer historischer Abriss zum Glasmachergewerbe im Schwarzwald

#### 1.1 Waldglashütten im Nordschwarzwald

Im 12. und 13. Jahrhundert hielt das Glasgewerbe auch im Schwarzwald Einzug. So fand man bereits im frühen Mittelalter mitten im Wald all das, was man für die Glasproduktion benötigte: Holz zum Befeuern der Schmelzöfen, Wasser zum Betreiben der damaligen Maschinen und Buntsandstein als Rohstoff bzw. Ausgangsmaterial zum Blasen von Glaswaren.

Die ersten Glashütten im Nordschwarzwald wurden direkt im dichten Wald nahe den benötigten Ressourcen zur Herstellung von Glas, Holz, Buntsandstein und Wasser, errichtet, um lange Transportwege zu vermeiden. Die notwendigen Rodungen führten jedoch dazu, dass das Holzvorkommen um die Waldglashütte schon bald erschöpft war. Wurde der Weg zum Holz zu weit, so verlegte man die Hütte mit dem gesamten Inventar. Die Waldglashütten wurden somit nur so lange betrieben, bis das Holz in der Umgebung verbraucht war und daher auch „Wanderglashütten“ genannt.<sup>1</sup>

Deswegen ist die Lokalisierung der Waldglashütten im gebirgigen Schwarzwald im Einzelfall schwierig. Rolf Kneißler, ein Freudenstädter Hobbyhistoriker, konnte mit Hilfe von Lesefunden und den noch immer sichtbaren Überresten im Wald viele ehemalige Glashüttenstandorte im Landkreis Freudenstadt lokalisieren. Mindestens 40 Waldglashüttenstandorte soll es im Raum Besenfeld, Alpirsbach, Reichenbach, im oberen Murgtal, auf dem Schöllkopf und auf dem Hirschkopf, dem alten Verbindungsweg zwischen dem Kloster Reichenbach und Freudenstadt, gegeben haben. Durch das Wandern der Glashütten lässt sich dabei jedoch nicht mehr genau bestimmen, ob es sich bei den einzelnen Hütten um eine Waldglashütte mit neuen Glasmachern oder um einen Wiederaufbau derselben Glasmacher ihrer einstigen Wanderglashütte handelte.<sup>2</sup> Schriftliche Quellen und Bodenfunde sind für die Lokalisierung dieser Glashütten unverzichtbar.<sup>3</sup> Seit den 1980er Jahren befasst sich die archäologische Forschung daher auch mit der Lokalisierung von Glashütten und deren zeitlicher Einordnung.<sup>4</sup> Kneißler orientierte sich bei seiner Suche nach Waldglashütten und deren bedeutenden Geschichte im Nordschwarzwald auch an alten Flurnamen. Diese beziehen sich aber nicht unbedingt auf deren Ursprungszeit. An der Bezeichnung „Glasacker“ lässt sich beispielsweise darauf schließen, dass ein mit glasartigen Fragmenten durchzogener Boden gepflügt wurde.<sup>5</sup> Bis heute konnten im Landkreis Freudenstadt von elf Waldglashütten aufgespürt werden: die Waldglashütte Carls-Quelle, am Ursprung des Alpirsbächle im sogenannten Glaswald bei Alpirsbach, die Glashütte Höfle bei Schömburg, die Glashütte Urnagold bei Besenfeld und die Glashütte Glasehusen bei Morgenthal/Eisenbach. Fest steht, dass die ersten Glashütten bei Besenfeld

---

<sup>1</sup> Rolf KNEIBLER: Von Waldglashütten und dem alten Glasmacher-Handwerk: 800 Jahre Glasgeschichte in den Wäldern rund um Besenfeld, Baiersbronn, Freudenstadt, Dornstetten, Schömburg und Alpirsbach. Für den Heimat- und Museumsverein Freudenstadt durchgesehen von Klaus M. HECKMANN. Horb am Neckar 2002, S. 33.

<sup>2</sup> Ebd., S. 19–32.

<sup>3</sup> Ralph RÖBER: GlasKlar. Archäologie eines kostbaren Wertstoffes in Südwestdeutschland. Friedberg 2015, S. 62.

<sup>4</sup> Ebd., S. 68.

<sup>5</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 18.

entstanden.<sup>6</sup> Waldglashütten im Landkreis Freudenstadt wurden erstmals 1190 von dem Tübinger Pfalzgrafen Rudolf I. in einer Schrift zur Grenzbeschreibung. Rudolf nannte die Standorte Besenfeld und Omersbach, beides Teilorte der heutigen Gemeinde Seewald sowie erstmals den Ort *Glasehusen* im sogenannten Glashäuser Wald.<sup>7</sup> Dabei handelt es sich um die Waldglashütte bei Morgenthal/Eisenbach.<sup>8</sup>

Aufgrund der mittelalterlichen Glasfunde im Nordschwarzwald lassen sich jedoch viel mehr Glashütten vermuten.<sup>9</sup> Eine der größten Waldglashütten im Nordschwarzwald gab es wohl auf dem sogenannten Schöllkopf. Hier konnte eine Siedlung vieler Glasmacher, welche bereits im 14. Jahrhundert ausgiebig praktiziert haben sollen, als „Waldgeding“ nachgewiesen werden, womit eine regionale Genossenschaft gemeint ist.<sup>10</sup> Das Glasmacherzentrum Schöllkopf besaß eine gute Anbindung durch den Schemberger Weg sowohl zum Kloster Reichenbach als auch zum Kloster Alpirsbach. Demnach erreichte die Glashütte zwei große Abnehmer ihrer Glasproduktionen und konnte sich zum Glasmacherzentrum im Nordschwarzwald entwickeln. So wurden auf dem Schöllkopf über mehrere Jahrhunderte hinweg aus grünem Waldglas Fensterscheiben, Noppengläser, Rippengläser gefertigt und den Klöstern überstellt.<sup>11</sup> Die Glashütte ist wohl eine Gründung des Klosters Alpirsbach.<sup>12</sup> In der Umgebung des Klosters Reichenbach fand man grüne Rohglasbrocken, welcher man sich auch bei mittelalterlichem Wegebau bediente. Der Glaserbrunnen am Ortsrand sowie geborgene Glasfragmente in der Talau, rechts der Murg und des Dorfes, weisen ebenfalls darauf hin, dass um das Kloster Reichenbach herum bereits mittelalterliche Glasherstellung betrieben wurde. Ein Kaufvertrag aus Röt aus dem Jahr 1361 belegt die Existenz eines dort ansässigen Glasmachers: *Adelheid, Gütwins des seligen Gläusers Tochter aus Röt*.<sup>13</sup> Rolf Kneißler kam zu dem Schluss, dass alleine „durch die Geländebeobachtung und Lesefunde gewonnenen Erkenntnisse zeigen, dass die von Klöstern und später wohl auch von den anderen Grundherren geförderten Glasmacher ab dem Hochmittelalter in der ganzen Region zwischen Alpirsbach und Besenfeld weitaus aktiver waren, als dies die spärlichen schriftlichen Nachrichten wiedergeben.“<sup>14</sup>

Im oberen Murgtal, besonders im einstigen Tannenfelser Tal, konnten ebenfalls Waldglashütten nachgewiesen werden. Die gefundenen Fragmente zur Belegung lassen sich dabei auf das 15. Jahrhundert datieren. Auffallend hierbei war der Hüttenplatz, an dem die Wanderglashütte wohl gestanden haben muss.<sup>15</sup> Ob diese Glashütten von der einstigen Inhabern der Burg Tannenfels gegründet wurden oder ob es sich um Tochterhütten des Schöllkopfer Zentrums handelte, lässt sich nicht sagen.<sup>16</sup> Im Murgtal arbeiteten nach und nach immer mehr Menschen in der einheimischen Glasmacherbranche, auch über Generationen hinweg. Das zeigt sich auch im Flurnamen

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 19.

<sup>7</sup> Willi BOELCKE: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Von den Römern bis heute. Stuttgart 1987, S. 104.

<sup>8</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 19.

<sup>9</sup> Ebd., S. 20.

<sup>10</sup> Ebd., S. 26.

<sup>11</sup> Ebd., S. 27.

<sup>12</sup> Ebd., S. 27 f.

<sup>13</sup> Ebd., S. 24.

<sup>14</sup> Ebd., S. 15.

<sup>15</sup> Ebd., S. 24.

<sup>16</sup> Ebd., S. 26.

Glasschrofen an der Rotmurg und in den Familiennamen Glaser und Schmelze, welche auch heute noch im Murgtal existieren.<sup>17</sup> Damit hatte das Tal bereits im Mittelalter einen weitausgedehnten Glasmachergewerbebezweig.<sup>18</sup> Mit Hilfe von Oberflächengrabungen konnte man somit bereits die ersten Spuren des mittelalterlichen Glasgewerbes im Nordschwarzwald aufdecken.<sup>19</sup>

Bei der Betrachtung der Lageplätze von mittelalterlichen Waldglashütten im Nordschwarzwald fällt auf, dass diese zumeist an alten Wegen liegen, welche die umliegenden Klöster verbinden. Besonders die Glashütten in der territorialen Region um Freudenstadt sind so fast alle auf alten Mönchwegen, die vom Kloster Hirsau zu den Klöstern Reichenbach und Alpirsbach führen, platziert.<sup>20</sup> Die Klöster förderten den Einzug des mittelalterlichen Glasgewerbes und überließen zumeist das an das Kloster angrenzende Waldgebiet den Glasbläsern zur Nutzung.<sup>21</sup>

### *1.2 Die Arbeit in den Waldglashütten*

War der Hüttenstandort nun gewählt und das Ofenhaus erbaut, sammelten sich vermehrt die Menschen rund um die Waldglashütte, die mit dem Glasgewerbe in Verbindung standen. Diese siedelten nahe der Hütte und so konnte aus dem Hüttenbetrieb durchaus eine kleine Siedlung erwachsen. Die Glasbläser kamen meist nicht aus dem Schwarzwald, sondern wurden angeworben.<sup>22</sup> Da gab es beispielsweise die sogenannten Schürer, welche das Brennholz vorher trocknen mussten, Quarzsammler, welche die Quarzkiesel aus dem Geröll der Bäche sammelten oder Kieselbrenner, die Quarzbrocken für die weiterverarbeitenden Pocher aufbereiteten.<sup>23</sup> Bereits Georg Bauer berichtete von diesen Berufen:

„Zwei Schürer trockneten das Brennholz und unterhielten das Feuer, jeder 12 Stunden lang. Über den Sonntag wurde der Schmelzprozeß so eingerichtet, daß am Montag früh mit der Arbeit begonnen werden konnte. Im Laufe der nächsten Tage verschob sich dann der Arbeitsbeginn je nach Dauer des Schmelzprozesses. Wenn das Glas geschmolzen war, mußte gearbeitet werden. Oft mußte man mitten in der Nacht beginnen. Wenn das Glas blank war, musste der Schürer die Glasmacher wecken. Dann stand die ganze Familie auf und ging zur Hütte. Häufig wurden auch die Kinder zum Helfen, zum Eintragen mitgenommen.“<sup>24</sup>

Frauen und Kinder, aber auch alte Männer mit Buckelkörben, Holzbutten und Schubkarren, sammelten im dichten Wald die Quarzkiesel aus dem Geröll der Bäche.<sup>25</sup> Der Kieselbrenner hatte im Anschluss die Aufgabe mit einem speziellen Verfahren die Quarzbrocken zu zerkleinern und damit für den sogenannten Pocher, eine mittelalterliche durch Wasserkraft betriebene Stampfmühle, vorzubereiten.<sup>26</sup> Anhand dieser kleinschrittigen Verfahren erkennt man gut, wie kompliziert die Produktion von Glas in den mittelalterlichen Waldglashütten war. So gehörte der Pottaschenbrenner, der Hafenschneider, der Sandwäscher, der Glaspresser, der Einbohrer, die

---

<sup>17</sup> Ebd., S. 26.

<sup>18</sup> RÖBER (wie Anm. 3), S. 64.

<sup>19</sup> Ebd., S. 69.

<sup>20</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 14.

<sup>21</sup> RÖBER (wie Anm. 3), S. 62.

<sup>22</sup> Manfred FRUST / Silvia HUTH / Peter SANDBILLER: Not macht erfinderisch. Ein Jahrtausend Arbeit im Schwarzwald – Ein Ausflugsführer. Tübingen 2010, S. 100.

<sup>23</sup> Ludwig REINER / Willi STEGER / Hans SCHOPF: Arbeitswelt der Waldglashütten. Über 280 Berufe und Hantierungen, Werkzeuge, Hüttensprache, Gesundheit. Riedlhütte 2004, S. 24–28.

<sup>24</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 49.

<sup>25</sup> REINER / STEGER / Hans SCHOPF (WIE ANM. 23), S. 14.

<sup>26</sup> Ebd., S. 21.

Glasmaler, der Henkelaufsetzer, der Glasträger, die Glasfuhrleute und der Glasmacherpfeifenschmied zur Berufsgruppe des Glasgewerbes. Tagelöhner und Knechte partizipierten ebenfalls in der Glasproduktion.<sup>27</sup> Insgesamt gab es wohl über 280 verschiedene Berufe und Hantierungen, eine unüberschaubare Menge unterschiedlicher Werkzeuge und auch eine eigene Hüttensprache, welche man untereinander sprach.<sup>28</sup>

Wandergewerbe waren auch im Schwarzwald gesellschaftlich nicht hoch angesehen.<sup>29</sup> Die umherziehenden Glasmacher brachten dennoch namhafte Glasmacherfamilien hervor. Die Glasbläser hatten allerdings ein besseres Einkommen als andere mobile Gewerbe und wurden ob ihrer Glaskunst bewundert.<sup>30</sup> Die schwäbischen Glasmacherdynastien hinterließen in ganz Deutschland ihre Spuren. Die Siegwarts beispielsweise, welche aus der Backnager Gegend stammen, arbeiteten in der bekannten Glashütte von St. Blasien im Landkreis Waldshut in Baden-Württemberg und in der Glashütte Schönmünzach, in der territorialen Region des Murgtals. Insgesamt brachte die Familie es damit auf über 500 Jahre Glasmachertradition und hatte demnach bedeutenden Einfluss auf das Schwarzwälder Glasgewerbe.<sup>31</sup>

Produziert wurde Waldglas, welches durch seine typische Grünfärbung charakterisiert ist und damit gleichzeitig Hinweis auf seinen Entstehungsort gibt.<sup>32</sup> Denn in der walddreichen Region verzichtete man gerne auf den zweiten oder dritten Schmelzvorgang, welcher dem Glas seine Grünfärbung entzogen hätte.<sup>33</sup> Die Grünfärbung beim Schmelzvorgang ist auf den Quarzsand und dem darin enthaltenen Eisenoxid zurückzuführen.<sup>34</sup> Auffallend sind die sogenannten Nuppengläser, welche als Trinkgläser mit einzelaufgesetzten Glastropfen verziert wurden.<sup>35</sup> Die Qualität des Waldglases beweist, dass bereits 1215/16 Arnold von Basel dem Heinrich Medicus versprach, „bis Allerheiligen 400 Stück Glas der besseren und schöneren Qualität, die in Schwaben aufgetrieben werden könnte, zur Herstellung von Spiegeln nach Genua zu liefern.“<sup>36</sup> Im Jahre 1562 schrieb der Pfarrer Johann Mathesius von Waldglas und dessen charakteristischen Grünfärbung, dass es inzwischen von hoher Qualität zeuge:

*[...] hat man in diesen landen gemeiniglich zum weyn grüne gleser gemacht, darinn eine rebe rechter plancke weyn sehr schön und lieblich steht und dem weyn eine lüstige farbe gibt [...] solch grüne farbe machet man dem glasz mit hammerschlag (beim Schmieden anfallender Zunder; also Eisenoxid, d. Verf.) wie sie auch rot und gelb glasz mit Braunstein und Kupfferschlag ferben.*<sup>37</sup>

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 21 f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 12 f.

<sup>29</sup> Markus BITTMANN / Meinrad BITTMANN, Das Murgtal. Geschichte einer Landschaft im Nordschwarzwald. Gernsbach 2009, S. 74.

<sup>30</sup> Ludwig REINER / Willi STEGER / Hans SCHOPF: Not macht erfinderisch. Ein Jahrtausend Arbeit im Schwarzwald – Ein Ausflugsführer. Tübingen 2010, S. 101.

<sup>31</sup> Ebd., S. 100 f.

<sup>32</sup> Sebastian STROBL: Glastechnik des Mittelalters. Stuttgart 1990, S. 49.

<sup>33</sup> Ursula KRÖLL: Glaskunst im Schwarzwald. Von Glashütten, Alchemisten und schönen Gläsern. Waldkirch 1994, S. 19.

<sup>34</sup> Manfred FRUST / Silvia HUTH / Peter SANDBILLER: Not macht erfinderisch. Ein Jahrtausend Arbeit im Schwarzwald – Ein Ausflugsführer. Tübingen 2010, S. 99.

<sup>35</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 59.

<sup>36</sup> Ebd., S. 11.

<sup>37</sup> Ebd., S. 58 f.

Mit der absichtsvollen Grünfärbung waren jedoch die Obrigkeiten der Glasmacherregion im Nordschwarzwald oftmals nicht einverstanden. So ließ sich beispielsweise ein Bericht des Frankfurter Stadtrates aus dem Jahr 1442 über dieses Thema aus und bezweifelte dabei die Aufrichtigkeit der Schwarzwälder Glasmacher:

*[...] die grünen gleserichin balde abetun und gemein nehmen, uff das die burgere, die also wein keuffen, nit also beschiessen und betrogen werden.*<sup>38</sup>

Das Mischungsverhältnis der Glasmasse war von Hütte zu Hütte verschieden und wurde von den Hütteninhabern geheim gehalten.<sup>39</sup>

### *1.3 Folgen der mittelalterlichen Glasproduktion*

Die immer größer werdende Nachfrage am neuen Produkt Glas und der damit einhergehende immense Holzbedarf führte bereits im Mittelalter zu gravierenden Folgen. Denn das Abholzen der Bäume im Umkreis der Wanderglashütten brachte einschneidende Veränderungen im Landschaftsbild der territorialen Region mit sich. Waldglashütten blieben nur so lange an einem Standort bis das Holz verbraucht war, was etwa alle 6 bis 20 Jahre geschah.<sup>40</sup> Nach dieser Zeit war der Landschaftsraum erschöpft und alle Bäume entweder als Brennholz für das Ofenhaus zum Anheizen, oder zur Gewinnung der notwendigen Pottasche für die entscheidende Temperaturerzeugung verbraucht. Denn für die Herstellung von 1 kg Glas wurde etwa 250 kg (ca. ½ Ster) Buchenholz benötigt.<sup>41</sup> Im Nordschwarzwald waren Buchen jedoch eher rar. So griff man viel größere Mengen an Tannen- und Fichtenholz für die Öfen der Glashütten zurück. Für ein Kilogramm Glas wurde etwa ein Kubikmeter Holz verbrannt, wobei eine einzige Glashütte jährlich 20 - 30 Hektar Wald benötigte.<sup>42</sup> Das Problem der richtigen Temperaturerzeugung zum Schmelzen des Gemenges konnte durch die Beigabe von Pottasche behoben werden. Die Gewinnung dieser Asche führte aber zu weiteren Abholzungen. So wurden hierfür die Bäume der Region in einer Höhe von sechs Fuß ausgehöhlt und entzündet, um den ganzen Baum in Asche zu verwandeln.<sup>43</sup>

Durch die Wanderung der Waldglashütten wurden im Wald überall vereinzelte gerodete Flächen zurückgelassen. Die Rodungen waren anfänglich jedoch kein Problem. Zum Teil bedeutete der Kahlschlag ganzer Wälder im Nordschwarzwald ein willkommener Nebeneffekt, um neuen Siedlungsraum in der walddreichen Region zu gewinnen. Mancherorts war die Erlaubnis zur Rodung sogar Bestandteil der Abmachung zwischen Glasmachern und Grundbesitzern.<sup>44</sup> Die gerodeten Waldflächen wurden also zum Anbau neuer Siedlungen genutzt und dienten damit auch der damaligen Eigenversorgung.<sup>45</sup>

In einer Forstordnung von 1495 wurde erstmals über den existierenden Holzbedarf in der Gegend des Murgtals geklagt.<sup>46</sup> Die württembergisch herzogliche Forstordnung vom 1. Juni 1614 sah daher vor, der zunehmenden Holzverknappung durch das Verbot von weiteren

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 59.

<sup>39</sup> Ebd. S. 46.

<sup>40</sup> Ebd., S. 33.

<sup>41</sup> RÖBER (wie Anm. 3), S. 69.

<sup>42</sup> FRUST / HUTH / SANDBILLER (wie Anm. 34), 100.

<sup>43</sup> KRÖLL (wie Anm. 33), S. 16.

<sup>44</sup> FRUST / HUTH / SANDBILLER (wie Anm. 34), S. 99 f.

<sup>45</sup> BITTMANN / BITTMANN (wie Am. 29), S. 75..

<sup>46</sup> Otto CONRAD: Die Glashütte Buhlbach 1721-1909. o. O. 1968, S. 3.

Abholzungen für Glashütten im Wald zu begegnen und die Errichtung von neuen Glashütten zu erschweren:

*Als wir auch im Werk verspühren/ daß mit den Glashütten in den Wäldern und Hölzern/ grosser Schad geschehen: Sollen Unsere Waldvögt und Vorstmeister/ hierfür jeder in seiner Verwaltung derselben Enden/ ein fleissig und getrew Auffsehens haben/ wo man das Holtz zu solchen Glashütten/ an unschädlichsten haben/ und nemmen möge. Und von Unsern Fürstlichen Cammergut/ kein Holtz dazu geben und noch folgen lassen/ sondern zuvor dasselbig Unsern Obern- und Rentkammer Rätthen anzeigen/ mit deren Wissen/ Willen und Befehl darinn handeln/ und nie gestatten/ daß Uns oder anderen Personen/ Schad oder Nachtheil zugefügt werde. War aber solches durch ihr Versäumnis geschehen/ wird man den Schaden bey dem Vorstmeister suchen und bekommen. Wir wollen auch/ daß keine newe Glashütten fürgenommen noch angefangen/ ohne Unser Erlaubnis.*

*Bei Straff fünfzig Pfund Heller/ und dennoch die Hütten hinweg gethan/ und nicht gestattet werden.<sup>47</sup>*

Das zugehörige Forstamt musste demnach dafür sorgen, dass diese Ordnung eingehalten wurde, ansonsten hatte der entsprechende Forstmeister eine Strafgebühr von 50 Pfund Heller (1 Heller entsprach ungefähr einem halben Pfennig) zu bezahlen. Folglich kam es dazu, dass die Waldglashütten im Nordschwarzwald allmählich geschlossen wurden. Mitte des 16. Jahrhunderts wurde das Glasmacherzentrum auf dem Schöllkopf eingestellt, die Glashütte im Seebacher Landkreis im darauffolgenden Jahrhundert. Das Betreiben von Glashütten im Nordschwarzwald wurde nur noch zugelassen, wenn das restlich vorhandene Holz im Wald anderweitig nicht verwertbar war.<sup>48</sup> Auch die badische Forstordnung aus dem beginnenden 17. Jahrhundert bestimmte, dass Pottaschebrennen nur dort erlaubt war, „wo Dürholz, Windfallholz und hohle Bäume dazu verwendet wurden oder wo, wegen der ungünstigen Lage eine andere Verwertung des Holzes nicht möglich war.“<sup>49</sup>

Viele Arbeiter im Gewerbebetrieb der Glasmacher hielten sich jedoch nicht an diese Auflagen. Angehörige des Gewerbebetriebs der Murgschifferschaft beschwerten sich daher 1740:

*Sie brennen das Holz nach eigenem Gefallen, ohne vorherige Anweisung und ohne Rücksicht, ob der Baum für die Schiffer verwertbar ist oder nicht. Sie hantieren mit der Schiffer Gut und Eigentum nach ihrem Gefallen, ohne diesen im geringsten darum zu befragen. Sie brennen während des ganzen Jahres, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit zu nehmen. Wenn nun in einem heißen Sommer ein Waldbrand entstehen sollte, so wäre dem Feuer wegen der Entlegenheit der Waldungen nicht beizukommen und großer Schaden zu befürchten.*

*Die Leute können ja nicht einmal von den Gerichten zum Schadensersatz herangezogen werden, weil sie meist fremd und nirgends sesshaft sind.<sup>50</sup>*

Die Gewinnung der Pottasche stellte im Nordschwarzwald ein einschneidendes Problem dar, denn der große Ascheverbrauch zur Glasherstellung führte wiederum zu einem Mangel an diesem Ausgangsstoff. Um das regional ansässige Glasgewerbe nicht aussterben zu lassen, versuchte man sich anderweitiger Materialien zu bedienen, um eben die benötigte Pottasche zu ersetzen. Ein Vorsitzender des Forstamtes Baiersbronn äußerte sich dazu folgendermaßen:

---

<sup>47</sup> Ebd., S. 3 f.

<sup>48</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S. 32.

<sup>49</sup> BITTMANN / BITTMANN (wie Am. 29), S. 73 f.

<sup>50</sup> Ebd., S. 74.

*Diejenigen Gegenden, welche an Holz keinen Mangel leiden, sondern vielmehr Überfluß daran haben, welches aber bei uns nicht der Fall ist, geben genugsam Stoff, um Asche zu erhalten. In solchen muß man zur Gewinnung der Asche solcher Brandstoffe sich bedienen, die sonst nicht besser vernutzt werden könnten. Hieher gehören nun Stumpen, Wurzeln, Reis, Rinde, Späne, abgestandene Bäume, Sägmehl, faules Holz, Forstunkräuter, als Moose, Farrenkräuter, Ginster, Heide und noch vieles andere, die reichhaltige Asche liefern; freilich Körper, die zum Theil als Walddünger angesehen werden.<sup>51</sup>*

Doch auch dieser Ersatzversuch konnte die benötigten Mengen des Flussmittels sowie den damit verbundenen immensen Waldverlust nicht ausreichend kompensieren. Insgesamt hatte die Aschenbrennerei zur Bereitung von Pottasche bereits in den früheren Jahrhunderten in den Wäldern ähnlichen Schaden wie die Waldglashütten selbst hinterlassen, weshalb sie daraufhin letztlich in der herzoglichen Forstordnung verboten wurde. Diese Forstordnung wurde jedoch schon bald nicht mehr rechtmäßig durchgesetzt, da der Herzog von Schwaben im Jahre 1696 an die Forstämter im Nordschwarzwald durchsickern ließ, dass er [...] *eine Quantität an Bod- und Waydasche in unserem Herzogtum [...] brennen lassen möchte.*<sup>52</sup> Diese Lockerung der rechtmäßigen Festordnung ließ die Aschenbrennerei im Land wieder aufkeimen. Bereits 1711 lag damit die erste Aschenbrennerkonzession mit einem Pachtvertrag im Freudenstädter Forstamt vor, welches die wirtschaftliche Ausnützung von einem [...] *Stück Waldes 2 Stund von Freudenstadt und 2 Stunden von Baiersbronn, allwo der Entfernung, Wildnuß und Rawin willen weder Bau-, noch Brenn-, noch Flotzholz gehauen, noch anderwärtig Holz zu Nutz gebracht werden kann [...]* [genehmigte und erlaubte] *daß sie das dürre, sowohl aufrechtliegende Holz zu Bodaschen brennen dürfen.*<sup>53</sup> Viele weitere Pachtverträge dieser Art folgten und beschrieben des Weiteren, dass keinesfalls *gesunde Böhm* angezündet werden dürften und dass die Aschenbrenner ehrlich und säuberlich mit dem Holz umzugehen und den Wald nicht zu verwüsten hätten.<sup>54</sup>

Der Nordschwarzwald verzeichnete also insbesondere durch die zunehmend fehlende Pottasche – weitgefasst aber hauptsächlich durch den immensen Holzverlust in der einst walddreichen Region – einen Einbruch des wirtschaftlichen Glasgewerbebetriebs. Im Jahre 1770 wurde folglich den Glashütten im Nordschwarzwald zur Auflage gemacht, die Pottasche nicht mehr selbst zu gewinnen, sondern ausschließlich im eigenen Land aufzukaufen, und zwar in der Menge, in der die Verwendung dieser letzten Pottascheressourcen anderen Glashüttenwerken sowie den Salpetersiedern nicht schadete. Bei einem darüber hinausreichenden Bedarf musste die Glashütte beim Ankauf auf andere Länder ausweichen, wie beispielsweise auf die Pottasche aus dem angrenzenden Baden oder auch aus dem Elsass.<sup>55</sup> Das endgültige Aus des Gewerbebetriebs im Nordschwarzwald war zu diesem Zeitpunkt in Sicht.<sup>56</sup>

#### *1.4 Neuzeitliche Glashüttenbetriebe im Murgtal*

Nach dem Dreißigjährigen Krieg blühte nach und nach auch die Wirtschaft im Nordschwarzwald wieder auf. Besonders verzeichnete man nun eine enorme Nachfrage an Gebrauchsglas. Nahezu jeder Haushalt hatte verschiedenste Arten von Glaswaren im eigenen Besitz, sei es das Fensterglas, Glasschalen oder Flaschenglas. Die Glasproduktion in solch großem Umfang war in den kleinen Waldglashütten schlichtweg nicht zu leisten, und so war

---

<sup>51</sup> Ebd., S. 73.

<sup>52</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 4.

<sup>53</sup> Ebd., S. 5.

<sup>54</sup> Ebd., S. 5 f.

<sup>55</sup> KNEIBLER (wie Anm. 1), S 84.

<sup>56</sup> Ebd., S. 32.



eine technische Umrüstung der Glashütten gefragt. Die Glashütten waren durch ihre Größe nun nicht mehr versetzbar, wenn das umliegende Holzvorkommen ausgeschöpft war. Damit mussten die Glasfabrikanten sich einer Stelle bedienen, welche den Holzvorrat über mehrere Jahrzehnte garantierte. Zudem benötigten die neuen Glashütten auch die Wasserkraft der Bäche und Flüsse, um Poch-, Gesteins-, und Schleifmühlen zu betreiben. So bemühte man sich für die Glasfabrikation im Murgtal, die Waldwege für den Holztransport auszubauen und neue zu erschließen. Auch die ansässigen Gewässer, also Flüsse und Bäche, wurden des Weiteren für den Transport von Warengüter sowie für die Zulieferung von Rohstoffen bis in die Quellbereiche hinein flößbar gemacht. Auch abgelegene Holzgebiete wurden erschlossen und dienten zeitgleich den Holzbeschaffungsmaßnahmen in der territorialen Landschaft des Murgtals. Auch die Öfen mussten für die höhere Produktion neu konzipiert werden. Die Arbeit mit der Glasmacherpfeife hatte sich jedoch nicht verändert und blieb fester Bestandteil der Glasproduktion bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts.<sup>57</sup>

Nach Antragsstellung im Regierungssitz Stuttgart erhielten zwei von drei vorgesehenen modernen Glashüttengewerbebetrieben im Oberen Murgtal das Recht, dort eine Glashütte zu erbauen. Die Anträge zur Erstellung einer Glasfabrik in den heutigen Teilortschaften der Gemeinde Baiersbronn – Schön Münzach und Buhlbach – wurden genehmigt, die dritte Glashütte im sogenannten Tonbachtal fand beim Herzog und seiner Verwaltung keine Zustimmung. Auf ihren Antrag hin zur Errichtung eines Glashüttenbetriebes in Schön Münzach erhielten Johann Georg Schweikhardt aus Wildberg und Friedrich Mayer aus Altensteig im Nordschwarzwald am 17. März 1733 die Genehmigung, auf dem sogenannten Pfronbronner Wasen eine groß angelegte Glasfabrik zu erbauen. Dies geschah bis 1734/1735 nahe der Ortschaft Schwarzenberg.<sup>58</sup>

Die Glasfabrik Schön Münzach hatte sehr viele Besitzer, unter anderem den evangelischen Kirchenrat und die Calwer Holzhandelskompanie Vischer & Co. sowie einige private Besitzer, welche von wirtschaftlichen Höhen und Tiefen in der Glasfabrik begleitet wurden. Zudem erwiesen sich besonders die Gründungsjahre als schwierige Zeiten für die Teilhaber als auch für das Glashüttenwerk selbst. Beispielsweise erkrankte einer der ersten Besitzer in der Murg noch bevor die Glasfabrikation am 24. April 1734 aufgenommen werden konnte.<sup>59</sup> Im März 1735 brannte die Glashütte ab.<sup>60</sup> Die Folgen des großen Hochwassers von 1831 führten zur Zusammenlegung der Glashütten Schön Münzach und Buhlbach. Der Glasfabrikant Georg Böhringer II. engagierte sich mit seinem Bruder Carl August für die Glashütte im Nachbarort, während er die Geschäfte in Buhlbach zum Florieren brachte. Unter der Leitung der Gebrüder Böhringer und in Zusammenarbeit mit der Glasfabrikation in Buhlbach gelangte der wirtschaftliche Gewerbebetrieb letztlich zur Hochkonjunktur. Man verfolgte sogar das Ziel, die Einfuhr ausländischen Glases durch die beiden Glashüttenbetriebe im Murgtal überflüssig zu machen und die einheimische Glasproduktion entsprechend zu steigern. Die Pläne von Böhringer II. änderten sich jedoch bis ins Jahre 1844 und so fiel die Glashütte in die Hände der Firma Grötz & Co. aus Gernsbach. Diese sollte die Glasherstellung in Schön Münzach

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 81 f.

<sup>58</sup> Sönke LORENZ / Axel KUHN: Baiersbronn. Vom Königsforst zum Luftkurort. Mit einem Beitrag von Franz Adis. Stuttgart, S. 145. Sönke LORENZ / Axel KUHN: Baiersbronn. Vom Königsforst zum Luftkurort. Mit einem Beitrag von Franz Adis. Stuttgart, S. 145.

<sup>59</sup> Ebd., S. 145 f.

<sup>60</sup> Ebd., S. 147.

fortführend betreiben bis im Jahre 1902 letztlich das gesamte Glasfabrikationswesen in der Ortschaft eingestellt wurde.<sup>61</sup>

## 2 Die Glashütte Buhlbach

### 2.1 Entstehung

Als in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts im Murgtal, in der Landschaft von Obertal der Gemeinde Baiersbronn, eine weitere große Glasfabrikation entstehen sollte, stieß dieses Vorhaben zuerst auf wenig Anklang. Aus dem Jahr 1726 stammen die ersten Bestrebungen auf dem Terrain der heutigen Glashütte Buhlbach eine neuzeitliche Glasfabrik zu errichten. Mittels einer forstwirtschaftlich rentablen und wirtschaftlich florierenden Glasfabrik im Freudenstädter Forstgebiet sollte die Finanzkasse des damaligen Herzogs Eberhardt Ludwig (1676-1733) gefüllt werden. Letzten Endes entstand die Glashütte in Buhlbach aber auf den Wunsch seines Nachfolgers Herzogs Karl Eugen (1728-1793). Dieser leistete sich eine der teuersten Hofhaltungen Europas und musste die riesige Gartenstadt in Ludwigsburg finanzieren. Die herzogliche Rentkammer sandte einen Beamten in das Freudenstädter Forstgebiet, um den Wald zu erkunden. M. Freiherr von Schütz schrieb am 25. April 1726 an den Freudenstädter Forstmeister Schleppegrell: Es habe sich die Gelegenheit eröffnet *eine Glashütte nicht von gemeiner sondern einer solchen Arbeit, welche auch an ausländischen Orten stark Debit (Absatz) findet, aufzurichten, oben an dem Baiersbronner Tal an der Fahrenhaltner Eck, beym Kühnbrunnen oder Elbenbach.*<sup>62</sup> Des Weiteren fragt von Schütz beim Forstmeister an,

*ob sich dort eine starke Quantität von Buchenholz befindet, ein bequemer Platz, um einige Gebäude darauf zu errichten, ob solches der Wildbahn schädlich, nicht vielmehr, wenn der Ort bewohnt werde, gegen die Wilderer dienlich, ob herum der Pürschen um eine Zins verpachtet sei, wie weit der Ort von dem Eisenwerk St. Christophstal gelegen, ob dieses Buchenholz für das Eisenwerk nicht nützlich verkohlet und ohne allzu großen Kosten dahin gebracht werden könne, ob es wahr sei, daß an diesem Ort sowohl Buchenholz als Tannenholz wegen Mangel des Verbrauchs verfaule und verderbe, und wenn keine Glashütte dahin gesetzt werden sollte, ob nicht dieses verderbende Holz besser zu Bodasch- Brennen anzuzünden sei ob es wahr sei, wie man vorgäbe, daß kein tüchtiges Holländer Holz, so an den Bach gebracht werden könne.*<sup>63</sup>

Der Forstmeister Schleppegrell beantwortete die Anfrage wie folgt:

*Es habe wohl Buchen in einem kleinen Stücklein, das meiste sei Tannen- und Forrenwald und solch Holtz, das teils zu Holländer Bäumen auf die Murg gebracht werden könne, die Buchen würden kaum für ein Jahr für eine Glashütte reichen. Platz seit zugewogen, der aber vielleicht von Glasmacherverständigen als untauglich angesehen werde, eine Glashütte sei der Wildbahn in allweg schädlich, es würden noch mehr der Wilderer eingepflanzt, der Ort sei nur 1 ½ Stund vom Christophstaler Werk entfernt, das Holz könne für dieses gebraucht werden, das Buchenholz könne mit viel größerem Nutzen für das Eisenberg Verwendung finden, es gäbe freilich da und dort liegende Tannen und Bäume, die seien aber zu keiner Glasarbeit zu gebrauchen, die Summe des zu Grunde gehenden Holzes sei nicht groß, es sei*

---

<sup>61</sup> Uwe FLIEGAUF / Joachim J. HALBEKANN: Die Glashütte Schönmünzach 1825-1832. Stuttgart-Hohenheim 2002, S. I.

<sup>62</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 7 f.

<sup>63</sup> Ebd., S. 8.

*in allweg so viel des abgängigen Holzes zugegen, und läßt man nicht so viel verfaulen, man habe es vor einiger Zeit den Aschenbrennern angetragen.*<sup>64</sup>

Dies zeugt davon, dass der Forstmeister keinesfalls eine Glashütte an der Stelle errichten wollte. Es ist anzunehmen, dass diese Bewertung auch dem Herzog Eberhardt Ludwig missfiel, da dies den herzoglichen Bestrebungen in seinen fürstlichen Waldungen widersprach. Dieser sah darin zugleich eine Absage an den Standort Buhlbach und entgegnete daraufhin am 1. September 1728, der Forstmeister Schleppegell solle zusammen mit dem Hauptzoller auf dem angrenzenden Kniebis die Landschaft erkunden und bestimmen, inwiefern hier denn eine dem gesamten Herzogtum dienliche Glashütte errichtet werden könne. Der darauffolgende Bericht der beiden Beamten liegt den Akten heute leider nicht mehr bei. Dies lässt darauf schließen, dass dieses Vorgehen zu keinem weiteren Ergebnis führte. Zehn Jahre vergingen bis der Rentkammer das Verfahren der Glasfabrik am Standort Buhlbach wieder vorlag. Nach dem Tod Eugen Ludwigs übernahm Herzog Karl Alexander für eine kurze Zeit die Regierung bis letztlich Herzog Karl Eugen Regent wurde. Man vermutet, dass dieser Regierungswechsel zum Verlust des herzoglichen Interesses an der geplanten Glashütte im Buhlbachtal beitrug. Dennoch schien das Vorhaben weiterhin in den unterschiedlichsten Schichten Anklang zu finden.<sup>65</sup>

So wurde 1733 wiederum der Standort Buhlbach fixiert. Ein erfahrener Glasmacher aus dem Murgtal hatte bereits Jahre zuvor starkes Interesse geäußert, in Buhlbach eine Glasfabrik zu errichten, was aus einem Schreiben des Pfarrers Rueff im Jahre 1744 hervorgeht. Pfarrer Ruoff aus Klosterreichenbach wendete sich daraufhin am 21. September 1744 an den Herzog mit der Bitte, dort selbst eine Glashütte zu errichten und begründete sein Vorhaben folgendermaßen:

*Das in diesem Tal befindliche Holz sei nicht mehr im Wachstum; die wenigen Holländerstämme bei Floßbarmachung der Murg könnten nicht herbeigeschafft werden; dem Eisen- und Schmittenwerk in St. Christophstal entstehe durch eine Glashütte kein Nachteil.*<sup>66</sup>

Herzog Karl Eugen wandte sich daraufhin wiederum an den Forstmeister mit dem Anliegen, diese Anfrage zu beurteilen. Doch auch dieses Mal riet Schleppegrell ab und fügte seinem Bericht die Unterschrift des Vorsitzenden des Eisenwerks im Christophstal Faktor Hopfenstock hinzu. Diese beiden brachten ihre Ansicht wie folgt zu Papier:

*Die Glashütte wäre der Faktorei St. Christophstal sehr schädlich und nicht wohl rätlich, aber eine Besichtigung an Ort und Stelle sei aus Gründen des Wetters erst im Frühjahr möglich.*<sup>67</sup>

Damit verwarfen sie des Pfarrers Pläne, für sich und seine erwachsenen Kinder eine Glashütte zu errichten. Seine Anfrage scheiterte also an dem Einspruch des Eisenwerks in der Ortschaft Christophstal, welche ebenfalls zur Gemeinde Baiersbronn zählte und auch ein weiteres Mal aufgrund der Bewertung des Forstmeisters in Freudenstadt.<sup>68</sup>

Im Regierungssitz Stuttgart selbst wurde die Planung der Glashütte im Murgtal erst wieder im Jahre 1743 aufgegriffen. Herzog Karl Eugen plante einem Schreiben vom 30. Juni 1743 nach, eine Glashütte aus dem Böhringsweiler Amt in das Baiersbronner Tal zu verlegen. In der Rentkammer hieß es:

---

<sup>64</sup> Ebd., S. 8.

<sup>65</sup> Ebd., S. 9.

<sup>66</sup> Ebd., S. 10.

<sup>67</sup> Ebd., S. 10.

<sup>68</sup> Ebd., S. 10.

*Nachdem der Herzog den Entschluss gefasst habe, die in dem Böhringsweiler Ämten, [...] im Mainhardter Wald, bisher getriebene Glashütte, um des so sehr zusammengehenden Holzes willen, völlig abgehen zu lassen [...] gleichzeitig aber auch gerne den dortigen Glas- und Hüttenlaboranten zu ihrer künftigen Versorgung eine conventable Gelegenheit verschafft wissen möchte und zu dem Ende denselben die Anleitung geben lassen, dass sie in dem Murgtal das Holz ohnehin nicht zu gutem Nutzen gebraucht werden kann, eine der gleichen Hütten anzulegen, sich entschließen möchte.*<sup>69</sup>

Doch auch diese Pläne führten nicht zum gewünschten Erfolg für den Standort Buhlbach. Wieder vergingen Jahre, in denen immer weitere Bittgesuche in der herzoglichen Rentkammer eingingen. Im Jahre 1752 bemühten sich beispielsweise die zwei Glasmacher Johannes Barsich und Antoni Eckenwalder aus Gengenbach um 60 Morgen in der Waldung zwischen rechter und roter Murg und schrieben zwei Mal vergeblich nach Stuttgart.<sup>70</sup>

Insgesamt stieß das Projekt Glashütte Buhlbach bereits in seiner Planung auf viel negative Resonanz. So war Schleppergell nicht der einzige, welcher den Standort abtat. Auch die Eisenfabrik im benachbarten St. Christophstal lehnte das Bestreben zur Erbauung einer neuen Glasfabrik konsequent ab, da man in der neuen Glashütte einen weiteren Konkurrenten um den Rohstoff Holz in der Gegend sah. Bereits die Waldglashütten sowie die Aschenbrennerei hatten große kahle Stellen im Wald zurückgelassen, und man sorgte sich um die Zukunft des Rohstoffs Holz in der Region. Die Angst um das eigene Gewerbe führte unweigerlich zu einem holzbasierten gewerblichen Interessenkonflikt im Murgtal. Darüber geben auch die „Freudenstädter Heimatblätter“ Aufschluss. Dort heißt es, der Holzeinkäufer im Eisenwerk von St. Christophstal habe andauernden Einspruch gegen die Errichtung der Glashütte Buhlbach erhoben, da man mit der Glasfabrik Behinderungen in der eigenen Versorgung mit Holz und Holzkohle erwartete. Im Entstehungsvorhaben der Glashütte stieß man aber auch in den eigenen gewerblichen Reihen auf Widerspruch. So wehrte sich anfänglich die bereits existierende neuzeitliche Glashütte Schönmünzach gegen die Planung einer Glashütte am Standort Buhlbach.<sup>71</sup>

Es waren demnach diese verschiedenen und miteinander konkurrierenden Ansichten zur Lage der gewünschten herzoglichen Glasfabrik, welche das Bauprojekt einer Glasfabrik in Buhlbach am heutigen Standort um Jahre verzögerten. Die Bestimmung des Standortes für die neue Glasfabrik im Murgtal sollte auch des Weiteren noch für Aufregung in der Bevölkerung der territorialen Region sorgen.

## *2.2 Erste Besitzer: Johann Weißer, Jacob Lederlein und Adolf Danegger*

Erst im Jahre 1758 war es letztlich möglich, die Widersprüche zur Errichtung einer Glasfabrik am Standort Buhlbach zu überwinden und dort die geplante Glashütte zu errichten. Dies gelang letztendlich Johann Heinrich Gottlieb Weißer aus Alpirsbach, zusammen mit Jacob Lederlein und Adolf Danegger, beide aus Straßburg stammend. Die drei Männer unterbreiteten dem Herzog Karl Eugen den [...] *untertätigsten Vorschlag, ihrer besitzend besonderen Wissenschaft eine Fabrique von weißem Cristallfluß, feinem Farbenfluß, falschem Edelgestein, dem Böhmischen gleichkommenden Glas etc., in dem Reinerzauer Tal errichten [zu können und] [...] bitten zugleich untertänigst, ihnen die hierzu erforderliche Hochfürstliche Conzession, und ein Privilegio gnädigst zu erteilen.*<sup>72</sup> Auch die allgegenwärtige Sorge um das Holzeinzugsgebiet versuchten sie im Vorfeld zu lösen. So ließen sich Weißer,

---

<sup>69</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 9.

<sup>70</sup> Ebd., S. 10.

<sup>71</sup> Wolfgang RIEDRICH: Aus der Geschichte der Glashütte Buhlbach. Landkreis Freudenstadt 2009, S. 1.

<sup>72</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 11.

Danegger und Lederle vorab [...] von Vogt und Richtern von Reinerzau Michel Adrian von dem Schömberg und Hans Heizelmann auf dem Hintern Rothenberg [...] versichern, dass reichlich Holz für eine Glashütte vorhanden sei, denn es verfaulen ihnen jährlich mindestens 1000 Kelter.<sup>73</sup> Dies geht aus dem Schreiben der Richter vom 8. Januar 1757 hervor.

Das Eisenwerk St. Christophstal beantwortete am 31. Januar 1757 diesem Vorschlag mit der bekannten Ablehnung.<sup>74</sup> Schließlich schaltete sich Bürgermeister Georg David Rueff von Alpirsbach in das Verfahren ein und riet ebenfalls dem Herzog von diesem Unternehmen in seinem Amtsbezirk ab. Daraufhin verweist Herzog Karl Eugen in einer Schrift vom 16. März 1757 wiederum auf den Standort, den er schon Jahre zuvor in eine blühende Glasfabrikationssiedlung verwandeln wollte. Buhlbach war inzwischen auch von dem neuen Freudenstädter Forstmeister Kospoth empfohlen worden. So schrieb der Forstmeister am 22. Februar 1757 einen Bericht an das Herzogtum:

*Die Supplikanten mögen an die Murgtalwaldung verwiesen werden, wo es reichlich Holz für lange Zeit habe, niemand werde geschädigt, und es sei ein Platz vorhanden, wo 1723 der Aschenbrenner Ringespacher 60 Morgen Wald zum Ausreuten um jährlich 50 fl bekam, der aber nur etliche Morgen ausgereutet habe und dann entwichen sei. Dieser Platz sei tauglich, daß die Glashütte dorthin am Buhlbach und der rechten Murg gestellt werden könne.<sup>75</sup>*

Die Konsorten gingen auf den Vorschlag des Herzogs Karl Eugen ein und formulierten nun konkret ihre Bitte

*zu Erbauung der Glashütte, Sand- und Glasmühle, eines Pochwerks, der nötigen Wohnungen, des Schleif- und Politurwerks und zur Setzung des Holzes wenigstens 3 Morgen Platz, unentgeltlich [...] bitten wir um unentgeltliche Verabfolgung des nötigen Bauholzes für sämtliche Gebäude, da sie ihr Etablissement an einem von der menschlichen Gesellschaft abgesonderten Ort aufschlagen müssen, müssen sie wenigstens 6 Stück Vieh halten, deshalb bitten wir um 6 Morgen Platz zum Ausstocken für Wieswachs, die ziemliche Anzahl von Laboranten muß in einer Einöde verpflegt werden, so bitten wir um gn. Conzession für eine Wirtschaft mit ausländischem Wein und die Laboranten mit an deren Notwenigkeit wie Fleisch, Brot, Mehl, Tabak etc. versehen zu dürfen, uns von allen Abgaben zu befreien, zur Betreibung des Werks werden jährlich 1200 Klafter Holz aus den herrschaftlichen Wäldern benötigt, bitten wir für uns und unsere Laboranten die Personal- und Bequartierungsfreiheit und die Laboranten mit Auswahlen gnädigst zu verschonen.*

*Dagegen Verpflichten wir uns, jährlich 350 fl zu bezahlen, erstmals im Jahr nach dem ersten Schmelzen.<sup>76</sup>*

Da auf das Bittgesuch jedoch keine Rückmeldung aus dem Herzogtum folgte, verfassten Adolf Denegger und Johann Heinrich Gottlieb Weißer am 20. Juni 1757 eine erneute Eingabe. Doch wieder geschah vorläufig nichts.<sup>77</sup> Auch der dritte Versuch vom 30. Dezember 1757 von Weißer und Konsorten für die *untertänigste Finalresolution zur Erbauung ihrer gemeinen und Kunstglashüttin* blieb ohne Antwort.<sup>78</sup> Die Finanzierung der Glashütte wurde auf 6000 Gulden

---

<sup>73</sup> Ebd., S. 12

<sup>74</sup> Ebd., S. 12

<sup>75</sup> Ebd., S. 12.

<sup>76</sup> Ebd., S. 13.

<sup>77</sup> Ebd., S. 14.

<sup>78</sup> Ebd., S.14.

veranschlagt.<sup>79</sup> Ein letztes Bittgesuch von Weißer brachte am 23. Februar 1758 den gewünschten Erfolg. Ohne neu vorliegende Untersuchungsergebnisse und ohne weitere Finanzprüfung entschieden sich die Kammerräte dieses Mal dafür, das Bestreben am Standort Buhlbach zu befürworten. Mit Erlass vom 13. März 1758 erteilte der Herzog Karl Eugen die Genehmigung für die Errichtung einer *Glas-Fabrique* [...] [und der] *dazu nötigen Wohn- und übrigen Gebäude in dem circa dritthalb Stunden von Bayersbronn, Dornstetter Amts rechter Hand der Rechten Mark, oberhalb des Röhrsbächlens gelegenen Revier*.<sup>80</sup>

Am 20. März 1758 wurde der erste Pachtvertrag zwischen dem Herzogtum von Schwaben und den drei Unternehmern Weißer, Denegger und Lederle mit folgenden Punkten geschlossen: Den Bittstellern wurden 3 Morgen schlechten Platzes [„zweifellos die von dem Aschenbrenner Ringenspacher 1723-26 gerodete und unterdessen wieder verwilderte Waldfläche“] für ihre Gebäude, das benötigte Holz zu ihren Gebäuden und Wasserleitungen und 6 Morgen Platz zu Wierwachs unentgeltlich zugestanden, um 6 Stück Rindvieh halten zu können. Die Anschaffung der benötigten Viehweiden wurde gestattet, jedoch nicht die Hereinbringung ausländischen Weines und die Befreiung vom Umgeld. Ferner sollten sie jährlich 1200 Klafter Holz erhalten, die vom verpflichteten Holzhauern aufzumachen und vom Forstmeister gegen das gewöhnliche Zeichen- und Meßgeld ordentlich abzumessen seien. Die Konzession sollte nicht 8, sondern 12 Jahre gültig sein. Auch wurde eine Quartier- und Auswahlfreiheit gestattet. Für die Konzession, sollten jährlich 200 Gulden entrichtet werden. Ferner sollten sie sich eigenmächtigen Holzhauens und auch der Brennung von Asche gänzlich enthalten. Alle Asche, die sie nicht selber erzeugen, durfte nicht im Lande, sondern nur außerhalb des Landes gekauft und kein Spiegel- oder flämisches Glas hergestellt werden. Der Schönmünzacher Hütte durften sie keinen Eintrag abtun und keine Felder um die Glashütte anlegen.<sup>81</sup>

Auffallend sind die großen Zugeständnisse, welche allen Anschein nach mit großem Vertrauen in den wirtschaftlichen Erfolg der Glasfabrik getragen wurden. Zudem wird auch die Glashütte Schönmünzach erwähnt, welche ursprünglich seine Stimme ebenfalls gegen das Vorhaben erhob.<sup>82</sup>

### 2.3 Gründungs- und Krisenjahre (1758-1760)

Johann Heinrich Gottlieb Weißer, Johann Jakob Lederlin und Adolf Denegger waren die ersten Besitzer der Glasfabrik Buhlbach im Jahre 1758. Bereits im Herbst 1758 kam der Bau der Glashütte aufgrund des zu geringen Startkapitals allerdings zum vorübergehenden Stillstand. In seiner Notlage wandte sich Weißer an den Freudenstädter Forstmeisters Kospoth. Dieser berichtete daraufhin seiner Durchlaucht:

*Denegger zu Straßburg habe bis dato noch keinen Batzen Geld geschossen obwohl beschlossen gewesen sei, daß jeder zum Anfang 300 fl bar Geld erlegen soll. Er sei deswegen am 1. Oktober selbst nach Straßburg gereist, um mit ihm zu sprechen. Dannegger habe ihm zur Antwort gegeben, daß er jezund kein Geld habe und wisse auch keines zu bekommen.*<sup>83</sup>

Doch der Bau musste fortwährend weitergehen und es floss kein Geld. Kospoth fuhr daraufhin selbst nach Straßburg, allerdings ließ sich mit Denegger keine einvernehmliche Einigung finden. Deswegen unterrichtete er den württembergischen Herzog am 30. Oktober 1758 über

---

<sup>79</sup> Ebd., S. 14.

<sup>80</sup> SÖNKE / KUHN (wie Anm. 58), S. 147.

<sup>81</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 15 f.

<sup>82</sup> Ebd., S. 14.

<sup>83</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 19.

diese Schwierigkeiten.<sup>84</sup> Schließlich ließ sich Dennegger auf einen Vergleich ein, der wie folgt aussah:

„Herr Dennegger übergibt dem Weißer und Lederlein seinen Teil an der Glasfabrique und an dem Privileg mit allen Zugehörungen, Rechten und Gerechtigkeiten; dies ist geschehen für die Summe von 1000 Livres Landswährung und 24 Livres Trinkgeld für die Frau, welche sogleich bezahlt wurden; [600 Livres werden auf Weihnachten 1758 und 400 Livres auf Ostern 1759 bezahlt]; er verzichtet auf alle Rechte und setzt die beiden an seine Stelle; die beiden verpflichten sich, termingemäß an Dennegger zu bezahlen, andernfalls dieser sogleich wieder in die Glasfabrik eintreten und die gegenwärtige Verhandlung als nicht geschehen betrachten wird.“<sup>85</sup>

In der Schrift zu den Abfindungsbedingungen von Adolf Dennegger taucht zwar kein neuer Geldgeber auf, dennoch muss zu dieser Zeit der Entschluss gefasst worden sein, den Juwelier Johann Daniel Gutmann an seiner Stelle mit einzubeziehen. Dieser wurde am 5. Februar 1759 dritter Teilhaber.<sup>86</sup> Inzwischen verzeichnete der Bau bereits große Schulden. Daher suchte man nach neuen Geldgebern. Johann Heinrich Schreider, ein Handelsmann aus Straßburg und Heinrich Juncker, ein Tabak-Fabrikant, stiegen in das Geschäft mit ein. Sie bezahlten die bereits aufgetürmten Schulden und beteiligten sich an dem weiteren Bau und der Vollendung der Glasfabrik, der sich von Sommer 1758 bis in den Oktober des Folgejahres hinzog.<sup>87</sup>

Der erste Schmelzvorgang in Buhlbach am 1. Oktober 1758 sollte die Glashütte nun aus der finanziellen Misere retten. Doch leider ging auch dieser Plan nicht auf. Die für das Schmelzverfahren benötigten Häfen hielten dem Druck und der Hitze im Ofen nicht stand und sprangen. Die Buchführung der Glasfabrik in Buhlbach ließ die Probleme deutlich werden:

<i>Kapitalzuschuss von Herrn Schreider (Handelsmann in Straßbourg)</i>	3047 fl 53 x
<i>Kapitalzuschuss von Herrn Johann H. Juncker (Tabakfabrikant in Straßbourg)</i>	909 fl
<i>Joh. Jakob Lederlins Kapital und Gratifikation (von Straßbourg)</i>	1556 fl 17 x
<i>Herrn Gutmanns Kapital und Gratifikation (Juwelier zu Straßbourg)</i>	746 fl 51 x
<i>Herrn Weißers Kapital und Gratifikation (Farbmeister von Alpirsbach)</i>	730 fl
<i>Die Zehrungen bis auf 18. Juni 1759</i>	879 fl 48 x
<i>Für zu Straßbourg verkaufte Glas:</i>	43 fl 49 x
<i>Für auf dem Werk verkaufte Glas:</i>	21 fl 55 x
<hr/> <i>Damit werden die Einnahmen mit:</i>	<hr/> 8 559 fl 53 x
<i>Und die Ausgaben mit:</i>	8 987 fl 24 x

angegeben.<sup>88</sup>

<sup>84</sup> Ebd., S. 19.

<sup>85</sup> Ebd., S. 22.

<sup>86</sup> Ebd., S. 22.

<sup>87</sup> Ebd., S. 25.

<sup>88</sup> Ebd., S. 27.

Diese Auflistung der finanziellen Unterstützer der Glasfabrik gibt uns einen Überblick über die jeweiligen Anteile der Teilhaber und verweist damit auf die Hierarchie der Unternehmer der Glashütte. Zudem zeigt sie auf, wer von ihnen über eine herzogliche Gratifikation, das heißt über eine zusätzliche Bezuschussung zum Gewerbebetrieb verfügte und damit in der Glasfabrik arbeitete. Die Schlussfolgerung, welche wir dieser Finanzierung entnehmen können, ist, dass sich die Kapitalanlagen leider bis ins Jahre 1761 nicht auszahlten. Die Glashütte erwirtschaftete keinen Gewinn, sondern summa summarum nur weitere Schulden. So kam es am 19. Mai 1761 dahin, dass die Glasfabrikanten dem Herzogtum 417 Gulden Bestandgeld schuldig waren. Die Glasfabrik hatte damit nach fast zwei Jahren Existenz den Konkurs erreicht. Das Oberamt Dornstetten verhäng eine Arrestsperre, versiegelte die gesamte Anlage und schrieb die Glashütte in zur Versteigerung aus. Die bisherigen Schäden jedweder Art konnten nicht kompensiert werden und damit standen die Unternehmer vor dem finanziellen Bankrott.<sup>89</sup>

Israel Wenzel wurde 1757 Glashüttenmeister von Schönmünzach und hatte sich unterdessen im Jahre 1761 selbst ein Bild über den derzeitigen Zustand der Glashütte Buhlbach machen können. Er kam zu dem Entschluss, die Fabrik zusammen mit Schönmünzach zu betreiben und damit die stillgelegte Glasfabrik wieder aus der Misere zu befreien. Wenzel stellte präzise Forderungen an die herzogliche Rentkammer, was diese am 26. September 1761 ablehnte.<sup>90</sup> Stattdessen sollte die Glashütte schon kurze Zeit später in andere Hände übergehen. Am 30. Oktober 1761 wandte sich der Schultheiß in Baiersbronn J. Georg Würz und J. Andler, Handelsmann in Freudenstadt, an die Rentkammer. Sie wollen im Namen der gesamten *Kreditorenschaft* das Glashüttenwerk übernehmen unter der Bedingung, das fabrizierende Glas im Land verschleifen und aus allem abgängigen Holz der Waldung Asche brennen zu dürfen.<sup>91</sup> Die Rentkammer stimmte dieser unüblichen Forderung zu, und so konnte der inzwischen stillgelegte Hüttenbetrieb wiederaufgenommen werden. Doch auch unter Würz und Andler trat kein wirtschaftlicher Erfolg ein, so dass bereits ein Jahr später anstelle des Schultheiß Würz nun der Bürgermeister Eysele von Dornstetten trat. In den darauffolgenden Jahren von 1764 bis 1769 stellt sich jedoch auch unter den neuen Teilhabern keine Veränderung der Lage in Buhlbach ein.

Der Handelsmann und Stadtrat Freudenstadts Andler schreibt am 23. Juni 1769 an das Herzogtum und berichtet von den Umständen sowie von der Bauweise der Anlage, welche mittlerweile zum zusätzlichen Problem des Hüttenwerkes geworden war. Er bat inständig, *die zur Glashütte Buhlbach gehörigen und täglichem Einfall ergebenden Gebäude durch das Oberforstamt Freudenstadt schleunigst reparieren zu lassen, da sie ohne Lebensgefahr nicht mehr bewohnt und zur Fabrizierung des Glases nicht mehr benutzt werden können.*<sup>92</sup> Zudem gab er zur Kenntnis: Die Gebäude wären in einer heillosen Art und Weise errichtet worden, anschließend in die Hände einer zweiten und dritten Kompanie gefallen und eben solange lediglich ausgenutzt worden, bis der Verlust aus finanzieller Sicht zu groß geworden war, um mit den dringlichsten Sanierungsarbeiten zu beginnen.<sup>93</sup>

Im Oktober 1771 lief der Pachtvertrag zwischen dem Herzogtum und den ersten Besitzern der Glashütte, Weißer, Lederlin und Denegger aus. Am 15. Mai 1771 übergaben Andler und Konsorten die herrschaftlich betriebene Glashütte zur weiteren Verfügung an den Herzog, mit der gnädigsten Bitte von der ferneren Bezahlung eines Canon zur Sanierung abzusehen, da bereits in den beiden Jahren zuvor der Canon zur Pacht bezahlt wurde, obwohl gar kein Glas

---

<sup>89</sup> Ebd., S. 27.

<sup>90</sup> Ebd., S. 28.

<sup>91</sup> Ebd., S. 29 f.

<sup>92</sup> Ebd., S. 31.

<sup>93</sup> Ebd., S. 31.



mehr fabriziert werden konnte. Die Rentkammer verfügte deshalb, abermals den Standort Buhlbach zu erkunden und das Ausmaß der Reparaturen zu bewerten. Der Oberfortsmeister Weitershausen und der Oberamtmann Heller zu Dornstetten gaben darauf hin dem Herzog Karl Eugen Aufschluss über die derzeitige Situation der Glasfabrik.<sup>94</sup> Karl Eugen beschloss die Glashütte, welche inzwischen einen sehr maroden Eindruck machte, nun mittels eines Erblehenvertrages in die Hände der bekannten Calwer Holländer Holzcompanion Vischer & Co. zu übergeben. Diese Firma betrieb zu jener Zeit auch die Glasfabrik in Schönmünzach und tat sich dort in der Gewerbeführung als erfolgreich hervor. Zur langfristigen Absicherung sollte nun auch der Fabrikbestand auf 12 Jahre vergeben und der jährliche Canon für das Klafterholz von 200 auf 50 Gulden gesenkt werden. Diese neuen vertraglichen Bestimmungen weisen darauf hin, dass das Anliegen Glashütte Buhlbach des Herzogs inzwischen lästig geworden war. Am 25. Mai 1772 lehnte die Calwer Holländer Holzcompanion das gnädige Angebot der herzoglichen Rentkammer ab.<sup>95</sup>

Die Glasmacher der Glashütte Herzogsweiler waren unterdessen sehr darauf bedacht, den Standort zugunsten ihrer Glasproduktion herzurichten. In der Annahme, ihre Glashütte werde im kommenden Frühjahr wegen Holz Mangels eingehen, wandten sich die dortigen neun Glasbläser an die Rentkammer mit der Bitte, die Buhlbacher Glasfabrik übernehmen zu dürfen. Dass dem Herzog ein Erblehen oder auch ein Kaufvertrag mit der erfolgreichen Holzkompanie in Calw lieber gewesen wäre zeigt eine erneute herzogliche Anfrage bei dieser Handelsgesellschaft. Die Bitte der neun Glasmacher aus Herzogsweiler blieb unbeantwortet, und weitere zwei Jahre wurde in der darniederliegenden Hütte Buhlbach keine Arbeit aufgenommen.<sup>96</sup>

Insgesamt lässt sich damit über die Planung als auch über die Erbauungsjahre der Glashütte Buhlbach festhalten, dass diese von Beginn an unter keinem guten Stern stand.<sup>97</sup> Umfangreiche rechtliche Streitigkeiten, finanzielle Geldnöte und der Wechsel unter den Pächtern ließen die Baumaßnahmen viel Zeit beanspruchen und führten dazu, dass der ernstzunehmende Ertrag aus der Fabrik in weite Ferne rückte. Nach den Worten des Forstmeisters Kospoth sah die Situation in Buhlbach folgendermaßen aus:

*Ist jemalen das Sprichwort ‚Friede ernährt, und Unfried verzehrt‘ wahr geworden, so trifft es bey der Glas Fabrique im Buhlbach auch richtig ein.<sup>98</sup>*

Die Glasfabrik durchlief auch noch im weiteren Verlauf ihrer Geschichte eine ganze Reihe Höhen und Tiefen.

#### *2.4 Wirtschaftlicher Aufschwung unter der Familie Böhringer*

Als im Jahre 1775 die Calwer Holländer Holzkompanie letztlich doch zum Erblehensbesitzer der Glashütte Buhlbach wurde, war nach Jahren der Verzweiflung endlich ein wirtschaftlicher Aufschwung in Sicht. Am 6. Juli 1775 wurde der Vertrag unterschrieben und die Kompanie übernahm damit eine inzwischen sechs Jahre stillgelegte und baufällige Glashütte.<sup>99</sup> Die Holländer Holzkompanie bekam den Erblehensbrief für das Terrain sowie für die Glasfabrik und stand damit in der herzoglichen Verantwortung, das Land wirtschaftlich rentabel zu nutzen. Die Holzkompanie blieb bis 1788 Erblehen der Glashütte Buhlbach und betrieb diese ohne dass

---

<sup>94</sup> Ebd., S. 32.

<sup>95</sup> Ebd., S. 34.

<sup>96</sup> Ebd., S. 35 f.

<sup>97</sup> Ebd., S. 23.

<sup>98</sup> Ebd., S. 24.

<sup>99</sup> Ebd., S. 37 f.

neue Zeugnisse des Missstands hervorgehen.<sup>100</sup> Allerdings blieb auch hier der gewünschte Gewinn aus, weshalb das Calwer Unternehmen in Buhlbach leider nur von kurzer Dauer war. 1788 schrieben beide Glasfabriken ihre Besitzungen in Buhlbach und Schönmünzach zur Versteigerung aus. Damit betrieb die Holzkompanie Vischer & Co. 13 Jahre lang die Glasfabrik Buhlbach und verhalf ihr, trotz der zu übernehmenden immensen Schulden der Vorgänger, zum Aufblühen.<sup>101</sup>

Der Glasmacher Johann Georg Böhringer arbeitete in der Glashütte Schönmünzach und hegte ein starkes Interesse an der Auktion der Glasfabrik Buhlbach. Aber auch der Gastwirt Franz Karl Klumpp von Klosterreichenbach war ein weiterer Interessent an der Glashütte in Buhlbach. Am 3. April 1788 wurde die Glashütte Buhlbach versteigert und wechselte wieder ihren Besitzer. Die Quellen zu den Versteigerungsgeboten in Calw zeigen, dass sich diese beiden um den zukünftigen Besitz der Glasfabrik duellierten. Doch als Käufer geht nur der Gastwirt Klumpp hervor. So ging nun im Jahre 1788 folgender Besitz in Klumpps Hände über: die inzwischen renovierte Glashütte, mit allen Gebäuden sowie 18 Morgen Felder und sämtliches Hüttenwerkzeug, Hausgerät, das Faß- und Brandgeschirr und Feuerlöschgeräte für eine Ablösesumme von 4.600 Gulden. Nicht inbegriffen war der Glasvorrat sowie der Vorrat an Holz, Asche, Pottasche, Salz, Scherben und Rohglas. Allerdings hatte Klumpp die ausstehenden Glasschulden der Vorgänger von 3 mal 6.290 Gulden abzüglich 50 Gulden Schuldenerlass bezahlt. Damit löste der Wirtsmeister Klumpp aus Klosterreichenbach als zweiter Erblehensbesitzer die Calwer Holzkompanie mit einer beträchtlichen Wertsteigerung ab. Dies ist insbesondere an dem hohen Verkaufspreis von 4.600 Gulden, an den über 6.000 Außenständen, welche für ihre Rohmaterialien zu entlohnen waren, als auch an der Erweiterung auf 18 Morgen Feldbesitz zu erkennen.<sup>102</sup>

Klumpp fand in Johann Georg Böhringer, dem jahrelangen Glashüttenleiter von Schönmünzach, den geeigneten Geschäftsführer, der bald darauf Teilhaber der Glashütte wurde. Als 1799 Klumpp plötzlich verstarb, entlastete er die Witwe Klumpp von deren geerbten zweiten Hälfte der Fabrik und zahlte eine Ablösesumme von 14.000 Gulden. Franz Karl Klumpp und Johann Böhringer betrieben bis ins Jahre 1799 gemeinsam die Glasfabrik in Buhlbach. Die Übernahme Böhringers als Alleininhaber wurde erst im Jahre 1800 geregelt.<sup>103</sup> Unter dem alleinigen Einfluss der Familie Böhringer sollte sich schon bald ein ausgeprägter Erfolg der Glasproduktion in Buhlbach einstellen.<sup>104</sup>

Johann Georg Böhringer I. (1711-1775) stammte aus einer Holzhandelsfamilie in Büchenbronn bei Pforzheim.<sup>105</sup> Die Holzkompanie Vischer & Co. kaufte inzwischen die Glashütte Schönmünzach in der benachbarten Ortschaft und setzte daraufhin 1778 Johann Georg Böhringer als Hütteninspektor, Hüttenmeister, Glasfaktor und Holzfaktor ein.<sup>106</sup> Als 1803 der Stammvater Johann Georg Böhringer I. starb, hinterließ er seinen Nachkommen ein großes Erbe. Dazu gehörten die geregelten Finanzen in Buhlbach, das dortige Herrenhaus, sowie eine erfolgreich geführte Glasfabrik. Diese sollte von nun an unter der Leitung von Johann Georg Böhringer II. (1778-1846) betrieben werden.<sup>107</sup>

---

<sup>100</sup> Ebd., S. 38.

<sup>101</sup> Ebd., S. 37 f.

<sup>102</sup> Ebd., S. 65.

<sup>103</sup> Ebd., S. 65.

<sup>104</sup> RIEDRICH (wie Anm. 71), S. 2.

<sup>105</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 73.

<sup>106</sup> Ebd., S. 67.

<sup>107</sup> Ebd., S. 77.

## 2.5 Der Buhlbacher Schlegel

Der immense wirtschaftliche Aufstieg der Glashütte Buhlbach unter Böhringer II. ist insbesondere seiner technischen Errungenschaft, dem sogenannten Buhlbacher Schlegel zu verdanken.<sup>108</sup> Die technische Innovation des Buhlbacher Schlegels mit der Einbuchtung am Boden führte zum größten Erfolg der Glashütte durch die Herstellung besonderer Champagnerflaschen, die dem Druck der Gärung standhielten. Im Jahr 1851 belief sich der Absatzmarkt des Buhlbacher Schlegels auf insgesamt 206.948 Champagnerflaschen in zwei verschiedenen Größen, 169.389 davon in 1-Liter- und 37.559 in ½-Literflaschen. Man benötigte mindestens 14-16 Stunden für die Herstellung einer Champagnerflasche. Dementsprechend mussten viele Glasmacher und Gehilfen in Buhlbach arbeiten, um den anwachsenden Aufträgen nachzukommen. Den zu verzeichnenden Anstieg der Schlegelerzeugnisse von 1851 bis ins Jahr 1852 gibt uns Aufschluss darüber, dass die Glasfabrik Gebrüder Böhringer wirtschaftlich erfolgreich war und dieser Erfolg mit der ersten Schlegelproduktion von 1826 stetig anstieg. So zeigt beispielweise das Gesellschaftsbuch der Glasfabrik von 1846, dass fortwährend mehr eingenommen werden konnte als Ausgaben zu erledigen waren. Während auf der rechten Hälfte des Buches über das ganze Jahr verteilt alle Aufträge und deren Gewinne aufgelistet wurden, war die linke Seite dieses Kontoführungsbuches stets für die Ausgaben vorbehalten. Die noch sehr gut erhaltenen Gewerbebetriebsbücher der Glasfabrik Buhlbach, die sich im Privatbesitz von Jürgen Sigwart befinden, liefern einen umfangreichen Einblick in die Finanzen, Aufträge und Absätze der Glasfabrik. Mit der großen Nachfrage des Buhlbacher Schlegels stieg auch der wirtschaftliche Absatz der anderen Flaschenerzeugnisse, welche in der Glasfabrik immer noch zu erwerben waren. Die Angebotspalette war äußerst vielfältig und umfasste über 1.000 verschiedene Produkte.<sup>109</sup>

## 2.6 Die Arbeitsbedingungen

In Buhlbach entstand schon früh eine solche Glasmachersiedlung, welche sich im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs des Gewerbebetriebs noch ausweitete. So geben gewerblichen Akten unter Johann Georg Böhringer I. bereits eine Anzahl von 120 Arbeitern an, welche allesamt in Buhlbach ansiedelten: Handwerker, Holzhauer und Fuhrleute.<sup>110</sup> Um den großen Schmelzofen standen immer zwei Männer an einem Arbeitsplatz, zumeist ein Meister und ein Geselle. Es gab auch einen Zuarbeiter, den sogenannten Einträger, welcher dafür verantwortlich war, die Glasmänner mit Rohstoffen zu versorgen sowie die heißen Flaschen zur tagelangen Abkühlung in den dafür vorgesehenen kühlen Raum zu bringen. Die Arbeit des Einträgers wurde oft von jungen Heranwachsenden übernommen, welche den Beruf des Glasbläfers damit zeitgleich erlernten. Eine Zeitzeugin und Nachfahre eines Glasbläfers in Buhlbach berichtete von dem Arbeitstag der Glasmacher:

*Mein Vater war Glasmacher. Die erste Schicht ging von 5 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags, die zweite Schicht dauerte von 1 Uhr mittags bis 9 Uhr abends, die dritte Schicht dann von 9 Uhr abends bis 5 Uhr früh. Dabei betrug die normale Arbeitstemperatur etwa 63 bis 64 Grad Celsius. [...] Es gab keine richtige Arbeitspause, sondern wir Kinder mussten dem Vater ein Vesper in die Glashütte hinüberbringen. Manchmal kam er auch geschwind heim und hat etwas gegessen oder getrunken, denn alle vier Stunden war eine kurze Pause – 0 länger konnte man diese Arbeit nicht ‚am Stück‘ machen.<sup>111</sup>*

---

<sup>108</sup> Ebd., S. 78.

<sup>109</sup> RIEDRICH (wie Anm. 71), S. 2.

<sup>110</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 74.

<sup>111</sup> Elisabeth MARSH: Wie es bei uns auf der Glashütte war. Landkreis Freudenstadt 2009, S. 1.

Die Arbeitern besaßen aufgrund von sich entwickelten Lungenkrankheiten durch die Rauchentwicklung am Ofen eine oft geringere Lebensdauer.<sup>112</sup> Des Weiteren geht aus dem Zeitzeugenberichten zur Arbeit der Frauen in der Glashütte Buhlbach hervor:

*Die Glasmacherfrauen haben alle, so oft die konnten, beim Flaschen sortieren ausgeholfen. So gegen 9 Uhr vormittags, wenn sie mit dem ‚ersten Schwung‘ Haushalt fertig waren, gingen sie in die Magazine, wo die abgekühlten Flaschen lagerten und sortiert werden mussten. Diese Arbeit wurde im Stundenlohn bezahlt – soviel ich mich erinnere, waren es nicht mehr als 30-40 Pfennig pro Stunde. Für die Frauen war das aber ein guter Nebenverdienst, den sie gerne annahmen.*<sup>113</sup>

Der Glashüttenbesitzer Johann Georg Böhringer II. könnte für den Schriftsteller Wilhelm Hauff (1802-1827) als Vorbild seiner Geschichte „Das Kalte Herz“ gedient haben.<sup>114</sup> In dem Märchen heißt es:

*Es lebte ein reicher Holzherr, der viel Gesind hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet. [...] Kommt eines Abends ein Mann an seine Türe, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn, und schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt.*<sup>115</sup>

Nachdem die Glasproduktion in Buhlbach letzten Endes aufgrund von industriellen Veränderungen eingestellt werden musste, zogen die Glasmacherfamilien zum Teil in die Siedlungen der Zweigstellen in Achern, Wolterdingen, Zuffenhausen oder Freudenstadt. Andere blieben. Die Glasmacherfamilie Sigwart blieb so beispielsweise dem Standort treu und betrieb von nun an eine Forellenzucht mit Gastronomiebetrieb.<sup>116</sup>

## 2.7 Der Kulturpark Glashütte Buhlbach

Bis 1976 gehörte die Glasfabrik zwar noch zum Besitz der Glasmacherdynastie Böhringer, doch standen die meisten Gebäude des Geländes schon sehr lange leer. Ab 1976 wurden diese leerstehenden Häuser als Unterkünfte vermietet.<sup>117</sup> Teils riss man die Dächer von den Häusern, um sie dem Regen zu überlassen und anschließend den Investoren zu übergeben. Die Schwarzwälder Mentalität, nichts behalten was keinem Zweck mehr dient, schien damit beinahe die geschichtsträchtige Glasfabrik mit allen dazugehörigen Gebäuden zu vergessen. Die Gemeinderätin Dora Luise Klumpp aus Baiersbronn machte auf die Geschichtsträchtigkeit dieser Gebäude aufmerksam, um die Glashütte Buhlbach als geschichtliches Zeugnis der Region zu erhalten. Im Jahre 2003 ging die ehemalige Glasfabrik insolvent und wurde versteigert. Doch es fand sich kein Käufer für den nun überwachsenen Schauplatz, scheinbarer Müllplatz alter Glasmacherrei. So fiel im Jahre 2004 die Glasfabrik in die Hände der Gemeinde Baiersbronn, welche allerdings zunächst am vorläufigen Plan festhielt, den vermeintlichen

---

<sup>112</sup> Ebd., S. 3.

<sup>113</sup> Ebd., S. 2.

<sup>114</sup> CONRAD (wie Anm. 46), S. 78.

<sup>115</sup> Wilhelm HAUFF: Hauffs Märchen. Vollständige Ausgabe. Köln 2012, S. 329 f.

<sup>116</sup> Dominik SIEGWART: Die Glasmacherfamilie Si(e)gwart(h). Chronik, Wappen, Stammbäume, Lexikon. Nordstedt 2018.

<sup>117</sup> Hannes KUHNERT: Respekt vor der Geschichte. Glashütte im Buhlbachtal: Erst 250 Jahre alt und schon fast vergessen. o. O. 2009, S. 94.

Schandfleck zu beseitigen.<sup>118</sup> Die Wirtschaftsbücher der Glasfabrik unter der Familiendynastie Böhringer kamen in den Besitz des ortsansässigen Jürgen Sigwart. Frau Dora Luise Klumpp und ihr Mann Ernst Klumpp gründeten einen ehrenamtlichen Förderverein mit anfänglich 31 Mitgliedern. Es wurden die Dächer geflickt, der Schrott entsorgt, an jeder Ecke repariert, die einzelnen Räume renoviert und saniert und letztlich stilvoll und originalgetreu möbliert. Das umstrittene Projekt fand damit auch finanzielle Unterstützung bei der Gemeinde Baiersbronn. So entstand der Kulturpark Glashütte Buhlbach, der auf seinem Gelände die über 250 Jahre lange bedeutende Glasmachertraditionen zeigt.<sup>119</sup>

### **3 Fazit**

Das Glasgewerbe im Schwarzwald hat in den tiefen Wäldern der Region uralte Wurzeln, welche bis ins Mittelalter zurückreichen. Durch die Unmengen an natürlichen Ressourcen, Holz, Buntsandstein und Wasser, war besonders der Nordschwarzwald von Anbeginn seiner Besiedlung für Glasmacherbranche prädestiniert. Das Wissen um die Glasherstellungstechnik brachten höchstwahrscheinlich die Klöster der Region mit spätrömischer Tradition ins Land und auch ausländische Glasmacher wurden angeworben. Die Grundherren versprachen sich, den Wald forstwirtschaftlich rentabel nutzen zu können. So entstanden die ersten Waldglashütten, auch Wanderglashütten genannt. Auf historischer Spurensuche nach Zeugnissen zu der ehemals ausgeprägten Glasherstellung finden sich heute noch materielle Überreste mitten im Wald. Das grünliche Waldglas ist charakteristisch für die Betriebstechnik der Schwarzwälder Waldglashütten zur Zeit des Mittelalters. Es wurde aber auch im 18. Jahrhundert noch im Nordschwarzwaldes fabriziert. Der Betrieb der Waldglashütten führte schon bald zu großen Einschnitten in der Landschaft, welche sich wiederum auf die Glasherstellung auswirkte. Die hohe Zeit der Waldglashütten nahm bis zum 16. Jahrhundert daher sehr stark ab. Im 18. Jahrhundert kam es allerdings zu einer Gründungswelle neuer größerer Glasfabrikationszentren im Nordschwarzwald, welche insbesondere den finanziellen Hofkosten im Herzogtum Erleichterung verschaffen sollten. So entstand nach einem sehr langen Prozedere auch die Glashütte Buhlbach, die von 1758 und 1909 existierte. Mit ihr ist die Erfindung des Buhlbacher Schlegels verbunden.

---

<sup>118</sup> Ebd., S. 94.

<sup>119</sup> <https://www.baiersbronn.de/de-de/kulturpark-glashuette-buhlbach>, abgerufen am 13.03.2021.



*Abb. 1 Freilichtmuseum Kulturpark Glashütte Buhlbach (Aufnahme Larissa Kallfass)*



*Abb. 2/3 Waldglas aus Buhlbach (Aufnahmen Larissa Kallfass)*

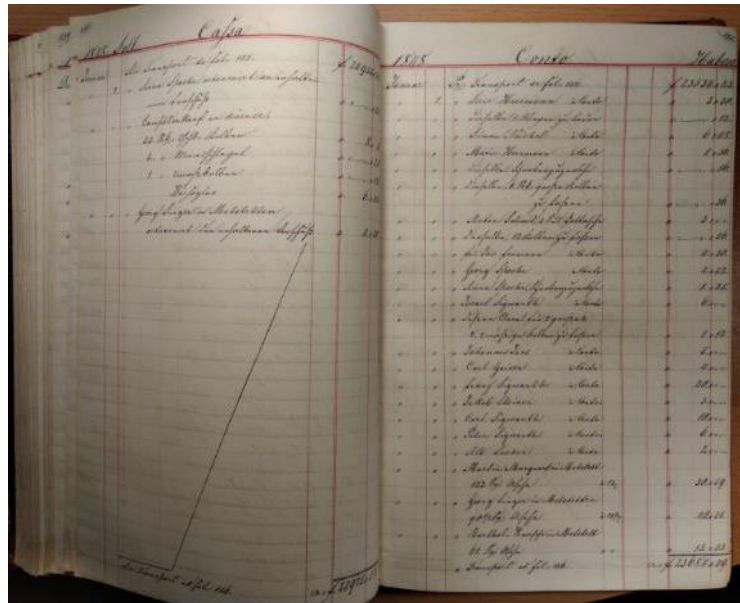


Abb. 4/5 Gesellschaftsbuch der Glashütte Buhlbach von 1846 (Aufnahmen Larissa Kallfass).

# FREIE BEITRÄGE

## ARTICLES LIBRES

### Haguenau sous le Second Empire

#### Une ville en fête

Adrien Schuhler

*La fête de l'Empereur est toujours impatiemment attendue.* Bien que succincte, cette phrase, par laquelle le membre du Conseil général du Bas-Rhin Baudel, ouvre son discours à Haguenau à l'occasion de la fête du 15 août 1862, dépeint le portrait d'une région pour le moins réceptive à l'égard de la farandole festive amorcée à travers l'ensemble du pays suite à l'avènement du Second Empire et de Napoléon III.

Le caractère foncièrement polysémique des fêtes et cérémonies, *a fortiori* sous un régime s'appuyant généreusement sur la jubilation festive à des fins politiques, explique certainement que les diverses réjouissances du Second Empire aient largement été traitées à l'échelle nationale. Pourtant, cette thématique revêt, d'une certaine manière, l'habit du parent pauvre de l'histoire de l'Alsace, tant aucune étude spécifique ne lui a été consacrée. Un constat paradoxal pour une province aux traditions festives anciennes, riches et éloquentes. Il ne nous paraît toutefois guère saugrenu d'affirmer qu'une des causes plausibles de cette omission soit le traitement moins important de la période par les chercheurs (si l'on excepte l'épisode franco-prussien de 1870), comparé à d'autres temporalités, à l'image du Moyen Âge ou de la période du *Reichsland* par exemple. Néanmoins, la chape de plomb à l'égard du régime semble se lever significativement depuis les dernières décennies,<sup>1</sup> suivant ainsi la tendance historiographique nationale. Nous avons donc eu, entre autre, comme objectif, de combler ces lacunes de l'historiographie alsacienne en étudiant les fêtes et cérémonies civiques de la période considérée, au prisme d'un espace clairement circonscrit. La ville de Haguenau ne reste effectivement pas indifférente à ces stratégies, dont le pouvoir municipal a par ailleurs su parfaitement en user au profit de ses propres desseins. Ce phénomène étant renforcé par la volonté de l'Empire de bien plus s'appuyer, (et précisément sur ce volet) sur les conseils municipaux. La notion de « civique » renvoie à la dimension publique et officielle des célébrations nationales et municipales, sanctionnées et organisées par ces mêmes autorités.<sup>2</sup> Le caractère original à ces manifestations réside au travers du message et des enjeux politiques véhiculés et alimentés par ces deux échelles de pouvoir. Au regard de sa richesse événementielle, notre localité apparaît comme un théâtre tout à fait propice à l'épanouissement de ce type de manifestations. Haguenau est à ce titre, un excellent échantillon de l'Alsace festive entre 1852 et 1870.

S'agissant de mettre à jour les tenants et aboutissants des réjouissances haguenoviennes, notre étude s'est voulue la plus complète possible. Il nous est toutefois impossible d'offrir, à travers cet article, une vue exhaustive de nos recherches. Néanmoins, nous avons eu le souci de proposer une vue d'ensemble de l'étalage festif et cérémoniel en œuvre dans la commune à cette période ; mettant notamment l'accent sur le processus de libéralisation dans l'organisation de ces événements. C'est pourquoi notre propos s'articule autour de trois axes ; le premier ayant pour vocation d'asseoir le profil festif spécifique de la localité, insistant sur certains paramètres

---

<sup>1</sup> Claude MULLER : *L'Alsace du Second Empire*. Paris, Editions du Belvédère, 2015, p. 234.

<sup>2</sup> Sudhir HAZAREESINGH: *La Saint-Napoléon. Quand le 14 juillet se fêtait le 15 août*, Paris, Tallandier, 2007, p. 21-22.



qui lui sont inhérents. Cette première approche permet de mieux appréhender le deuxième axe, qui a pour objectif d'illustrer la grande capacité des autorités haguenviennes à promouvoir l'émancipation des fêtes locales. Le dernier volet de l'exposé tend à évaluer les rapports entretenus par Haguenau et sa population envers le régime, au prisme des célébrations à dimension nationale.

## **1. Haguenau, une ville prédestinée aux fastes des célébrations impériales ?**

### *1.1. Une commune, ses fonctionnaires locaux et son maire*

Les premières années du régime sont marquées par des initiatives festives relativement timorées, à l'image du 5 décembre 1852, date à laquelle est officiellement proclamé le rétablissement de l'Empire à Haguenau ; les autorités se contentent d'annoncer la nouvelle en place publique, dans une ambiance très pondérée, sans aucune animation ni fioriture. En témoigne l'article expéditif de l'hebdomadaire local du samedi 11 décembre 1852, d'ailleurs classé dans la rubrique « faits divers » : *cette solennité avait été favorisée par un temps magnifique [...] M. le maire a donné lecture de la proclamation de l'Empire. Cette lecture a été terminée par le cri de Vive l'Empereur ! qui a été répété par les assistants.* Les fêtes du Second Empire ne sont évidemment pas les premières qu'organisent les fonctionnaires locaux. Mais certainement est-ce la première fois où un tel degré de libéralisme leur est confié par le pouvoir central. Orchestrer de pareilles manifestations induit, par conséquent, de lourdes responsabilités et nécessite des compétences multiples, notamment une certaine habileté organisationnelle. Il semble évident que cette dernière ne puisse s'acquérir qu'avec une certaine expérience.

Néanmoins, cette apparente sobriété n'est que temporaire, puisqu'elle se mue rapidement en une véritable fanfaronnade festive. L'année 1858 marque en effet un tournant notable dans l'ampleur des célébrations haguenviennes. Les animations diverses et variées se multiplient lors des différents événements, comme les feux d'artifice, aux envergures plus que probantes pour une agglomération modeste telle que Haguenau. Le menu du spectacle pyrotechnique au profit de la fête de l'Empereur de la même année, corrobore nos propos :

*[...] annoncé par 3 marrons d'air et 12 fusées volantes*

*1 Soleil à variation*

*1 Soleil à Saxon*

*2 Ailes à couleur rouge et bleue*

*1 Guillochet rouge et vert*

*1 Limacon*

*0 Intermédié par des fusées volantes, des tourbillons et des bombes à étoiles de couleur différente .*

Ce virage est permis grâce au processus de standardisation des produits et services de la fête, lui-même impulsé par la dynamique festive du régime.<sup>3</sup> Ce phénomène conduit inévitablement à une baisse des prix et une multiplication des prestataires. Les nombreux exemplaires de prospectus de ces sociétés de l'événementiel adressés à la ville de Haguenau, comme ceux de Godard Frères, Alfred Rousiot ou encore Honoré Frères, en témoignent.<sup>4</sup> Offrir de somptueux

---

<sup>3</sup> Remi DALISSON : Les Trois Couleurs, Marianne et l'Empereur. Fêtes libérales et politiques symboliques en France 1815-1870. Paris, La Boutique de l'Histoire, 2004, p. 264-268.

<sup>4</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série D.k – Fêtes et cérémonies publiques, N°65 (30) (1864).

spectacles pyrotechniques à ses administrés, n'est désormais plus l'apanage des principales villes françaises.



*Prospectus d'un artificier parisien*

Prospectus d'une société de l'évènementiel et du divertissement nommée " Godard Frères ", basée à Paris et envoyée à l'attention de la municipalité de Haguenau.  
 Sous-série D.k : Fêtes et cérémonies publiques, N°65 (30) (1864), © Archives Municipales de Haguenau.

Le zèle festif et cérémoniel dont Haguenau fait preuve s'explique également, au-delà des paramètres très pragmatiques de l'accoutumance, de la baisse des tarifs ou de la hausse de l'offre, par le profil singulier du maire Dominique Maurice Chompré, dont les mandats

successifs couvrent la majeure partie du régime (1853-1866). Ayant servi dans la Grande Armée, au point de s'illustrer à travers plusieurs faits d'armes qui lui valent d'être décoré de la Légion d'Honneur,<sup>5</sup> Dominique Chompré voue une entière fidélité à la dynastie napoléonienne et par ce biais, au Second Empire. Malgré la baisse des tarifs précédemment évoquée, certaines dépenses municipales allouées aux réjouissances peuvent illustrer la fidélité de l'édile. Ainsi, le feu d'artifice du 15 août 1858 coûte à la ville de Haguenau, pas moins de 400 francs. Une somme certes largement inférieure à certaines engagées par les plus grandes villes du pays, mais qui demeure tout de même conséquente pour une commune comme Haguenau. D'autant plus quand l'on connaît l'une des principales préoccupations de Dominique Chompré : celle d'assainir les finances locales !

### *1.2. Une ville garnison soucieuse d'obtenir les faveurs impériales*

Haguenau n'a de cesse de veiller, tout au long du XIXe siècle, au renforcement de ses prérogatives militaires, et notamment son statut de ville garnison. Bien que ces préoccupations ne soient pas exclusivement entretenues sous le Second Empire, force est de constater que la politique festive ne semble pas demeurer impassible face à ces aspirations. D'autant plus sous un régime revendiquant une image martiale prononcée lors de ses célébrations. Les fêtes et cérémonies représentent ainsi, aux yeux des fonctionnaires locaux, un levier pertinent dans le but de quérir l'attention, et une certaine forme de bienveillance impériale, à l'égard de la commune. La qualité de vétéran de Dominique Chompré n'est évidemment nullement à exclure pour expliquer ces considérations.

Preuve de la vocation militaire de la ville de Haguenau, les nombreuses visites d'officiers, qui sont par ailleurs autant d'occasions pour le pouvoir municipal, de capter les bonnes grâces de l'Empire. C'est le cas, par exemple, le 2 février 1859, où la commune accueille le Maréchal Canrobert, accompagné du préfet du Bas-Rhin, Stanislas Migneret. Les circulaires municipales du 1<sup>er</sup> février 1859 prouvent, sans ambiguïté, la volonté des fonctionnaires locaux de réserver la réception la plus digne, respectueuse et louable possible. Se rendent de ce fait à la gare, l'ensemble du conseil municipal, les membres du bureau de bienfaisance, les curés de Saint-Georges et de Saint-Nicolas, des fonctionnaires de diverses administrations publiques, ainsi que les élèves de l'école primaire et du collège. A en croire le passage qui suit de la circulaire, Haguenau se doit de revêtir sa plus belle parure si celle-ci souhaite faire forte impression :

*A l'occasion de l'arrivée à Haguenau de Son Excellence le Maréchal Canrobert, représentant l'Empereur, les habitants de la ville sont invités à pavoiser leurs maisons aux couleurs nationales, demain mercredi, dans la matinée.*<sup>6</sup>

Dans le but de pérenniser la vocation militaire de la ville, la municipalité ne néglige pas les investissements structurels<sup>7</sup>. L'année 1855 est ainsi marquée par l'inauguration du champ de manœuvre. Une infrastructure offrant qui plus est une imbrication forte entre les sphères militaires et festives, puisqu'elle est également par la suite, et à de nombreuses reprises, le théâtre des animations les plus ambitieuses des fêtes du 15 août dans la commune. L'épisode inaugural, programmé le 23 septembre, permet, au-delà d'entériner l'aménagement, de mettre en avant les efforts consentis par les pouvoirs locaux. La lettre du général de division, datée du 26 septembre, remercie la municipalité d'avoir *inauguré dignement et solennellement l'installation du camp de Haguenau*, tout en soulignant *l'empressement qu'il [le conseil*

---

<sup>5</sup> MULLER (voir annotation 1), p. 248.

<sup>6</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série D.k – Fêtes et cérémonies publiques, N°60 (1859).

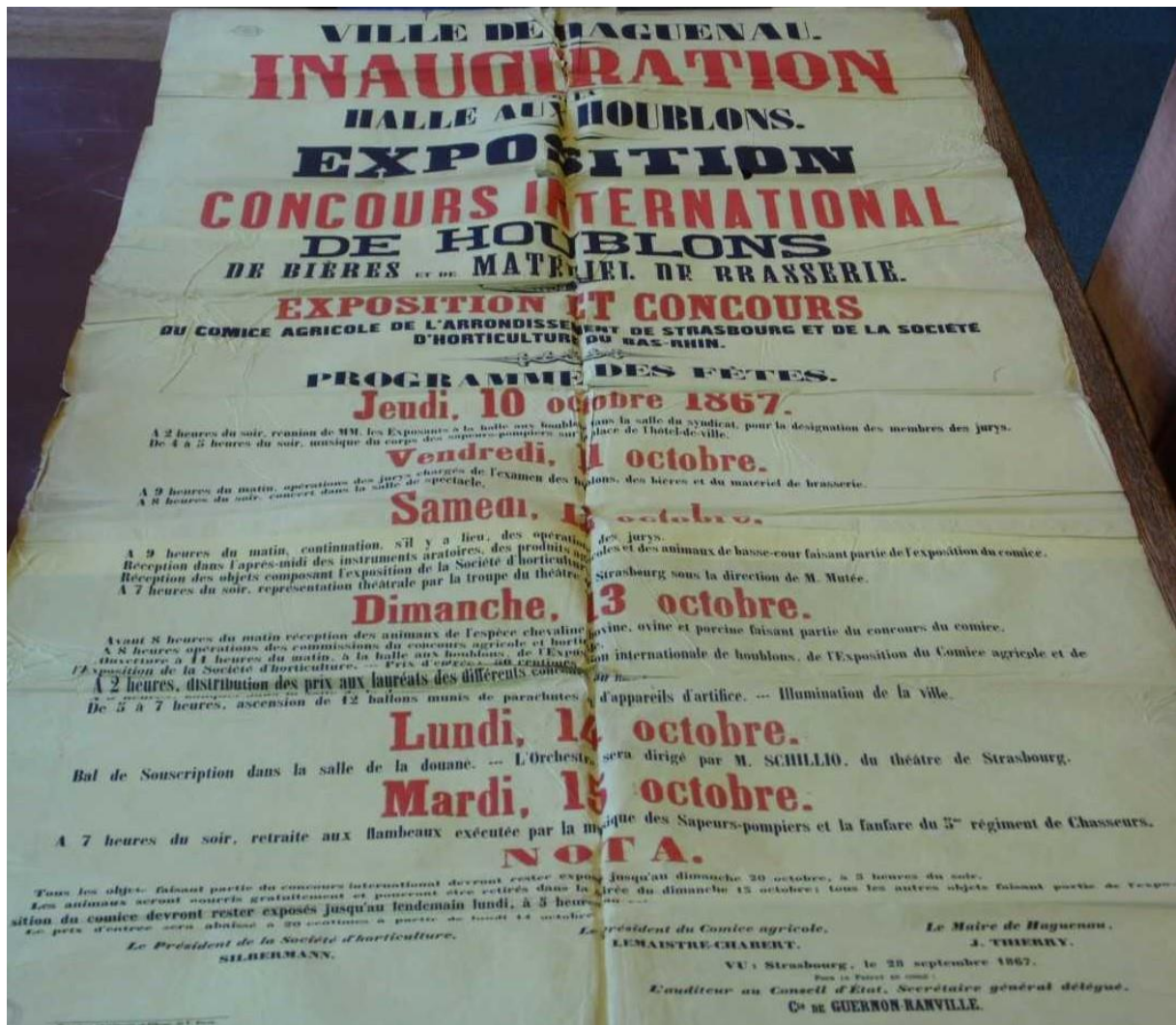
<sup>7</sup> Jean-Paul GRASSER/Gérard TRABAND : Histoire de Haguenau des origines à nos jours, Paris, 1999, 318 p.

municipal] a mis à voter les fonds nécessaires.<sup>8</sup> Celle-ci laisse donc aisément penser que la solennité a été fructueuse, en somme, un interlude conforme aux enjeux.

## 2. Fêtes et cérémonies locales : entre divertissement et visées politiques

### 2.1. Louanger le pouvoir municipal par la fête

La municipalité de Haguenau profite progressivement du libéralisme festif ayant cours sous le régime. Celle-ci en use parfois copieusement, afin d'affirmer, avec fierté, sa situation, ses particularismes et ses projets ; valorisant par ce biais ses fonctionnaires locaux, en véhiculant l'image d'individus pleinement dévoués à leur localité.



Affiche promotionnelle de la ville de Haguenau pour l'inauguration de la halle aux houblons : Affiche municipale annonçant le programme inaugural de la halle aux houblons, septembre 1867.

Sous-série S.i : Collection d'affiches concernant la ville de Haguenau, N°7 (1867 : Inauguration de la Halle aux Houblons), © Archives Municipales de Haguenau

Il est un évènement festif sous la période, particulièrement révélateur de cette stratégie : l'inauguration de la halle aux houblons de 1867. Un épisode qui correspond, en tous points, aux observations établies par Gilles Buscot, selon lequel, au XIXe siècle : « l'architecture tout court devient la trace durable du festif, voire l'objet même de la fête [...] les fêtes alsaciennes

<sup>8</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série D.k – Fêtes et cérémonies publiques, N°56 (1855).

d'inauguration ou de commémoration doivent être à la hauteur de l'enjeu ».<sup>9</sup> En effet, la nouvelle halle, fraîchement bâtie, doit permettre à la ville de garantir son accession au rang de premier marché international de houblon. L'enjeu est absolument considérable pour Haguenau.

Le dispositif inaugural déployé par la municipalité est d'envergure : grandes affiches promotionnelles de l'évènement, calendrier des réjouissances s'étalant sur pas moins de 10 jours (du jeudi 10 octobre au dimanche 20 octobre), multiples animations dont une grande variété de concours agricoles, horticoles et brassicoles. Ces dernières ne se limitent d'ailleurs pas au microcosme agraire. Par exemple, le 13 octobre, de 17 heures à 19 heures, les assistants peuvent profiter de *l'ascension de 12 ballons munis de parachutes et d'appareils d'artifice*.<sup>10</sup> Banquets et représentations théâtrales ponctuent également le programme des célébrations. La présence de compétiteurs internationaux (allemands, anglais, autrichiens) renforce évidemment la dimension exceptionnelle de l'inauguration. Des prix, à forte valeur politico-symbolique, sont également décernés, parmi lesquels la *coupe d'honneur en argent offerte par la ville de Haguenau à la Ville Spalt* ou encore *La Médaille d'or donnée par S. M. l'empereur Napoléon III, à M. Joseph Schlotter, propriétaire à Hinterfeld, commune de Walbourg*.<sup>11</sup> Cette inauguration représente, d'une certaine manière, le *summum* du déploiement festif voulu par la ville de Haguenau pour l'occasion. Il peut, sans scrupule, rivaliser avec les dispositifs conséquents éployés lors des fêtes du 15 août !

## 2.2. Un net affranchissement des célébrations locales

[...] *cela fût la première fois qu'un semblable exercice eût lieu à Haguenau*.<sup>12</sup> Les épisodes festifs et cérémoniels strictement haguenviens jouissent, eux aussi, de nouvelles expérimentations. L'imagination des élus locaux pouvant s'exprimer relativement librement (tout en respectant les consignes étatiques préalablement établies), de nouveaux outils et supports sont mobilisés. Ceux-ci viennent étoffer, de façon significative, le cadre festif haguenvien. Au sein de cet agglomérat de pratiques nouvelles, se distingue, ce que nous avons appelé, un « trinôme émancipateur du festif ». Un triptyque récréatif affranchissant certaines formes de sociabilités et couronnant l'aspect libéral des célébrations.

La première de ces trois composantes est la musique, ou peut-être plus globalement, le son. Rosemonde Sanson affirme qu'« au temps du Second Empire on ressent l'impression que l'éclat de la fête se jauge à l'intensité du bruit ».<sup>13</sup> Il est indéniable qu'à cette période règne, à Haguenau, une omniprésence d'une variété tangible de sonorités, rythmant les diverses solennités. Cloches des églises, salves d'artillerie, fanfares, autant d'éléments faisant partie intégrante des réjouissances, parfois même, les encadrant. La description de l'hebdomadaire local du samedi 17 août 1867, à l'occasion de la revue de la compagnie haguenvienne de sapeurs-pompiers réorganisée, nous permet d'évaluer l'implication de la musique lors de ces évènements :

*nos sapeurs-pompiers se formèrent en colonnes et vinrent, précédés des sapeurs et de la musique se ranger sur la place de l'hôtel-de-ville [...] Des bans furent battus par les tambours et exécutés par la musique après la reconnaissance de chaque officier [...] la*

<sup>9</sup> Gilles BUSCOT : « Introduction », *Revue d'Alsace*, N°141, 2015, p. 28.

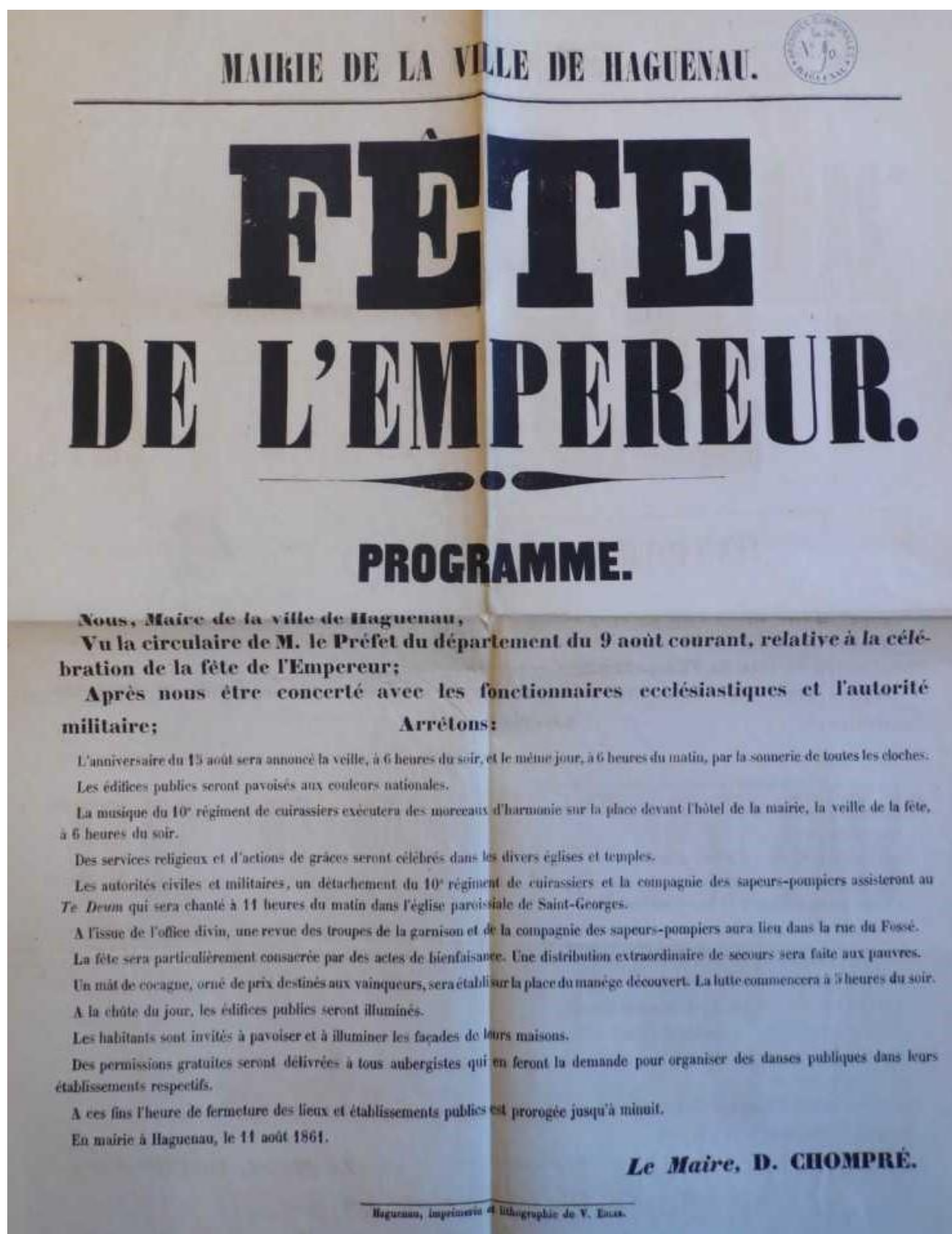
<sup>10</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série S.i – Collection d'affiches concernant la ville de Haguenau, N°7 (1867).

<sup>11</sup> Supplément de *l'Indicateur de Haguenau* du samedi 19 octobre 1867 détaillant les divers prix et leurs vainqueurs à l'issue des différents concours de l'inauguration de la Halle aux houblons.

<sup>12</sup> Extrait de l'article du numéro du samedi 21 août 1869 de *l'Indicateur de Haguenau*, suite à la fête de l'Empereur, le 15 août de la même année.

<sup>13</sup> Alain CORBIN/Noëlle GEROME/Danielle TARTAKOWSKY (Dir.) : *Les usages politiques des fêtes aux XIXe-XXe siècles*, Paris, Publications de la Sorbonne, 1995, p. 131.

musique exécutait quelques morceaux ; puis les amateurs de chant qui font partie de la compagnie, alternant avec elle, chantèrent trois chœurs. Musique et chant furent applaudis.



*Une affiche annonçant les festivités du 15 août :*

Exemple d'affiche municipale annonçant le programme de la fête de l'Empereur, 11 août 1861.

Sous-série D.k : Fêtes et cérémonies publiques, N° 62 (1861), © Archives Municipales de Haguenau.

La seconde composante est incarnée par les jeux, dont la pratique et la nature s'accroissent et se diversifient à Haguenau, au fil du régime. Ils suscitent une véritable appétence d'un large

public, répondant de ce fait, à un enjeu civique important pour les organisateurs, celui de drainer le plus grand nombre d'assistants aux célébrations. L'article de l'*Indicateur de Haguenau* du samedi 17 août 1867, à propos de la fête de l'Empereur du 15 août dernier, nous permet d'apprécier la palette de divertissements proposée par les autorités et de mesurer sa réception par la population :

*A 5 heures [du soir] tout le monde se dirigea vers la place du Manège où les jeux publics devaient avoir lieu. On en avait organisé de différentes sortes. On commença par la course de sabots, après vint celles des sacs, puis le jeu de l'anneau et enfin le mât horizontal. Tous ces jeux qui ont duré deux heures, ont bien égayé le public. C'est un divertissement qui paraît plaire beaucoup .*

La dernière composante de cette triade divertissante est représentée par la danse, notamment au travers des bals. A Haguenau, ils accompagnent les festivités les plus notables. C'est le cas par exemple, lors de l'inauguration de la ligne de chemin de fer nouvellement construite entre Haguenau et Niederbronn, le 19 décembre 1864. Le journal hagenovien précise ainsi que *des danses ont continué joyeuses et tourbillonnantes jusqu'à 4 heures du matin*. Vecteur de sociabilité par excellence, l'intérêt politique n'en demeure guère éloigné. Effectivement, les fonctionnaires locaux élus y voient une caisse de résonance électorale formidable et hautement bénéfique. Ce qui explique certainement que de nombreuses fêtes du 15 août s'achèvent avec l'organisation de bals, comme en 1861 et 1862 où *des permissions gratuites seront délivrées à tous les aubergistes qui en feront la demande pour organiser des danses publiques dans leurs établissements respectifs*.<sup>14</sup> Le conseil municipal apparaît indéniablement comme un acteur incontournable de ces événements. D'après une copie de la liste de souscription à trois bals donnés dans la ville, les 12 et 26 janvier et le 9 février de l'année 1861, pas moins de sept conseillers municipaux y sont présents sur un total de quatre-vingt-deux personnes inscrites, représentant donc près de 9% de l'ensemble des participants.<sup>15</sup>

### **3. Célébrer le régime et son souverain à Haguenau sur un air local**

#### *3.1. Pratique et déclinaison de la fête nationale à Haguenau*

La Saint-Napoléon, ou la fête de l'Empereur, unique fête nationale célébrée chaque 15 août, est l'élément cardinal de l'étalage festif du Second Empire. Malgré son caractère éminemment national, celle-ci offre aux responsables locaux, l'opportunité de valoriser la sphère locale. Haguenau ne demeure évidemment pas impassible à cette conjoncture. L'hôtel de ville, centre névralgique de la commune, permet, en de pareilles occasions, l'exaltation du microcosme local et notamment politique, dans le spectacle de la fête impériale. Il est tout d'abord le lieu où se réunissent, systématiquement, les autorités civiles et militaires de la commune, avant de se rendre conjointement au *Te Deum*, donné en l'église Saint-Georges. A plusieurs reprises, l'édifice représente également le point d'orgue des illuminations de la ville, comme en témoigne la description de l'*Indicateur de Haguenau* dans son numéro du samedi 19 août 1865 :

*[...] Le rez-de chaussée et le 2<sup>e</sup> étage avaient reçu chacun une grande rangée de lampions et le 1<sup>er</sup> étage avait été illuminé au moyen du gaz. [...] sur le balcon on avait placé deux aigles ayant chacun une étoile sur la tête, entre lesquels se trouvait une couronne de lauriers dont l'intérieur était rempli par les initiales N.E et qui était surmonté d'un diadème ; l'ensemble des illuminations de l'hôtel de ville était magnifique à voir.*

Étudier les fêtes et cérémonies suppose aussi d'interroger le primat de l'ordre. Dans le cas de Haguenau, force est de constater que nous n'avons relevé aucune défection de la part des

---

<sup>14</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série D.k – Fêtes et cérémonies publiques, N°62 (1861) & N°63 (1862).

<sup>15</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série I.a – Police, N° 36 (1807-1867).

fonctionnaires locaux dans l'organisation des réjouissances du 15 août. Signe, au moins, d'une certaine complaisance des pouvoirs locaux à l'égard du régime et de son souverain. Il en va de même concernant la population. Rares ont été les incidents qui ont pu être signalés ou mentionnés dans les différentes sources. Quelle que soit leur nature, ceux-ci relèvent systématiquement de l'ordre de l'anecdotique, sans velléité politique, ne remettant aucunement en cause, ni le régime, ni la dynastie impériale, ni-même les représentants municipaux. C'est le cas, par exemple, de la lettre de Kestner Michel, adressée à la ville de Haguenau le 22 août 1859 :

*[...] on m'a abîmé deux pièces de terre, ensemés des pommes de terre, et l'autre des navets, dans le canton à la schantze, le quatorze et le quinze derniers, où on a tiré des coups de canon, et la foule des personnes a été trop nombreuse, ainsi on a traversé toutes mes deux pièces.*<sup>16</sup>

Le rapport de l'architecte de la ville et du garde champêtre conclue par ailleurs que « ce dégât est insignifiant [...] presque nul ».

### 3.2. Les rues haguenviennes, scène d'un Second Empire magnifié

Les différents régimes et souverains ont eu le souci permanent de valoriser leurs réalisations, leurs apports et leurs hauts-faits dans les territoires. Une manière de légitimer leur pouvoir et de tendre vers l'accroissement, à leur profit, du crédit populaire, tout en fiabilisant les fonctionnaires locaux. Le Second Empire ne déroge pas à cette stratégie, s'agissant, pour Napoléon III, d'agréger le soutien des populations aux ambitions impériales. A ce titre, les fêtes et cérémonies se révèlent particulièrement efficaces, mettant en exergue les diverses entreprises du pouvoir central. C'est le cas par exemple, suite à l'annexion de comté de Nice par la France en juin 1860 ; l'*Indicateur de Haguenau* écrit dès lors, dans son numéro du samedi 16 juin : *Suite au rattachement de Nice et de la Savoie à la France, conformément aux intentions de l'Empereur, un Te Deum sera chanté le dimanche 17 juin à l'issue de la messe paroissiale dans toutes les églises du diocèse.* Le pays renoue ici avec les conquêtes territoriales, reliant ainsi le Second Empire, au Premier. En somme, une symbolique forte qu'il faut s'empresse de véhiculer, d'où le choix d'une commémoration dominicale, permettant d'y voir une assistance plus importante, tout en lui octroyant une certaine sacralité.

L'inverse peut également se vérifier. Les responsables locaux haguenviens, au premier rang desquels, le maire, veillent à ce que rien ne vienne entacher ces célébrations. Bien au contraire, Haguenau semble particulièrement disposée à ce genre de festivités civiques, si l'on se fie à la lettre de Dominique Chompré du 13 juillet 1855, à l'attention du préfet du Bas-Rhin, lors de la guerre de Crimée :

*La nouvelle du succès immense que vint d'obtenir notre vaillante armée en Crimée, a fait éclater parmi la population de cette ville les manifestations les plus vives d'allégresse. [...] les habitants se sont empressés de pavoiser leurs maisons. Plusieurs d'entre eux l'ont fait spontanément.*

D'autant plus que l'auteur précise même dans son courrier, non sans plaisir, qu'il n'envisageait pas de telles jubilations, en raison d'une épidémie de choléra sévissant dans la ville. Bien entendu, le statut de ville garnison de Haguenau n'est pas étranger à cette liesse populaire.

La diligence avec laquelle la municipalité haguenvienne orchestre les diverses fêtes et cérémonies dénote le caractère remarquablement consciencieux des fonctionnaires locaux. Les célébrations devaient évidemment se solder par une franche réussite. Les autorités municipales sont brillamment parvenues à convertir, adapter et mobiliser les mécanismes au profit de leurs propres réjouissances. Le pouvoir municipal se voit encenser, sans pour autant compromettre

---

<sup>16</sup> Archives municipales de Haguenau, Sous-série D.k – Fêtes et cérémonies publiques, N°60 (1859).



la glorification du monarque et du régime. Nous avons eu le loisir de souligner, à plusieurs reprises, le caractère complaisant des responsables municipaux, mais également de la population locale. Il paraît cependant indispensable de nuancer nos propos, dans la mesure où cette liesse populaire et le vif attrait exprimé lors des différentes manifestations, se confondent certainement avec l'intérêt soutenu suscité par les multiples animations qui y furent proposées et qui couronnèrent une ambiance de l'inaccoutumé. Néanmoins, force est de reconnaître que nous sommes loin d'une localité contestataire, comme cela pu être le cas dans d'autres communes françaises.

# Die Burg Hohenbaden

## Mittelalterlicher Erinnerungsort oder moderner Erholungsraum?

von Alexandra Ziegeler

### Einleitung

Von der Rheinebene aus sind die Ruinen der Burg Hohenbaden, auch „Altes Schloss“ genannt, gut zu erkennen. Die auf dem Berg „Battert“ gelegene Burg war Jahrhunderte lang Sitz der Markgrafen von Baden und ist heute Anziehungspunkt für Touristen, Kletterer und Wanderer. Ein Restaurant bietet den Besuchern italienische und badische Leckereien an, Schulen wählen die Burg für ihre Wandertage zum Ziel und auch Kindergeburtstage können unter dem Motto „Für Knappen und Burgfräuleins“ in der Ruine gefeiert werden.<sup>1</sup>

Doch was bleibt im kollektiven Gedächtnis übrig? Ist die Burg Hohenbaden ein Ort, der als mittelalterliches Machtzentrum an jene Zeit erinnert oder sind die Ruinen heute „nur“ eine romantische Kulisse für Touristen und ein beliebtes Ausflugsziel? Warum hat sich die Burg zu einem deutschen Erinnerungsort entwickelt? Wie kann die Burg etwa als Erinnerungsort in den Sachunterricht an der Grundschule eingebettet werden?

In dem vorliegenden Beitrag werde ich zunächst auf die Charakteristika von Erinnerungsorten eingehen, danach den Aufbau der Burg und seine geographische Lage skizzieren, die Geschichte der Markgrafen von Baden aufzeigen und über die Nutzung heute berichten. Anschließend werde ich die Frage diskutieren, inwiefern die Burg Hohenbaden ein Erinnerungsort ist, wie Burgen und das Mittelalter in allgemeiner Hinsicht in der Sachbuchliteratur für Kinder dargestellt werden und die Burg Hohenbaden im Speziellen im Sachunterricht zu behandeln wäre.

### Erinnerungsorte als historischer Ansatz

„Wir sind, was wir geworden sind. In unseren Erinnerungen erkennen wir, wer wir sind, was wir werden wollen und worin wir uns von anderen unterscheiden“, schreiben Etienne François und Hagen Schulze, die in ihrer Einleitung zu ihrem Werk „Deutsche Erinnerungsorte“ die Erinnerung mit der Identität verknüpfen.<sup>2</sup> Nach François und Schulze sprechen medizinische Versuchsreihen mit Patienten, die an Gedächtnisverlust leiden und mit dem Verlust ihrer Erinnerung auch einen Verlust des Ich-Gefühls erlitten, dafür. Sie übertragen dieses Konzept auf das Kollektiv, welches dabei unterschiedliche Formen annehmen kann, zum Beispiel die einer Familie, eines Vereins oder einer Nation.<sup>3</sup>

Den Grundstein für die Erforschung von Erinnerungsorten legte der Franzose Pierre Nora, der eine Reihe französischer „Orte“ auflistet, „in denen sich das Gedächtnis der Nation Frankreich in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert hat.“<sup>4</sup> Die „Orte“, von denen Nora spricht, sind aber nicht im engeren Sinn als Platz oder Stelle aufzufassen. François und Schulze führen aus, dass es sich um Gedenkstätten, Symbole und Embleme, Texte oder Namen, bzw. Personen handeln kann.<sup>5</sup> Der „Ort“ sei dabei als Metapher zu verstehen:

---

<sup>1</sup> [www.schloesser-und-gaerten.de](http://www.schloesser-und-gaerten.de) (20.06.2020).

<sup>2</sup> Etienne FRANÇOIS und Hagen SCHULZE (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte Bd. 1. München 2002, S. 13.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Pierre NORA: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin 1990, S. 7.

<sup>5</sup> FRANÇOIS / SCHULZE (wie Anm. 2), S. 17.

„Es handelt sich um langlebige, Generationen überdauernde Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert.“<sup>6</sup>

Eine Eins-zu-eins-Übertragung des französischen Konzepts der „Lieux de mémoire“ von Nora auf Deutschland ist nicht ohne weiteres möglich. Frankreich kann auf eine lange Zeit als zentralistischer Nationalstaat zurückblicken, wohingegen es ein „Deutschland“ im nationalstaatlichen Sinne noch nicht lange gibt. In seinen jetzigen Grenzen (und damit eine Antwort auf die „deutsche Frage“ findend) existiert die Bundesrepublik erst seit knapp dreißig Jahren. François und Schulze lösten das Problem, indem sie sich für ihr Werk auf das 19. und 20. Jahrhundert konzentrierten (und nicht wie Nora auf die Antike, das Mittelalter und die Neuzeit), bei dem sich *nation-building* und *memory-building* gegenseitig bedingten. Außerdem habe das Projekt eine „entschieden europäische Ausrichtung“ und gehe „weder von klaren einheitlichen Grenzen noch von einer eindeutigen Definition dessen, was ‚deutsch‘ und was ‚Deutschland‘ ist“ aus. In diesem Sinne beschreiben die beiden Herausgeber „geteilte Erinnerungsorte“, die „für Deutschland wie für benachbarte Nationen gleichermaßen bedeutsam sind.“<sup>7</sup>

Über Ruinen schreiben François und Schulze, dass sie als „Stütze und Unterpfand des Gedächtnisses“ bleiben, solange die Geschichte „weiter tradiert und erinnert wird.“ Passiert letzteres jedoch nicht, so „werden sie zu Monumenten des Vergessens“ und können „dann wiederum sekundär als malerisch erscheinen.“<sup>8</sup> Im Folgenden wird noch ausgeführt inwiefern dies auf die Ruine der Burg Hohenbaden zutrifft.

Aleida Assmann, seit den 1990er Jahren auf die Erforschung des kollektiven Gedächtnisses spezialisiert, widmet sich diesem Thema in ihrem Werk „Erinnerungsräume“. Darin zitiert sie den Historiker Reinhart Koselleck:

„Mit dem Generationswechsel ändert sich auch der Gegenstand der Betrachtung. Aus der erfahrungsgesättigten, *gegenwärtigen Vergangenheit* der Überlebenden wird eine *reine Vergangenheit*, die sich der Erfahrung entzogen hat. (...) Mit der aussterbenden Erinnerung wird die Distanz nicht nur größer, sondern verändert sie auch ihre Qualität. Bald sprechen nur noch die Akten, angereichert durch Bilder, Filme, Memoiren.“<sup>9</sup>

Dieses Zitat wurde von Koselleck zwar auf die Shoah und das Aussterben von Zeitzeugen bezogen, kann aber ebenso auf das Mittelalter angewandt werden. In diesem Fall ist der Wandel in die „reine Vergangenheit“ schon lange vollzogen und die von ihm benannte Distanz sehr groß. Diese Distanz zeigt sich auch in den schriftlichen Quellen, die entweder auf Latein oder in einem Deutsch verfasst sind, das sich in Syntax und auch in der Orthographie stark vom heutigen Hochdeutsch unterscheidet. Um die Quellen zu verstehen, reicht also ein einfaches Lesen derselben oftmals nicht aus. Das Erinnern an mittelalterliche Erinnerungsorte gestaltet sich also anders als das Erinnern von Erinnerungsorten, bei denen noch Zeitzeugen herangezogen werden können.

Über das Leben auf der mittelalterlichen Burg können wir heute nur aus archäologischen Funden, der verbliebenen Bausubstanz und den schriftlichen Quellen jener Zeit schließen. Dazu ist noch anzumerken, dass das Mittelalter eine Zeit von circa 1000 Jahren umfasst und während

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 18.

<sup>7</sup> Ebd., S. 19.

<sup>8</sup> Ebd., S. 315.

<sup>9</sup> Aleida ASSMANN: Erinnerungsräume, Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999, S. 14.

dieser Periode die Lebensumstände einem steten Wandel unterzogen waren und kein Stillstand herrschte. Dieser Wandel lässt sich auch an der untersuchten Burg Hohenbaden feststellen, worauf noch eingegangen wird.

Das Mittelalter erlebt seit einigen Jahren eine Renaissance, wie man durch zahlreiche Mittelaltermärkte, Mittelalterfeste und Reenactments beobachten kann. Auch in Film und Fernsehen hat das Mittelalter Hochkonjunktur, so zum Beispiel in der amerikanischen Fantasy-Serie „Game of Thrones“, in der an viele mittelalterliche Dinge angeknüpft wird. Dazu gehören das Leben auf der Burg, Ritter, Heiratspolitik, mittelalterliche Sagengestalten wie Drachen und nicht zuletzt der ewige Kampf um die Macht. Man kann also festhalten, dass das Mittelalter vermehrt ins kollektive Gedächtnis Einzug hält.

### **Baubeschreibung, Geschichte und heutige Nutzung**

Baden-Württemberg hat mit 336 bekannten Burgen die höchste Burgendichte Deutschlands, gefolgt von Bayern mit 52 Burgen.<sup>10</sup> „Eine Burg war ein befestigter Ort zum Schutz seines Innenlebens, eines Besitzes oder der Umgebung, bzw. einer Grenze“, schreibt Darius Lenz.<sup>11</sup>

Diese knappe Definition trifft auf das heute sogenannte „Alte Schloss“ zu. Von dem mittelalterlichen Gebäudekomplex stehen noch die Oberburg mit dem Bergfried und Reste des vierstöckigen Jakobsbaus, des Bernhardsbaus und der vorgelagerten Wirtschaftsgebäude. Als erstes wurde die Oberburg, der „Hermannsbau“ errichtet. Dieser besitzt klassische Wehrelemente wie eine Schild- und eine Ringmauer, einen Halsgraben und einen Bergfried, die bis heute gut erhalten sind. Wann die Oberburg entstand, ist strittig. So schreibt Dieter Vestner 1990, dass Hermann II., ab 1112 zweiter Markgraf von Baden, sich die Oberburg im Ufgau errichten ließ.<sup>12</sup> Die offizielle Internetseite der Burg gibt an, dass diese zwischen 1100 und 1190 gebaut und nach Hermann II. und seinem Nachfolger Hermann III. benannt wurde.<sup>13</sup> Darius Lenz wiederum berichtet in seinem Werk „Burgen in Baden-Württemberg“, dass Hohenbaden und die Burg Eberstein zwischen 1050 und 1150 errichtet wurden.<sup>14</sup> In jedem Falle ist dieser Teil der Burg der romanischen Epoche zuzuordnen.

Die Lage der Oberburg wurde strategisch sehr gut gewählt. Die Höhenburg liegt auf einem Sporn, von dem aus man die anliegenden Täler und den Rheingraben, bei klarer Sicht bis hin zu den Vogesen gut sehen kann. Jeder Feind, der sich vom Tal aus näherte, konnte früh erspäht werden. Auf diese Weise konnten Vorbereitungen zur Verteidigung getroffen werden. Der tiefe Halsgraben zur Bergseite hin, sorgte für Schutz vor Unterminierung. Da der Berg hinter dem Sporn von Hohenbaden ansteigt, weist die Burg eine Schildmauer auf, die zur einzigen Angriffsseite hin vor Angreifern schützen sollte.<sup>15</sup> Darüber hinaus sorgten die steilen Abhänge vor der Burg dafür, dass diese kaum einnehmbar war.<sup>16</sup>

---

<sup>10</sup> <https://burgenarchiv.de/liste-aller-laender> (03.06.2020).

<sup>11</sup> Darius LENZ: Burgen in Baden-Württemberg, Die geographisch-topographische Ausbreitung zwischen dem 7. Und dem 15. Jahrhundert. Karlsruhe 2013, S. 17.

<sup>12</sup> Dieter VESTNER: Baden. Karlsruhe-Durlach 1990, S. 36.

<sup>13</sup> [www.altes-schlosshoenbaden.de](http://www.altes-schlosshoenbaden.de) (03.06.2020); Dagmar ZIMDARS / Georg DEHIO: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Baden-Württemberg I. Die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe. München 1993, S. 53-54.

<sup>14</sup> LENZ (wie Anm. 11), S. 90.

<sup>15</sup> Ebd. S. 20

<sup>16</sup> [https://burgenarchiv.de/burg\\_hohenbaden\\_in\\_baden-wuerttemberg](https://burgenarchiv.de/burg_hohenbaden_in_baden-wuerttemberg) (04.06.2020).



*Abbildung 1 Burg Hohenbaden. Luftbild aus nordwestlicher Richtung. Gemeinfrei  
[https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/19/Schloss\\_Hohenbaden\\_001\\_%28cropped%29.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/19/Schloss_Hohenbaden_001_%28cropped%29.jpg)  
(19.01.2021).*



*Abbildung 2 Panoramafoto vom Bergfried mit Blick über die Täler. Foto: Alexandra Ziegeler.*

Im Laufe der Jahre fanden mehrere Erweiterungen des gesamten Burgkomplexes statt. So wurde um 1300 das Wohngebäude des Hermannsbau mit den noch heute erhaltenen halbrunden Ecktürmen versehen und auf 17 Meter erhöht.<sup>17</sup> Der nächste wichtige Umbau fand unter Bernhard I. um 1400 statt, bei dem der „Bernhardsbau“ (die Unterburg) errichtet wurde. Ursprünglich stand dort wohl eine Vorburg, die nun aber einem hochgotischen Schloss weichen musste. Der Bernhardsbau unterscheidet sich maßgeblich vom Hermannsbau. Die Oberburg mit Schildmauer, Bergfried und Halsgraben war eindeutig eine Wehranlage. Im Gegensatz dazu ist der Bernhardsbau deutlich repräsentativer: viele Fenster, Kamine und kunstvolle (zum Teil erhaltene) Steinmetzarbeiten zeugen von einem Bau, der mehr auf Komfort als auf das Standhalten einer Belagerung ausgerichtet war. Eine Wendeltreppe verband alle Stockwerke miteinander und ein hochmoderner Abortschacht sorgte für Hygiene in der Burg. Die

---

<sup>17</sup> [www.schule-bw.de](http://www.schule-bw.de) (04.06.2020).

Unterschiede im Baustil zeigen deutlich den vollzogenen Wechsel von der Romanik zur Gotik. Für diesen Teil der Burg wurden auch Quader verbaut, während für die Oberburg ausschließlich Bruchsteine verwendet wurden. Das Kellergewölbe unter dem Bernhardsbau wurde unter anderem zur Aufbewahrung von Lebensmitteln benutzt. Der große Saal im Erdgeschoss wird heute „Rittersaal“ genannt und beinhaltet noch eine Säule, deren Kapitell zwei Wappenschilder trägt. Im darüber gelegenen ersten Geschoss des Palas befanden sich die Gemächer der Markgrafen und darüber die der Bediensteten. Den letzten großen Umbau erfuhr die Burg unter Jakob I. zwischen 1430 und 1450, der den Jakobsbau errichten ließ. Dieser Teil verband die Oberburg mit der Unterburg und beinhaltet eine Kapelle. Die ursprüngliche Felsenkapelle wurde in diese neue Kapelle integriert.<sup>18</sup>



Abbildung 3 Abortschacht.



Abbildung 4 Reste der alten Wendeltreppe Fotos: Alexandra Ziegeler

Die unterschiedlichen Bauphasen lassen sich hervorragend an den verschiedenen Baumaterialien erkennen. Auch in der Frühen Neuzeit wurden noch weitere Veränderungen vorgenommen, so wurden die ausgelagerten Wirtschaftsbauten im neugotischen Stil überbaut. Dieser Teil wird heute von einer Gastronomie benutzt. Die Oberburg war bis zum Frühjahr 2019 wegen Renovierungsarbeiten gesperrt und bis August 2020 wurden der obere Palas und der Treppenaufgang am Bergfried erneuert.<sup>19</sup> Einige Elemente wie die Mauer auf Abb. 6 sind eindeutig jüngsten Datums zuzuordnen. Diese Bauarbeiten dürften allerdings die Sicherheit der Besucher zum Ziel haben. Darüber hinaus wurde 1999 im ersten Geschoss des Bernhardsbaus die größte Windharfe Europas (gebaut von Rüdiger Oppermann) aufgestellt. Windharfen werden in Fenstern aufgestellt und sie erklingen durch den vom Wind erzeugten Luftstrom. Bereits in der Antike waren sie bekannt und beliebt.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> [www.burgenarchiv.de](http://www.burgenarchiv.de) (06.06.2020).

<sup>19</sup> [www.altes-schlosshohenbaden.de](http://www.altes-schlosshohenbaden.de) (06.07.2020).

<sup>20</sup> <http://encyclopedia.jrank.org> (01.06.2020).



Abbildung 5 Windharfe. Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/67/Aeolian\\_harp.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/67/Aeolian_harp.jpg) (19.01.2021).

Die Geschichte der Burg ist untrennbar mit jener der Markgrafen von Baden verbunden. Dies ist schon daran zu erkennen, dass sich die Markgrafen – wie im 11. und 12. Jahrhundert üblich – nach ihrer Burg benannten. Die Markgrafen entstammten dem Geschlecht der Zähringer, welche über ein Herrschaftsgebiet zwischen Hochrhein, Baar, Kinzigtal und Oberrhein verfügten. Die Zähringer trieben den Ausbau des Landes, darunter die Rodung von Schwarzwaldflächen mit Hilfe der von ihnen gegründeten Klöster und den Bau von Burgen und Städten voran.<sup>21</sup>

---

<sup>21</sup> Wolfgang HUG: Geschichte Badens. 1992, S. 61 ff.



*Abbildung 6 Der Jakobsbau (links) wurde an den Bernhardsbau angefügt.*



*Abbildung 7: Neogotisches Restaurant in den ehemaligen Wirtschaftsräumen.  
Fotos: Alexandra Ziegeler*





*Abbildung 8 Eine neu aufgeschichtete Mauer am Rande.*



*Abbildung 9 Eingerüsteter Bernhardsbau des unteren Burghofs. Fotos: Alexandra Ziegeler.*



Abbildung 10 Blick auf den Haupteingang, links die Ruine des Rittersaals. Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/75/Schloss\\_Hohenbaden\\_Hauptzugang\\_Rittersaal.JPG](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/75/Schloss_Hohenbaden_Hauptzugang_Rittersaal.JPG) (19.01.2021).



Abbildung 11 Ansicht des Neuen Schlosses von Südosten (2009) auf dem Florentinerberg in Baden-Baden. Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a6/Neues\\_Schloss\\_Baden-Baden\\_IMG1164.JPG](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a6/Neues_Schloss_Baden-Baden_IMG1164.JPG) (19.01.2021).

Hohenbaden wurde 1599 durch einen Brand schwer beschädigt und aufgegeben.<sup>22</sup> Das „Neue Schloss“ wurde auf dem Florentinerberg in Baden-Baden errichtet und befindet sich heute in privater Hand und soll durch die kuwaitische Al-Hassawi-Gruppe, der es gehört, zu einer Hotelanlage umgebaut werden.<sup>23</sup> Dort residierten die Markgrafen von Baden, bis Karl Wilhelm 1715 mit dem Bau des Karlsruher Schlosses begann, das seit der Fertigstellung als Residenz der Markgrafen diente.

Hohenbaden hat sich seit dem 19. Jahrhundert zu einem Magnet für Touristen entwickelt. Die heutige Nutzung der Burg ist eng mit seiner Umgebung verknüpft. Der Battert ist ein Anziehungspunkt für Kletterer. Die gut ausgeschilderten oberen und unteren Felsenwege locken Spaziergänger und Wanderer ins Grüne. Hohenbaden kann dafür als Start- und Endpunkt gewählt werden, je nachdem wie weit man wandern möchte (der Weg führt bis zur nahegelegenen Burg Eberstein). Insbesondere auf dem oberen Felsenweg bekommt man durch moosbewährte Felsblöcke, tote Baumstämme und verwunschene Pfade den Eindruck in einem „Märchenwald“ zu wandeln. Dieser Eindruck entsteht nicht willkürlich, sondern wurde ganz bewusst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so hervorgerufen. Als Gegenbewegung zur Industrialisierung entwickelte sich in der Romantik ein Idealbild der Natur.

Die beiden Felsenwege und der Battert wurden 1839 vom markgräflichen Kammerherrn Alexander Broussel erschlossen und die Pfade für Naturromantiker angelegt. An einem der Felsen auf dem unteren Felsenweg befindet sich noch eine leicht überwucherte Inschrift von 1839, die daran erinnert. Das Ideal der Natur der Romantiker war nicht im wahren Sinne des Wortes „natürlich“, sondern wurde auch von Menschenhand geschaffen. Die Felsenwege gehören heute zu einem größeren Rundweg, der eine Acht bildet.

Dieser sog. Ebersteinburg-Rundweg wurde 2006 mit dem deutschen Wandersiegel prämiert. Auf ihm befinden sich mehrere Sehenswürdigkeiten. Auf den Felsenwegen sind das der Battert selbst (damit sind die Kletterfelsen gemeint), die Ritterplatte, von der man einen guten Blick auf die Ruine hat, die 600 Jahre alte Batterteiche und natürlich die Burgruine.

Zudem kann man die Reste eines keltischen Ringwalls von ca. 400 v. Chr. auf dem Battert entdecken. Auf dem restlichen Weg befinden sich unter anderem die Burg Eberstein, die Engels- und Teufelskanzeln und die Wolfsschlucht. Die Erschließung des Gebiets unter Einbeziehung der Burg markiert einen Wendepunkt in der Geschichte Hohenbadens und läutet gleichzeitig den Tourismus auf dem Battert ein. Die touristische Nutzung der Burg und seiner Umgebung hat sich seit dem 19. Jahrhundert stetig weiterentwickelt, so ist neben dem Wandern und Klettern heute auch noch Mountainbiking eine beliebte Freizeitbeschäftigung.

---

<sup>22</sup> <https://burgenarchiv.de> 06.06.2020

<sup>23</sup> <https://visit.baden-baden.de> 20.06.2020



*Abbildung 12 Wie im Märchen – idealisierte und angelegte „Natur“ am Battert.*

### **Hohenbaden als Erinnerungsort**

#### *Erinnerungen an die Markgrafen von Baden*

Sowohl in als auch vor der Burg befinden sich Objekte, die an die herrschenden Markgrafen erinnern sollen. Auf vier Seiten einer Gedenksäule ist die Geschichte von vier Markgrafen eingraviert. Der Erbauer der Burg, Hermann I. (1040–1074) wird dort zwar genannt, jedoch gilt das Denkmal seinem Sohn Hermann II. (1060–1130), da dieser sich nach der Burg benannte. Daneben stehen Friedrich (1249–1268), Hermann V. (1165–1243) und Hermann III. (1105–1160) auf der Säule. Eine Gedenktafel in der Burg erinnert an Bernhard II. (1428–1458).

Die Frage liegt nahe, warum sich die Errichter der Säule und der Gedenktafel dafür entschieden haben an diese Markgrafen und nicht an die Erbauer der Burg zu erinnern? Die Säule ist eine wahre Fundgrube an historischen Personen. So ist der zuerst erwähnte Name auf der Säule jedes Mal eine Art „Aufhänger“, um andere Personen zu nennen. Chronologisch geordnet beginnt die Auflistung mit Hermann II. Dass der Vater für den Bau der Burg verantwortlich war, bleibt unerwähnt. Die Gravur für Hermann III. verweist auf seinen Kreuzzug mit Konrad III. und seinen Kampf für Friedrich I. Barbarossa in der Lombardei. Weiter unten wird sein Sohn Hermann IV. genannt, der auf dem Kreuzzug bei Antiochia starb. Hervorgehoben wird dabei, dass der Kaiser in seinen Kämpfen unterstützt wurde. Über Hermann V. wird berichtet, dass er enger Vertrauter des Kaisers Friedrich II. war, diesen in seinem Kampf um die Krone unterstützte und Stadtgründer von Backnang, Besigheim, Pforzheim und Stuttgart war. Als letztes wird über Friedrich berichtet, der zusammen mit seinem Freund Konradin, dem „letzten Staufer“ hingerichtet wurde. Dazu steht dort ein Hölderlin – Zitat: „Konradin wie du fielst so fallen Starke“. Bei der Aufstellung der dort verewigten Markgrafen fällt auf, dass der Fokus auf der Treue und Loyalität zu den amtierenden Kaisern und Königen liegt. Durch die Säule entsteht ein Bild von kaisertreuen Rittern, die in glorreichen Schlachten kämpften und fielen

ohne als Erbauer der Burg gelten zu können. Dies unterstreicht den romantisierten Charakter der Burg.



*Abbildung 13 Wie im Märchen – idealisierte und angelegte „Natur“ am Battert. Fotos 12/13: Alexandra Ziegeler*

Im unteren Burghof hängt eine Gedenktafel für Bernhard II. von Baden (1428–1458). Dieser scheint mehr im kollektiven Gedächtnis verankert zu sein als sein namentlicher Vorgänger Bernhard I. (1040–1074). Dabei spielt dessen Seligsprechung eine große Rolle, die er erhielt, weil an seinem Grab mehrere Wunderheilungen geschahen.<sup>24</sup> Sein Schicksal regte den Schriftsteller Odilo Ringholz 1892 zu seinem Werk „Der selige Bernhard von Baden, in seinem Leben und seiner Verehrung“ an.<sup>25</sup> Zu einem Pilgerort wurde die Burg dadurch jedoch nicht, da sich das Grab von Bernhard II. in der Marienkirche von Moncalieri befindet.

Dass die Burg zur Ruine wurde, hat der kollektiven Erinnerung an sie nicht geschadet – im Gegenteil. So erörtert Christian Schneider über den Auf- und Abstieg der Burg Trifels, dass dies eine Zyklik sei, die nach Christian Schneider „aber nicht in eins zu setzen ist mit den Konjunkturen der kollektiven Erinnerung“.<sup>26</sup> Er erklärt, dass äußerer Verfall sogar eine Voraussetzung für die Präsenz im kollektiven Gedächtnis sein kann:

<sup>24</sup> <https://www.deutsche-biographie.de> (24.06.2020).

<sup>25</sup> <https://www.zvab.com> (24.06.2020).

<sup>26</sup> Christian SCHNEIDER: *Historie und Reichsmystik. Kyffhäuser und Trifels*. In: Frank MEIER / Ralf H. SCHNEIDER (Hg.): *Erinnerungsorte – Erinnerungsbrüche. Mittelalterliche Orte, die Geschichte mach(t)en*. Ostfildern 2013, S. 124-139, hier: S. 127 f.

„Das kollektive Gedächtnis scheint manchmal gerade solche Orte zu brauchen, die nicht mehr funktionsfähig in das Tagesgeschehen eingebunden sind, um daran die bestimmt-unbestimmte Sehnsucht nach einer vergangenen, vermeintlich besseren Zeit zu knüpfen.“<sup>27</sup>

Diese Sehnsucht war auch eine treibende Kraft für die Menschen während der Romantik, welche die Burg Hohenbaden erstmals als touristische Attraktion für sich erschlossen.

### *Erinnerungen an die Romantik*

„In einer von Wandlungsbeschleunigung und Industrialisierung gezeichneten Epoche werden die wandlungsbeständigen Ruinen der Geschichte entzogen und der Natur zugerechnet“ schreibt Aleida Assmann.<sup>28</sup> Die im 18. Jahrhundert in England entwickelte Ruinen-Romantik erhob die Baureste vergangener Kulturen zu ästhetischen Objekten. Gotische Ruinen symbolisierten „den Triumph der Zeit über menschliche Kraft“, so Assmann.<sup>29</sup>

Wie bereits beschrieben, gibt es einige Denkmäler und Sehenswürdigkeiten, die an die Epoche der Romantik erinnern. Das älteste davon ist die Felsinschrift zum Gedenken an Alexander Broussel, der das Gebiet erschloss und die Felsenwege anlegte. Die anderen befinden sich ebenfalls nicht in der Burg, sondern auf den Felsenwegen und auf dem größeren Ebersteinburg-Rundweg. Dennoch gehören diese zum gesamten Komplex, der die Burg umgibt, und damit zum Erinnerungsort Hohenbaden. In der Literatur nimmt die Burg Hohenbaden während der Romantik noch einmal eine besondere Stellung ein. Georg Jäger hat sich den Sagen und der literarischen Geschichte der Burg Hohenbaden gewidmet und unter anderem die Gedichte von Max von Schenkendorf (1784–1817) analysiert. In letzteren verbinden sich die Ruinenromantik mit dem Wunsch nach und den Kampf für die Freiheit von Napoleons Herrschaft. In den Gedichten wird „die alte, die selige Zeit“<sup>30</sup> idealisiert und Schenkendorf lässt den „alten Geist“, der dem Schloss innewohnt, in seinen Gedichten wieder aufleben, um den „Freien und Frommen“, die in den Ruinen zusammengekommen sind, den Mut zum Kampf zu verleihen.<sup>31</sup> So heißt es in zwei Strophen des Gedichts:

„Oft wenn im wunderbaren Schimmer  
Des Schlosses Trümmer vor mir steh'n,  
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer  
In seiner Jugend es zu seh'n.

Ein bessres Haus soll sich erheben,  
Gebaut auf altem festen Grund,  
Und frische Liebe, frisches Leben  
Gedeih'n im freien deutschen Bund.“<sup>32</sup>

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 128.

<sup>28</sup> ASSMAN (wie Anm. 13), S. 315.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> <http://www.goethezeitportal.de/index.php?id=4200> (06.07.2020).

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd.



Abbildung 14 Stauferstele (2014). Gemeinfrei <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/54/Baden-Baden-Stauferstele.jpg> (19.01.2021).

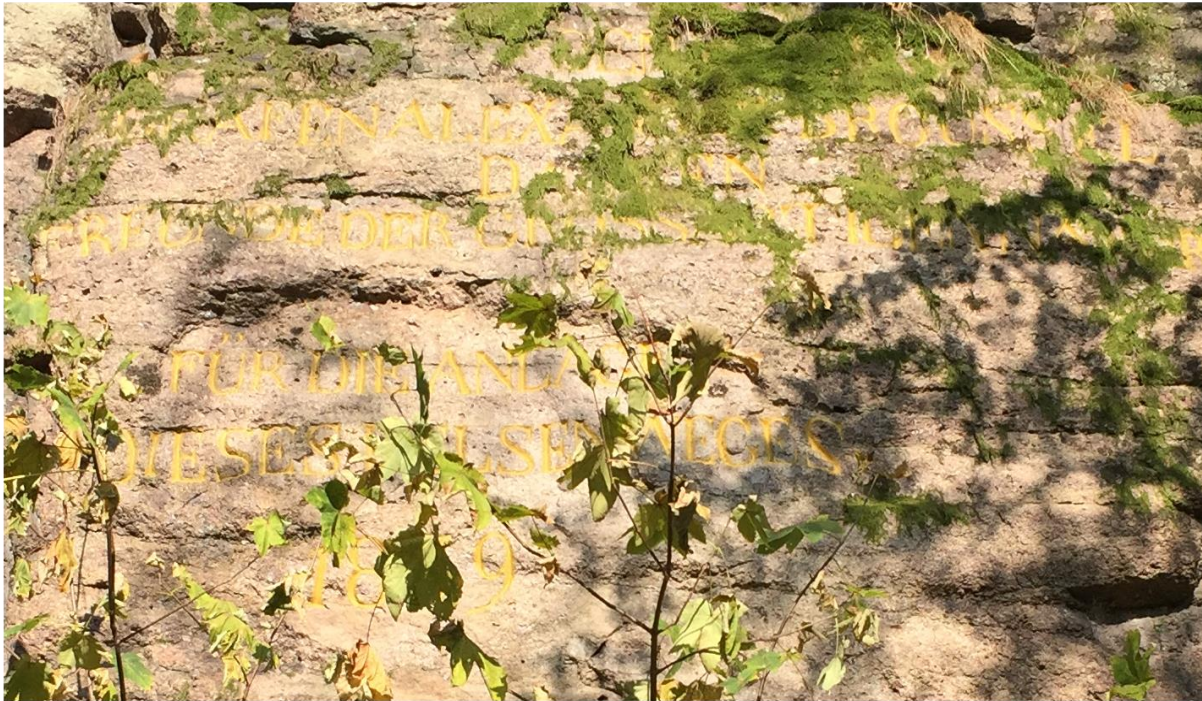


Abbildung 15 Leicht zu übersehen – Inschrift an einem der Felsen, die an Alexander Broussel erinnert. Foto: Alexandra Ziegeler.

Diese Strophen sind ein Beweis dafür, dass Hohenbaden in der frühen Romantik bereits den Wandel zu einem wichtigen Erinnerungsort vollzogen hatte. Noch einmal wird die Burg zum badischen Machtzentrum im Bewusstsein der Menschen wiederbelebt. Nach und nach nimmt die Burg allerdings eine neue Stellung ein und entwickelt sich vom zentralen Machtausübungsort zu einer Sehenswürdigkeit mit romantischer Patina im Kreise anderer Sehenswürdigkeiten. Dazu zählte zum Beispiel auch die unter 4.b. erwähnte Wolfsschlucht, der man nachsagt, die Vorlage für die romantische Oper „Der Freischütz“ von 1821 zu sein.

### *Jüngste Erinnerungen*

Insbesondere das Klettern sorgt dafür, dass im kollektiven Gedächtnis heute vor allem diverse Todesfälle vorherrschend sind. Es verunglückten bereits einige nicht vernünftig gesicherte Kletterer, die am Battert in den Tod stürzten. Berühmtestes Opfer ist Toni Kinshofer, der am 23. Juni 1962 zusammen mit Siegfried Löw und Anderl Mannhardt zuerst den Nanga Parbat über die Diamirflanke bestieg und am 24. Oktober 1964 im Bockgrat tödlich verunglückte.<sup>33</sup> Die Bergwacht zählt jedes Jahr im Schnitt einen Todesfall von Kletterern oder abgerutschten Spaziergängern. Diese Gefahr scheint die Sportler jedoch nicht abzuschrecken und übt vielleicht eine morbide Faszination aus. Auch im populären und umstrittenen „Badner Lied“, das 1896 veröffentlicht wurde, erinnert eine der inoffiziellen Strophen an die alte Burg:<sup>34</sup>

„In Baden-Baden steht ein Schloss,  
auf festem Felsengrund,  
in Baden-Badens Zauberquell,  
da bade dich gesund.“<sup>35</sup>

Diese Regionallied wird bei vielen offiziellen Anlässen (vor allem bei Fußballspielen oder auf Volksfesten) gespielt und macht einen großen Teil der badischen Identität aus. Diese

<sup>33</sup> [www.bo.de](http://www.bo.de) (22.06.2020).

<sup>34</sup> <http://www.wgm-rastatt.de> (22.06.2020).

<sup>35</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Badnerlied> (22.06.2020).



Strophe des Badner Liedes beweist, dass die Burg also nicht nur im kollektiven Gedächtnis vorhanden ist, sondern auch einen Teil der badischen, vor allem der Baden-Badener Identität ausmacht. Dass Hohenbaden darüber hinaus ein besonderes badisches Ausflugsziel ist, belegt die badische Flagge, die auf dem Bergfried gehisst wird. Diese ist auch ein weiteres Indiz für die Identitätsstiftung der Burg.



Abbildung 16 Schloss Hohenbaden. Fresko von Jakob Götzenberger in der Trinkhalle Baden-Baden, 1844. Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d4/Baden-Baden-Trinkhalle-Fresko13-Schloss\\_Hohenbaden2-gje.JPG](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d4/Baden-Baden-Trinkhalle-Fresko13-Schloss_Hohenbaden2-gje.JPG) (19.01.2021).

### Mythen und Sagen um Hohenbaden

Mythen und Sagen halten Erinnerungsorte im kollektiven Gedächtnis wach. Mehr noch, sie befeuern das kollektive Gedächtnis. Nur so ist zu erklären, warum immer noch Touristen zum Loch Ness fahren und auf ein Foto vom Seeungeheuer hoffen, warum Forscher nach Atlantis suchen und warum tagtäglich Ausflugsboote an der Lorelei vorbeifahren und dabei das Lied ebenjener und die dazugehörige Sage vom Band spielen.

Solche Sagen ranken auch um die Burg Hohenbaden. 1839 wurde eine literarische Version der Sage „Kellers Bild und Kreuz“ von Aloys Schreiber veröffentlicht, wobei es noch andere Versionen desselben Stoffs gibt, wie zum Beispiel die Novelle „Das Marmorbildnis“ von Joseph von Eichendorff oder das Gedicht „Keller’s Bild“ von Eduard Brauer. Alle Versionen berichten vom Junker von Keller, der auf seinem Weg von Kuppenheim zur Burg Hohenbaden im Wald eine junge Frau erblickt, deren Gestalt sich jedes Mal in Nebel auflöst, sobald er sich ihr nähert. Vom Burghauptmann erfährt er, dass an dieser Stelle einst ein heidnischer Tempel stand und das einfache Volk den Ort fürchte. Der Junker missachtet die Warnung und lässt an der Stelle graben, wo eine Marmorbüste eines hübschen Mädchens gefunden wird. Nachdem die Büste aufgestellt wurde, verschwindet die Gestalt nicht mehr. Was in der darauffolgenden Nacht geschah, umschreibt der Lyriker Brauer so:

„Man sah ihn still um Mitternacht  
Das holde Weib umfassen,  
Es hielt, vom Marmortod erwacht,  
Ihn fest mit Gluthverlangen.

Das hat kein sterblich Ohr belauscht,  
Was Die zusammen kos'ten,  
Die Tannen krachten sturmdurchrauscht,  
Des Berges Quellen tos'ten.“<sup>36</sup>

Der Junker kann seinem Schicksal natürlich nicht entinnen – er wird am nächsten Morgen tot vor dem Altar liegend aufgefunden, das Marmorbildnis war verschwunden. Um in der Zukunft für Sicherheit zu sorgen, wurde der Altar zerschlagen und dort ein Bildstock (Kellers Bild) mit erlösenden Symbolen aufgestellt. An der Stelle, wo der Junker starb errichtete man ein Kruzifix (Kellers Kreuz). Die Botschaft der Sage ist eindeutig: sei gottesfürchtig und fromm und keusch, lass dich nicht von heidnischen Göttern verführen und dir bleibt ein ähnliches Schicksal erspart. Bis heute kann man das steinerne Kreuz und auch den Bildstock finden, sie stehen circa 600 Meter voneinander entfernt (was der Sage eigentlich widerspricht) auf dem Weg von der Weststadt zur Burg.<sup>37</sup> So könnte man beide Punkte einerseits als eigene Erinnerungsorte werten, andererseits sind sie mit der Burg verbunden und werden immer nur mit ihr in einem Atemzug genannt.

Noch berühmter ist die Sage um die „Graue Frau“, eine machtgierige und grausame Markgräfin, die ihre Untertanen knechtete und bei einem Unglück ihren Sohn verlor. Seitdem geistert sie in rauen, regnerischen Nächten durch die Burg und ruft nach ihrem Kind.<sup>38</sup>

### **Didaktisch-methodische Bemerkungen**

#### *Beitrag zum Geschichtsbewusstsein und Fragen für den Sachunterricht*

Das Verständnis von Geschichtsbewusstsein hat sich seit den 1970er Jahren verändert. Davor herrschte die Ansicht, dass „Über Geschichtsbewusstsein [...] nur emeritierte Großhistoriker oder bedeutende Staatsmänner“<sup>39</sup> verfügten. Mittlerweile aber geht man von einem „demokratisierten“ Geschichtsbewusstsein aus, das jedem zugestanden wird, der sich mit Geschichte als Produzent oder Rezipient befasst.<sup>40</sup> Es existieren verschiedene Ansätze zur

<sup>36</sup> <http://www.goethezeitportal.de/index.php?id=4200> (06.07.2020).

<sup>37</sup> <https://www.altes-schlosshoenbaden.de> (04.07.2020).

<sup>38</sup> [www.altes-schlosshoenbaden.de](http://www.altes-schlosshoenbaden.de) (05.07.2020).

<sup>39</sup> Hans-Jürgen PANDEL: *Geschichtstheorie. Eine Historik für Schülerinnen und Schüler – aber auch für Lehrer*, Schwalbach Ts. 2017, S. 318.

<sup>40</sup> Ebd., S. 318 f.

Beschreibung und Kategorisierung von Geschichtsbewusstsein, darunter die von Karl-Ernst Jeismann (1988), Jörn Rüsen (1983) oder von Borries/Meyer-Hamme (2008). Im Folgenden konzentriere ich mich jedoch auf den Ansatz von Hans-Jürgen Pandel, der 1987 sieben Ebenen des Geschichtsbewusstseins definierte, die folgend kurz skizziert werden:

1. Temporalbewusstsein (gestern – heute – morgen)
2. Wirklichkeitsbewusstsein (real – fiktiv)
3. Historizitätsbewusstsein (statisch – veränderlich)
4. Identitätsbewusstsein (wir – ihr – sie)
5. politisches Bewusstsein (mächtig - ohnmächtig)
6. ökonomisch-soziales Bewusstsein (arm – reich)
7. moralisches Bewusstsein (gut – böse / richtig – falsch)<sup>41</sup>

Die ersten drei Bewusstseins Ebenen bilden die Ebenen des Bereichs „Geschichtlichkeit“. Sie sind die Basis für alle weiteren „gesellschaftlichen“ Ebenen. Es wäre zu vermuten, dass die Schülerinnen und Schüler der Grundschule bei „Null“ anfangen und erst beginnen die Basisbewusstseins Ebenen auszubilden, aber das ist nicht der Fall. Jedes Kind hat bei seiner Einschulung bereits ein Temporalbewusstsein – es kann zwischen gestern, heute und morgen unterscheiden. Selbst mein zweijähriger Sohn versteht bereits die Ankündigung, dass abends der Tag vorbei ist und erst morgen wieder gespielt wird. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Basisebenen nicht weiter gefördert werden sollten.

Konkret auf die Burg Hohenbaden bezogen kann insbesondere die Bildung des Historizitätsbewusstseins unterstützt werden, zum Beispiel bei der Entdeckung der unterschiedlichen Baustile oder dem Bewusstwerden, dass es sich um eine Ruine handelt, die früher einmal ein intaktes und vielgenutztes Gebäude war. Darüber hinaus stellen sie bei der Weiterverfolgung des Themas fest, dass die Markgrafen im Laufe der Zeit ihren Standort zunächst ins Neue Schloss in Baden-Baden und danach in das Schloss in Karlsruhe verlagert haben. Das politische Bewusstsein kann gefördert werden, indem die Kinder feststellen, dass auf der Gedenksäule vor der Burg nur die Namen der Markgrafen stehen, nicht aber die Namen der Menschen, welche die Burg tatsächlich Stein auf Stein gebaut haben. Auch das ökonomisch-soziale Bewusstsein wird unterstützt, wenn die Kinder überlegen, wo in der Burg die „Reichen und Mächtigen“ gewohnt haben und wo die „Armen und Ohnmächtigen“ ihren Platz hatten. Auf diese Weise stellen sie fest, dass Reichtum und Macht genauso oft zusammenhängen wie Armut und Ohnmacht. Zum Schluss wäre es noch eine Überlegung wert, mit den Kindern zu erörtern, ob es „richtig oder falsch“ ist, ein historisches Gebäude wie das neue Schloss in Baden-Baden in ein Hotel umzuwandeln oder ob es ein Ort bleiben sollte, der jedem Geschichtsinteressierten offensteht.

Erinnerungsorte sind generell ein guter Ausgangspunkt für das Unterrichten regionalgeschichtlicher Themen in der Grundschule. Der Bildungsplan von 2016 sieht für die Jahrgangsstufen 1 und 2 vor, dass die Schülerinnen und Schüler zunächst grundlegende Begriffe zum Thema Zeit kennenlernen und ein Gefühl für Zeit entwickeln. Darüber hinaus sollen sie ein Verständnis zyklischer Zeitvorstellungen entwickeln und über Zeit philosophieren. Dabei sollen sie zum Beispiel das Feiern wiederkehrender Feste oder das Lesen von Kalendern unterstützen.<sup>42</sup>

---

<sup>41</sup> Hans-Jürgen PANDEL: Dimensionen des Geschichtsbewusstseins. Ein Versuch, seine Struktur für Empirie und Pragmatik diskutierbar zu machen. In: Geschichtsdidaktik 12. (1987), S. 130–142.

<sup>42</sup> MINISTERIUM FÜR KULTUR, BILDUNG UND SPORT: Bildungsplan Baden-Württemberg 2016, S. 28.

Für die Jahrgangsstufen 3 und 4 sieht der Bildungsplan eine vertiefende Auseinandersetzung mit Geschichte vor:

„Die Schülerinnen und Schüler können sich in größeren Zeiträumen orientieren. Sie stellen Fragen an die Vergangenheit, recherchieren mithilfe von Quellen, präsentieren ihre Ergebnisse und setzen sie zu ihrem gegenwärtigen Leben in Beziehung. Die Schülerinnen und Schüler nehmen Veränderungen als zukunfts offen wahr.“<sup>43</sup>

Im Abschnitt der Denkanstöße und Teilkompetenzen findet sich die Grundlage für eine Auseinandersetzung mit der Burg Hohenbaden als Erinnerungsort. „Wo sind Spuren vergangener Lebensformen in der Umgebung des Wohnorts zu finden, welche die Kinder im Aufbau historischer Erkenntnisse unterstützen?“ heißt es an einer Stelle und „Vergangenes an mindestens einem Beispiel aus der näheren Umgebung anhand geeigneter Quellen recherchieren, ordnen und darstellen (zum Beispiel Leben in prähistorischer Zeit, Leben im Mittelalter, Leben in der Neuzeit)“ an anderer. Welche Methoden den Kindern „die Betrachtung von Situationen aus der Perspektive der Vergangenheit (z. B.: imaginäre Reise in die Vergangenheit, Rollenspiel, Planspiel)“ ermöglichen“ soll ebenfalls geklärt werden. Die Schülerinnen und Schüler sollen außerdem „ausgewählte Aspekte und prägende Ereignisse der Entwicklung ihres Heimatorts in Vergangenheit und Gegenwart beschreiben und „über zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten nachdenken (z. B.: Veränderungen in Größe und Struktur, Bau und Veränderung von Gebäuden, Kriege, Naturkatastrophen)“.<sup>44</sup> Dabei können mit der Burg als Quelle vielfältige historische Aspekte bearbeitet werden, anhand derer die Schülerinnen und Schüler nicht nur die Epoche des Mittelalters entdecken, sondern auch die Geschichte ihres Ortes, respektive ihrer Gegend erarbeiten. Folgende Fragen ließen sich stellen:

- Wer lebte auf der Burg? Welche Spuren lassen sich von ihnen auf der Burg finden?
- Untersuchung der unterschiedlichen Bauteile (Hermannsbau, Bernhardsbau, Jakobsbau) und Baustile
- Wieso wählte man diesen Ort, um die Burg zu bauen?
- Wie wurde die Burg zur Ruine?
- Was wurde aus den Markgrafen?

Von diesen Aspekten und Fragestellungen eignen sich einige besonders, um sie direkt vor Ort zu bearbeiten. Hohenbaden entwickelt sich so im Gedächtnis der Schülerinnen und Schüler zu einem eigenen Erinnerungsort, ohne den Begriff an sich zu klären.

### **Hohenbaden als außerschulischer Lernort**

Den Unterricht aus dem Klassenzimmer heraus zu verlegen hat eine lange Tradition. Besonders in der Grundschule lohnt es sich den Fokus von den Büchern auf die „wirkliche Welt“ zu lenken, damit die Kinder die Dinge im wahrsten Sinne des Wortes „begreifen“ und somit „erfassen“ können. Robert Baar und Gudrun Schönknecht etwa haben didaktisch-methodische Grundlagen dazu entwickelt. Sie zeigen auf welches Potential in den außerschulischen Lernorten steckt und welche Herausforderungen damit verbunden sind. Sie betonen, dass zusätzlich zum abgegrenzten Lernraum „Schule“ die außerschulischen Lernorte dazu beitragen, dass „eine Verengung schulischen Unterrichts auf rein kognitive Lernprozesse“ vermieden wird.<sup>45</sup>

---

<sup>43</sup> Ebd. S. 33

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Robert BAAR / Gudrun SCHÖNKNECHT: Außerschulische Lernorte: didaktische und methodische Grundlagen. Weinheim, Basel 2018, S. 12.

Die Autoren grenzen darüber hinaus die Begriffe des formalen Lernens, des non-formalen Lernens und des informellen Lernens voneinander ab. Das formale Lernen bezieht sich wie das non-formale Lernen auf Bildungseinrichtungen, wobei aber das non-formale Lernen „eine freiwillige Nutzung vorsieht.“ Das informelle Lernen hingegen bezieht sich auf Lernprozesse in Lebenszusammenhängen: es geht um „situiertes, ungeplantes oder beiläufiges Lernen, um Lernen in Peer-Zusammenhängen, in der Familie und in der Öffentlichkeit.“<sup>46</sup> Außerschulische Lernorte ermöglichen den Lernenden viele informelle Lernsituationen. Des Weiteren unterscheiden Baar und Schönknecht zunächst zwischen Orten mit Bildungsauftrag (z.B. Theater, Museum) und Orten ohne Bildungsauftrag (z.B. Wald, Stadtmauer). Nach dieser Unterscheidung müsste die Burg Hohenbaden zu den Orten ohne Bildungsauftrag gezählt werden. Doch die Autoren präzisieren diese Differenzierung und unterscheiden dann zwischen Orten mit oder ohne vor Ort bereitgestelltem pädagogisch-didaktischem Konzept. Nach dieser Definition zählt die Burg Hohenbaden aber immer noch zu den Orten ohne ein solches Konzept, denn bis auf einige wenige Gedenktafeln, ist kein pädagogisch-didaktisches Konzept erkennbar. „Dass das Lernen an außerschulischen Lernorten – wie jedes Lernen innerhalb der Schule auch – aus dem Bildungsauftrag begründet und auch didaktisch gestaltet werden muss“<sup>47</sup> trifft im Falle der Burg Hohenbaden durch das Fehlen eines didaktischen Konzepts vor Ort besonders zu. Doch gerade diese „Reinheit“ gibt der Lehrkraft viel Freiheit in der Gestaltung des Unterrichts und der Thematik im Gegensatz zu Orten mit vorgefertigten Konzepten (z.B. in Museen) und lässt auch den Kindern einen größeren Spielraum für Entdeckungen und Fragen.

Die bildungstheoretische Grundlage für die außerschulischen Lernorte sehen Baar und Schönknecht in der kritisch-konstruktiven Didaktik von Klafki. Darin enthalten sind drei Grundfähigkeiten, die ausgebildet werden sollen: Selbstbestimmung (über individuelle Lebensbeziehungen), Mitbestimmung (über kulturelle, gesellschaftliche und politische Verhältnisse) und Solidarität (Einsatz für andere). Die Unterrichtsinhalte sollen auf dieses Ziel hin ausgerichtet werden und darüber hinaus soll das Prinzip der „Exemplarität sowie die Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung von Bildungsinhalten und Themen“<sup>48</sup> berücksichtigt werden. Außerdem benennt Klafki „epochaltypische Schlüsselprobleme“, die einen „inhaltlichen Kanon der Allgemeinbildung“ bilden. Klafki versteht darunter die Ungleichheiten in der Gesellschaft, z. B. zwischen den Geschlechtern, soziale Ungleichheit oder Krieg und Frieden. Bearbeitet man diese Themenfelder, legt man den Grundstein für den Erwerb der in Klafkis kritisch-konstruktiven Didaktik erläuterten Schlüsselqualifikationen. Dabei steht nicht die Lösung der Schlüsselprobleme im Vordergrund, sondern die Fähigkeit mit anderen darüber zu diskutieren und Lösungsmöglichkeiten anzubahnen. Das große Ziel Klafkis ist die Erziehung zur Mündigkeit. Daher hält er eine Auseinandersetzung mit der Welt für unverzichtbar. Baar und Schönknecht meinen dazu:

„Viele außerschulische Lernorte eignen sich aufgrund ihrer Komplexität und Vielperspektivität, subjektive Zugänge und Interessen zu berücksichtigen. Aufgrund ihrer inhaltlichen Thematik sind sie darüber hinaus besonders dazu geeignet, die eben beschriebenen epochaltypischen Schlüsselprobleme zu bearbeiten und dabei Schlüsselqualifikationen zu erwerben.“<sup>49</sup>

Vor diesem Hintergrund sollen die außerschulischen Lernorte außerdem dazu beitragen, das Ungleichgewicht von Lebensnähe und Lebensferne in der Schule auszugleichen. Dabei spielt

---

<sup>46</sup> Ebd., S. 15.

<sup>47</sup> Ebd. S. 20.

<sup>48</sup> Ebd. S. 27 f.

<sup>49</sup> Ebd., S. 29.

der Nahraum der Schule eine wichtige Rolle, denn der Nahraum bildet unter anderem die Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler. Die Burg Hohenbaden gehört in den Nahraum vieler Kinder und ist unter diesem Aspekt als außerschulischer Lernort geeignet. Auch die von Klafki beschriebenen epochaltypischen Schlüsselprobleme können dort erörtert werden, insbesondere die Punkte der sozialen Ungleichheit (Burgherr/Bauer) und die Frage nach Krieg oder Frieden bieten sich an.

Baar und Schönknecht erläutern zudem die Unterrichtsprinzipien nach Standop/Jürgens (2015), die für die außerschulischen Lernorte grundlegend sind. Sie sind eingeteilt in drei Prinzipientypen:

1. Konstitutive Unterrichtsprinzipien: Schülerorientierung, Sachorientierung und Handlungsorientierung.
2. Grundlegende Unterrichtsprinzipien: Prinzipien der Motivierung, Differenzierung, Ganzheit, Erfolgsbestätigung.
3. Weitere Prinzipien: Selbsttätigkeit und Zielorientierung/ -verständigung.<sup>50</sup>

Diese knappe Definition trifft auf das heute sogenannte „Alte Schloss“ zu. Von dem mittelalterlichen Gebäudekomplex stehen noch die Oberburg mit dem Bergfried und Reste des vierstöckigen Jakobsbaus, des Bernhardsbaus und der vorgelagerten Wirtschaftsgebäude. Als erstes wurde die Oberburg, der „Hermannsbau“ errichtet. Dieser besitzt klassische Wehrelemente wie eine Schild- und eine Ringmauer, einen Halsgraben und einen Bergfried, die bis heute gut erhalten sind. Wann die Oberburg entstand, ist strittig. So schreibt Dieter Vestner 1990, dass Hermann II., ab 1112 zweiter Markgraf von Baden, sich die Oberburg im Ufgau errichten ließ.<sup>51</sup> Die offizielle Internetseite der Burg gibt an, dass diese zwischen 1100 und 1190 gebaut und nach Hermann II. und seinem Nachfolger Hermann III. benannt wurde.<sup>52</sup> Darius Lenz wiederum berichtet in seinem Werk „Burgen in Baden-Württemberg“, dass Hohenbaden und die Burg Eberstein zwischen 1050 und 1150 errichtet wurden.<sup>53</sup> In jedem Falle ist dieser Teil der Burg der romanischen Epoche zuzuordnen.

Die Lage der Oberburg wurde strategisch sehr gut gewählt. Die Höhenburg liegt auf einem Sporn, von dem aus man die anliegenden Täler und den Rheingraben, bei klarer Sicht bis hin zu den Vogesen gut sehen kann. Jeder Feind, der sich vom Tal aus näherte, konnte früh erspäht werden. Auf diese Weise konnten Vorbereitungen zur Verteidigung getroffen werden. Der tiefe Halsgraben zur Bergseite hin, sorgte für Schutz vor Unterminierung. Da der Berg hinter dem Sporn von Hohenbaden ansteigt, weist die Burg eine Schildmauer auf, die zur einzigen Angriffsseite hin vor Angreifern schützen sollte.<sup>54</sup> Darüber hinaus sorgten die steilen Abhänge vor der Burg dafür, dass diese kaum einnehmbar war.<sup>55</sup>

Auch bei der Burg Hohenbaden als außerschulischem Lernort können diese Prinzipien realisiert werden. So können die Schülerinnen und Schüler durchaus in die Planung des Besuchs der Burg im Sinne von Klafkis Grundfähigkeit der Mitbestimmung und das Prinzip der Schülerorientierung einbezogen werden und mitbestimmen. Auch das individuelle – also selbstgesteuerte – Lernen kann realisiert werden, indem zum Beispiel die Schülerinnen und

---

<sup>50</sup> Ebd., S. 41.

<sup>51</sup> Dieter VESTNER: Baden. Karlsruhe-Durlach 1990, S. 36.

<sup>52</sup> [www.altes-schlosshoenbaden.de](http://www.altes-schlosshoenbaden.de) (03.06.2020); Dagmar ZIMDARS/Georg DEHIO: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Baden-Württemberg I. Die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe. München 1993, S. 53-54.

<sup>53</sup> LENZ (wie Anm. 11), S. 90.

<sup>54</sup> Ebd. S. 20.

<sup>55</sup> [https://burgenarchiv.de/burg\\_hohenbaden\\_in\\_baden-wuerttemberg](https://burgenarchiv.de/burg_hohenbaden_in_baden-wuerttemberg) (04.06.2020).

Schüler zunächst in begleiteten Gruppen die Burg erkunden und einfach ihre Entdeckungen und Eindrücke notieren, die später gemeinsam besprochen werden.

Baar und Schönknecht plädieren für einen Projektunterricht im Zusammenhang mit außerschulischen Lernorten, da dieser das „das Paradoxon von Nähe und Distanz schulischen Lernens, den (scheinbaren) Gegensatz von systematischem Unterricht und selbstgesteuerten und selbstverantwortetem Lernen“ thematisiert. Dabei wird zwischen „Geschichte repräsentierende Stätten“ und „Geschichte aufbewahrende Institutionen“ unterschieden. Baar und Schönknecht beklagen, dass es zwar viele methodische Anregungen zu außerschulischen Lernorten, aber keine einheitliche Lernortdidaktik gibt.<sup>56</sup> Pleitner definiert solche Orte als „Spuren der Vergangenheit außerhalb des Klassenzimmers, anhand deren Schülerinnen und Schüler historische Fragen stellen und nach Antworten suchen können.“<sup>57</sup>

Der Besuch außerschulischer Lernorte fördert also auch die historische Fragekompetenz nach Pandel. Mayer<sup>58</sup> und Sauer<sup>59</sup> unterscheiden außerdem zwischen „historischen Stätten“, zu denen Burgruinen (also auch die Burg Hohenbaden), Stadtmauern, Städte selbst oder Kirchen gehören und „Orten der Sammlung, Erforschung und Präsentation historischer Zeugnisse“, also Museen und Ausstellungen oder auch Archive. Pleitner definiert außerdem noch eine Unterkategorie, zu denen die Living History, Mittelaltermärkte oder auch virtuelle Orte am Computer zählen.<sup>60</sup> Die Erkundung der Burg Hohenbaden gehört nach Pleitner zu den Lokalerkundungen, bei denen „historische Orte im lokalen Umfeld der Schule aufgesucht werden.“ Diese dienen dem exemplarischen Lernen, „indem ,Orte, Ereignisse oder Strukturen vor Ort beispielhaft für allgemeine historische Abläufe erkundet werden“<sup>61</sup> oder „Lokalerkundungen thematisch eigenständig, beispielsweise in Form eines Projekttages, durchgeführt“<sup>62</sup> werden. Die Burg Hohenbaden eignet sich hervorragend, um allgemeine historische Abläufe an ihr abzulesen und zu erkennen (zum Beispiel den Wandel der Baustile, der Verfall der Burgen und der Vollzug vom Mittelalter zur Neuzeit).

Besonders wichtig ist die Anschaulichkeit der außerschulischen Lernorte. Dies zeigt sich bei der Burg Hohenbaden zum Beispiel im Vergleich der theoretischen Erarbeitung eines Angriffs auf eine Burg in Büchern und dem anschließenden „Praxisteil“. Zunächst einmal müssen die Kinder überhaupt den Berg hinaufwandern, auf dem sich die Burg befindet und im Spiel „Ausschau halten“, können sie dann nachvollziehen, wie schwierig der Angriff oder gar die Einnahme einer Spornburg im Allgemeinen und der Burg Hohenbaden im Speziellen war.

Außerdem können sie im weiteren Verlauf der Thematik und dem Erarbeiten des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit nachvollziehen, warum es für die Markgrafen nicht mehr sinnvoll war, sich auf der Burg aufzuhalten, sondern sie das bequeme Schloss gebaut und bezogen haben. Fotografien lassen sich direkt vor Ort digital mit Notizen versehen. Es sollte aber dabei darauf geachtet werden, dass keine Masse an willkürlichen Schnappschüssen entsteht und dabei

---

<sup>56</sup> LENZ (wie Anm. 11), S. 43, 109.

<sup>57</sup> Berit PLEITNER: Außerschulische historische Lernorte. In: Michel BARRICELLI / Martin LÜCKE (Hg.): Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Bd. 2. Schwalbach/Ts. 2012, S. 290-307.

<sup>58</sup> Ulrich MAYER: Historische Orte als Lernorte. In: Ulrich MAYER/Hans-Jürgen PANDEL/Gerhard SCHNEIDER (Hg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht. Schwalbach 2004, S. 389-407. Vgl. auch BAAR/SCHÖNKNECHT (wie Anm. 45).

<sup>59</sup> Michael SAUER: Medien im Geschichtsunterricht. In: BARRICELLI/LÜCKE (wie Anm. 57), S. 85-91.

<sup>60</sup> LENZ (wie Anm. 11), S. 109.

<sup>61</sup> Berit PLEITNER: Lokalerkundungen. In: Hilke GÜNTHER-ARNDT: Geschichtsmethodik. Handbuch für die Sekundarstufe I und II. Berlin 2007, S. 138-141.

<sup>62</sup> LENZ (wie Anm. 11), S. 112.

der Fokus auf den Lerngegenstand verloren geht. Die Lehrkraft sollte also diesen Prozess unbedingt begleiten und anleiten.

Zur Vorbereitung eignet sich auch die Landtafelkarte von Hans Caspar Knoder von 1559 (GLAK H Kuppenheim 11). Die Murg fließt zwischen Kuppenheim und Rauental in der Rheinebene. Am hinteren Rand ist der Schwarzwald mit den Schlössern Hohenbaden und Alteberstein abgebildet.



Abbildung 17 Landtafelkarte von Hans Caspar Knoder von 1559 (GLAK H Kuppenheim 11). Gemeinfrei [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a3/Hans\\_Caspar\\_Knoder\\_-\\_Landtafel\\_der\\_Gemarkung\\_Kuppenheim%2C\\_1559.jpg](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a3/Hans_Caspar_Knoder_-_Landtafel_der_Gemarkung_Kuppenheim%2C_1559.jpg) (19.01.2021).

### Fazit

Die Burg Hohenbaden hat in mehrfacher Hinsicht den Wandel zum Erinnerungsort vollzogen. Die Frage, ob man die Burg Hohenbaden als „deutschen Erinnerungsort“ werten kann, sollte dabei mit nein beantwortet werden, denn die Burg ist nicht nur dem Namen nach durch und durch badisch. Was auf und um diese Burg herum in der Geschichte geschah, ist auf die nähere Umgebung begrenzt. So weht denn auch die badische Flagge über dem Bergfried. Die Burg steht bis heute für die kleinstaatliche Tradition, die Baden so lange beherrschte.

Auch wenn Hohenbaden als Erinnerungsort wohl nie einen nationalen Status erreichen wird wie der Trifels, die Wartburg oder der Kyffhäuser, so trägt sie doch einen großen Teil zur badischen Identität bei. Die Burg hat sich zu einem dreifachen Erinnerungsort entwickelt. Seine erste Wandlung zum Erinnerungsort des Mittelalters vollzog sich während der Romantik, wobei sie zuerst noch einmal für das badische Machtzentrum stand und dann die Ästhetik in den Vordergrund rückte. Heute ist die Burg ebenfalls ein mittelalterlicher Erinnerungsort, jedoch spielen dabei die Funktion der Burg, das Leben auf der Burg, die Herrscher auf der Burg und damit verbunden die badische Identität die größte Rolle. Zuletzt hat die Burg sogar einen Wandel zum Erinnerungsort der Romantik vollzogen, wenn auch dieser Aspekt nicht so stark ausgeprägt ist und sich nicht nur auf die Burg selbst, sondern auf die Burg als Teil eines Komplexes bezieht. Zu diesem Komplex gehören die oben beschriebenen Felsenwege und auch die literarische Präsenz. Als außerschulischer Lernort für Grundschüler eignet sich die Burg Hohenbaden hervorragend.





# Kriegstrauben

## Zur Inhaftierung von Elsass-Lothringern in Deutschland während des Ersten Weltkriegs

von Paul Anthony

### Saat des Krieges

Im Oktober 1914 wurde der Vikar Stöhr von Sulz von den deutschen Behörden verhaftet. Wegen Hochverrats und antideutscher Gesinnung angeklagt, ließ man François Stöhrs<sup>1</sup> „Präzisionsturm, Projektionskameras, fotografische Objektive, Revolver, Ferngläser und 200 Flaschen Bordeaux- und Burgunderwein 1911“<sup>2</sup> beschlagnahmen. Der Besitz dieser Gegenstände war ein Beweis für die Intelligenz des Feindes. Der Geistliche wurde als Deutschfresser und Stockfranzose beschrieben. Am 13. Oktober 1914 wurde er in Neu-Breisach inhaftiert und kam in das Straßburger Gefängnis, bevor er in Niedersachsen interniert und somit ins Exil geschickt wurde. Er erlebte seine ersten Kriegsprobleme. Wie aber lässt sich das Vorhandensein des Weins in dem beschlagnahmten Anwesen des in Rappoltsweiler/Ribeauvillé Geborenen erklären? Wie ist es zu erklären, dass dieses Produkt in einem kriegerischen Klima als „hochstrategisches Produkt“<sup>3</sup> betrachtet wurde? Kann man die Kriege als „Akratopoten“ bezeichnen? Der Pfarrer von Grosskems/Kembs-Loechle fügte dieser Wein-Kriegs-Mischung noch hinzu, indem er seinen Kollegen als jemanden beschrieb, „der so lang und so dünn war, dass er in seiner Soutane wie ein Pfahl in einer Scheide aussah“.<sup>4</sup>

Wein offenbart auch die Intimität einer Zivilisation, zeigt einige ihrer Lebensstile, und enthüllt bestimmte soziale Verhaltensweisen. Es modelliert die Identität seiner Schöpfer. Um die Geschichte der Elsässer als Teil einer Weinzivilisation zu verstehen, ist es zweifelsohne gewinnbringend zu sehen, was der Krieg zur Aufdeckung dieser Weinzivilisation beiträgt. Wie lässt sich die Kriegserfahrung der Winzer und Weinhändler aus dem Elsass und Lothringen einordnen? Dazu haben wir unveröffentlichte Quellen für die beiden Weltkonflikte des 20. Jahrhunderts. Für den Ersten Weltkrieg erlaubt uns die Analyse von 2.015 Entschädigungsakten<sup>5</sup> von Elsass-Lothringern, die während des Ersten Weltkriegs inhaftiert,

---

<sup>1</sup> Zu Beginn des Krieges war François Stöhr (\*19.5.1879 in Rappoltsweiler) Vikar in Sulz. Inhaftiert in Neu-Breisach (13.10.1914 bis 27.11.1914), Straßburg (28.11.1914 bis 22.8.1915), Hildesheim (9.11.1915 bis 1.8.1916) wegen Hochverrats und antideutscher Demonstrationen. Er wurde auch in die gleiche Gemeinde in Niedersachsen verbannt (23.8.1915 bis 8.11.1915) und im Internierungslager Holzminden interniert (1.8.1916 bis 11.11.1918). Am 22. Mai 1920 wurde er mit der Verleihung der Kriegsmedaille und des Bronzenen Sterns für seine Pflichterfüllung und seine tiefe Verbundenheit mit Frankreich in den Orden des Regiments aufgenommen. Nach dem Ende des Konflikts wurde er Pfarrer von Schaffhausen am Niederrhein.

<sup>2</sup> Archives D'Alsace-Strasbourg (AAS), Fonds du Tribunal administratif d'Alsace et de Lorraine, 90 AL 3849, S. 33.

<sup>3</sup> Christophe LUCAND : Le vin et la guerre : comment les nazis ont fait main basse sur le vignoble français. Malakoff, Armand Colin, 2017, S. 7.

<sup>4</sup> Alphonse Kannengieser : Espion et traître. Souvenirs d'un proscrit. Paris : P.Lethielleux, 1919, S.125. Abt Alphonse Kannengieser (\*13.7.1855 in Bartenheim) erinnert auf den S. 133 f weiter an den Werdegang seines Kollegen während des Ersten Weltkriegs. „Akratopot“ vom griechischen „akratos“ (reiner Wein) und „potos“ für Getränk.

<sup>5</sup> Ich habe 2017, zu Beginn meines Studiums an der Universität Straßburg, begonnen, mich mit dem Thema der Geächteten in Elsass-Lothringen zu beschäftigen. Das Projekt wird seit 2016 von Ségolène Plyer und ihren Studenten geleitet. Es besteht darin, eine Datenbank von elsässisch-lothringischen Personen aufzubauen, die von den Deutschen während des Ersten Weltkriegs inhaftiert, interniert und unter Hausarrest gestellt wurden; um schließlich einen Teil dieser Informationen in Form einer Webseite online zu stellen und schließlich anderen Forschern zu dienen. Ich möchte mich bei den Studenten der Universität Straßburg für ihre Hilfe bei der Bearbeitung der

interniert und unter Hausarrest gestellt wurden, das Schicksal von mehreren Dutzend Männern und Frauen aufzuzeigen, die mit dem Weinhandel verbunden waren. Wenn der Aufbau dieser Akten auch stets dem gleichen roten Faden folgt, so zeigen ihre jeweiligen Eigenheiten doch, wie die Maßnahmen der kaiserlichen Verwaltung während des Krieges sich in sehr unterschiedlicher Weise auf die einzelnen Personen dieser Bevölkerungsgruppe auswirkten.

### **Unter den Flügeln des deutschen Adlers (1914-1918): Feinde des Reiches**

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wurden viele Menschen aus Elsass-Lothringen auf „schwarze Listen“ gesetzt, weil sie im Falle eines Konflikts mit Frankreich als ein Risiko für die Sicherheit des Reiches angesehen wurden. Die deutschen Behörden verdächtigten mehrere Winzer und Weinhändler im Reichsland. Die politische Situation im Reichsland Elsass-Lothringen<sup>6</sup> war ein „Thermometer der deutsch-französischen Beziehungen“.<sup>7</sup> Am 31. Juli 1914 erklärte Wilhelm II. den Zustand drohender Kriegsgefahr im gesamten Reich und damit auch in Elsass-Lothringen, d. h. die Funktionen, die bisher von der zivilen Verwaltung wahrgenommen worden waren, gingen auf die jeweiligen stellvertretenden Generalkommandos und damit auf das Militär über. Damit wurden den Bürgern viele Einschränkungen auferlegt. Das wurde gerade in Elsass-Lothringen als „Drangsalierung der Bevölkerung“ empfunden<sup>8</sup> und heizte die antideutschen Gefühle vieler Menschen in Elsass-Lothringen überhaupt erst an. Vor der Verkündung der drohenden Kriegsgefahr kann man nicht feststellen, dass eine nennenswerte Zahl von Elsass-Lothringern frankophile Gefühle hatte, sie waren schlichtweg Deutsche. Jetzt waren es insbesondere die politischen Agitatoren, Pazifisten und andere Elsass-Lothringens, die als Gefahr für das Reich wahrgenommen wurden und ins Visier dieser repressiven Maßnahmen gerieten.<sup>9</sup>

Der Zustand drohender Kriegsgefahr reaktivierte auch alte Gesetze, wie beispielsweise den Paragraphen 9b des Gesetzes vom 4. Juni 1851 über den Belagerungszustand, welcher es ermöglichte, Verdächtige wegen politischer Tatsachen oder Meinungen zu verurteilen. Aufgrund dieses Gesetzes befanden sich die Winzer Eugène Boehrer von Orschweiler/Orschwiler (47 Jahre)<sup>10</sup>, Charles Hessel von Epfig (16 Jahre)<sup>11</sup> und der Küfer

---

Entschädigungsakten der Proscrits d'Alsace-Lorraine bedanken. 2016: Mikaël Bermon, Louis Berrier, Frédéric Daudé, Théa Dietrich, Léa Flickinger, Mathieu Frison, Clément Heberlé, Romain Knobloch ; 2017 : Ilona Beyreuther, Cécile Bruyet, Fabio Da Re, Mathilde Delgrande, Élise Eberlin, Claire Enders, Nathan Ernst, Aylin Erten, Bernie Fischer, Coline Frey, Camille Geyer, Eulalie Giraud, Eloyse Greiner, William Groussard, Simon Haentzler, Aurélien Hary, William Haumesser, Benjamin Hebbel, Guillaume Heitz, Arthur Howiller, Anaïs Jeannin, Alexandre Jochimski, Matthias Joseph, Jonathan Munch (Masterstudent) ; 2018 : Lauriane Besel, Alexandre Berthier, Nathan Buffler, Léa Heid, Callaghan Genolhac, Hugo Schill et Lucie Tanguy.

<sup>6</sup> François ROTH : Alsace Lorraine, Histoire d'un « pays perdu », de 1870 à nos jours, Nancy, Éditions Place Stanislas, 2010.

<sup>7</sup> Mareike KÖNIG et alii : Rivalités et interdépendances (1870-1918). Villeneuve-d'Ascq, Presses Universitaires du Septentrion, 2018, S. 77. Zitat von Hans-Ulrich WEHLER: Krisenherde des Kaiserreichs (1871-1918). Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1979, S. 39.

<sup>8</sup> Jean-Noël GRANDHOMME et alii, Les Alsaciens-Lorrains dans la Grande guerre, Strasbourg, La Nuée Bleue, 2013, S. 262.

<sup>9</sup> Matthew STIBBE: Civilian Internment during the First World War. A European and Global History, 1914-1920, London, Palgrave Macmillan, 2019, S. 103.

<sup>10</sup> AAS, 90 AL 402. Namensakte von Eugène Boehrer (\*22.12.1869 in Orschweiler), Winzer wohnhaft in Orschweiler. Inhaftiert vom 20.5.1916 bis 23.9.1916 und vom 2.2.1916 bis 15.4.1916 in Straßburg.

<sup>11</sup> AAS, 90 AL 1741. Namensakte von Charles Hessel (\*29.4.1900 in Epfig), Winzer, wohnhaft in Epfig. Inhaftiert vom 29.12.1916 bis 2.2.1918 in Straßburg.

Albert Kapp aus Straßburg (39 Jahre)<sup>12</sup>, alle drei in der elsässischen Hauptstadt in Haft.<sup>13</sup> Außerdem erlitten die oberelsässischen Winzer Charles Obermeyer von Egisheim/Eguisheim (55 Jahre),<sup>14</sup> Jean-Baptiste Staub von Ammerschweier/Ammerschwihr (50 Jahre)<sup>15</sup> und Joseph Weibel von Walbach (43 Jahre)<sup>16</sup> das gleiche Schicksal, allerdings im Gefängnis in Colmar. Wir dürfen die Winzer, Küfer und Weinhändler Lothringens nicht vergessen und vernachlässigen, die 48,5 % unserer Stichprobe ausmachen. So sind auch die Familie Michel von Dahlain (49 und 35 Jahre),<sup>17</sup> die Familie Cornilleau von Vaux (erst 1915 im Zuge des Kriegs-Nationalismus in „Wals“ eingedeutscht) (54 und 23 Jahre)<sup>18</sup> und die Familie Dorelet von Bacourt (erst 1915 im Zuge des Kriegs-Nationalismus in „Badenhofen“ eingedeutscht) (53, 52 und 24 Jahre)<sup>19</sup> von dem Verbot betroffen.

Wie die nachfolgende Karte andeutet,<sup>20</sup> sehen wir, dass die von Inhaftierung, Internierung und Verbannung betroffenen Elsass-Lothringer im Grenzgebiet, d. h. an den Grenzen zwischen Frankreich und dem Reichsland Elsass-Lothringen und den großen Städten oder Festungen blieben. In den Städten Straßburg, Mülhausen, Metz und Colmar und entlang der Bahnlinien gab es viele Betroffene. Es gibt hierfür mehrere Gründe: Es handelte sich oft um strategische Orte, wo man Spionage,<sup>21</sup> Desertionsversuche und Aufwiegelung befürchtete; aber auch um Gebiete, in denen französische Offensiven einen leichteren Kontakt mit den Elsass-Lothringern ermöglichen. Der als Außenseiter eingestufte Camille François Michel wurde beschuldigt, „den französischen Truppen den Zugang zum Dorf erleichtert zu haben“.<sup>22</sup>

---

<sup>12</sup> AAS, 90 AL 2008. Namensakte von Albert Kapp (\*29.3.1876 in Straßburg), Küfer wohnhaft in Straßburg. Inhaftiert vom 22.1.1915 bis 22.3.1915 in Straßburg.

<sup>13</sup> Matthew STIBBE und *alii*, Ein Laboratorium des Ausnahmezustands. Schutzhaft während des Ersten Weltkriegs und in den Anfangsjahren der Weimarer Republik – Preußen und Bayern 1914 bis 1923. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2020, S. 535-537. Siehe auch Christian SCHUDNAGIES: Der Kriegs- oder Belagerungszustand im Deutschen Reich während des Ersten Weltkriegs, Frankfurt-am-Main, Peter Lang, 1994, S. 19-24.

<sup>14</sup> AAS, 90 AL 2942. Namensakte von Charles Obermeyer (\*26.11.1859 in Eguisheim), Winzer mit Wohnsitz in Eguisheim. Inhaftiert vom 28.8.1914 bis 3.9.1914 in Kolmar.

<sup>15</sup> AAS, 90 AL 3806. Namensakte von Jean-Baptiste Staub (\*28.5.1865 in Ammerschwihr), Winzer mit Wohnsitz in Ammerschwihr. Vom 26.9.1915 bis 27.3.1916 in Kolmar inhaftiert; vom 28.3.1916 bis 28.6.1917 in Frankenberg (Hessen) verbannt.

<sup>16</sup> AAS, 90 AL 4178. Namensakte von Joseph Weibel (\*4.4.1874 in Walbach), Winzer wohnhaft in Walbach. Inhaftiert vom 12.10.1917 bis 19.10.1917 in Kolmar.

<sup>17</sup> AAS 90 AL 2723 und 2729. Namensakten von Camille François Michel (\*15.11.1879 in Dalhain), Winzer wohnhaft in Dalhain und René Michel (\*9.11.1879 in Dalhain), Winzer wohnhaft in Dalhain/Dalheim. Inhaftiert vom 23.8.1914 bis 25.11.1915 in Zweibrücken bzw. vom 23.8.1914 bis 6.12.1915 in Zweibrücken.

<sup>18</sup> AAS, 90 AL 782 und 783. Namensakten von Marguerite Cornilleau (\*16.3.1892 in Wals) und ihrem Vater Prosper Cornilleau (\*1.4.1860 in Gorze), Winzer mit Wohnsitz in Vaux. Für erstere vom 28.9.1915 bis 15.10.1915 in Metz inhaftiert; für letztere vom 31.7.1914 bis 20.4.1916 in Ehrenbreitstein interniert, dann vom 21.4.1916 bis 20.5.1917 in Paderborn verbannt.

<sup>19</sup> AAS, 90 AL 942, 943 und 945. Namensakten von Delphine Dorelet (\*24.12.1864 in Frémery), Eugénie Dorelet (\*19.11.1893 in Bacourt) und Joseph Dorelet (\*27.2.1861 in Bacourt), Winzer wohnhaft in Bacourt. Inhaftiert jeweils vom 8.3.1916 bis 23.3.1916 in Mörchingen/Morhange; vom 19.2.1917 bis 5.3.1917 in Mörchingen; vom 5.8.1914 bis 11.11.1918 in Bitsch.

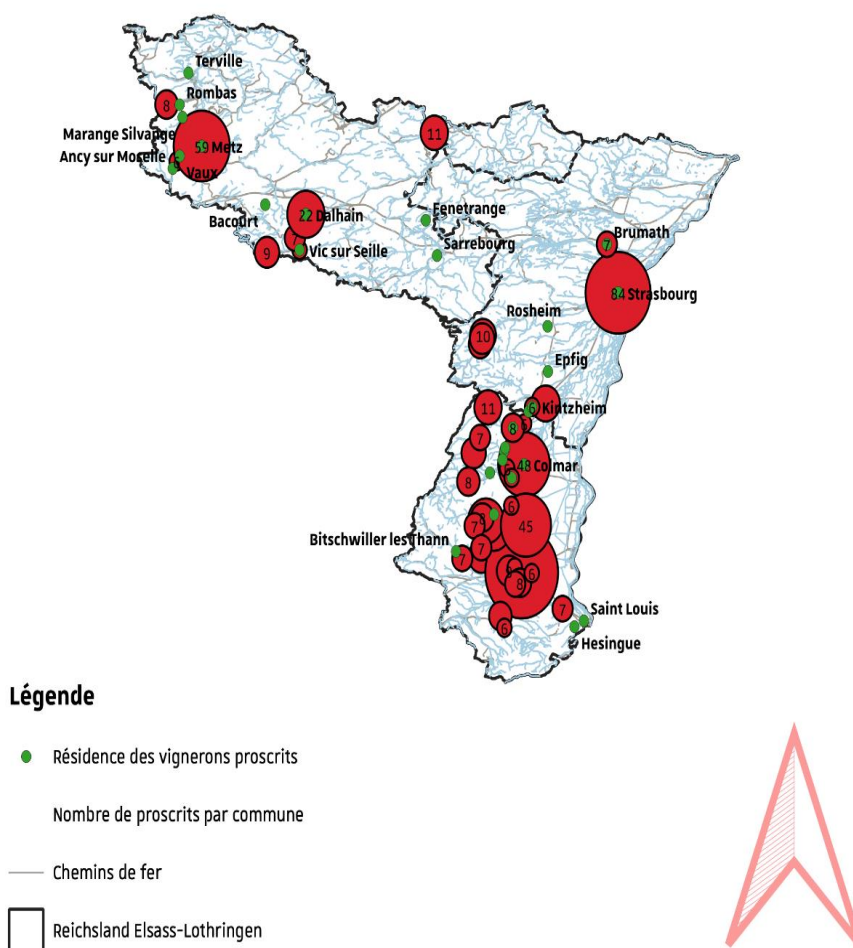
<sup>20</sup> Diese Karte wurde auf der Grundlage der Analyse von 2.015 Akten aus Elsass-Lothringen erstellt. Bei den rot dargestellten Gemeinden hat sich der Kartograph aus ergonomischen Gründen für die Darstellung der Gemeinden entschieden, die mindestens 6 Verbannte haben. Gleichzeitig finden wir (in grün) die Gemeinden, in denen elsässisch-lothringische Winzer vor Beginn des Großen Krieges und ihrer Verbannung ansässig waren.

<sup>21</sup> Régis LATOUCHE : Des espions partout! En Lorraine et en Alsace avant la Grande Guerre. Haroué, Gérard Louis Éditions, 2019, S. 194.

<sup>22</sup> AAS, 90 AL 2723. Namensakte von Camille François Michel (\*15.11.1879 in Dalhain).

Die deutschen Behörden beschuldigten die meisten von ihnen, antideutsche Äußerungen zu machen, frankophile Gefühle zu haben und ihre Deutschfeindlichkeit durch frankophile Vereine zu manifestieren. So gab es zum Beispiel Mitglieder der „Freunde der französischen Idee“, die das Etablissement von Félix Corne in Metz<sup>23</sup> besuchten und vor den deutschen Kriegsräten fliehen mussten. Ein Verein wie „Souvenir Français“ weckte und pflegte frankophile Sympathien in der Bevölkerung von Elsass-Lothringen, indem er die Denkmäler von Noisseville bei Metz (3./4. Oktober 1908) und Weissenburg (16./18. Oktober 1909) zu Ehren der im Krieg von 1870 gefallenen französischen Soldaten einweihte. Vielleicht ermutigte dieser Verein die Menschen in Elsass-Lothringen, ihre Bänder und Medaillen als Veteranen des Krieges von 1870 zu tragen, wie es bei dem Winzer aus Märingen, Adrien Million (66 Jahre

### Les vignerons Alsaciens-Lorrains dans la tourmente de la Grande Guerre



alt)<sup>24</sup>, der Fall war. Vom 1. August 1914 bis 8. September 1915 war er in der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz interniert.

<sup>23</sup> AAS, 90 AL 778. Namensakte von Félix Corne (\*6.10.1870 in Metz), Weinhändler in Metz. Verbannt vom 19.1.1915 bis 1.10.1917 in Saarbrücken.

<sup>24</sup> AAS, 90 AL 2740. Namensakte von Adrien Million (\*5.6.1848 in Märingen), Winzer wohnhaft in Märingen. Interniert vom 1.8.1914 bis 8.9.1915 in Ehrenbreitstein.

Andere hingegen mussten mit politischen Verhaftungen rechnen. Dies ist zum Beispiel der Fall von Constant Tempé,<sup>25</sup> der *der Hauptführer der klerikal-nationalistischen Partei im Wahlkreis Rappoltsweiler war, vertreten durch den Verräter Wetterlé. Er führte auch einen regen Briefwechsel mit anderen Elsässern, die verdächtig waren. Er muss daher als politisch unzuverlässig angesehen werden.*<sup>26</sup> Rappoltsweiler/Ribeauvillé war Teil des Einsatzgebietes. Mit der Ausweisung des Weinhändlers wurde, so die Sicht der Militärbehörden, eine Gefahr für die Sicherheit des Reiches abgewendet.

Zusammenfassend sehen wir, dass es unter den betroffenen Elsass-Lothringern drei Kategorien gab. Die erste wurde mit der Arbeiterklasse und der sozialistischen Welt in Verbindung gebracht, manchmal auch mit der Weigerung, sich an den Kriegsanstrengungen zu beteiligen. Arbeiter mit politischen Ansichten, die diesen nahe standen, wurden mit größerer Wahrscheinlichkeit inhaftiert, interniert und ins Exil geschickt als andere. Zweitens war Elsass-Lothringen unmittelbares Kampfgebiet. Insbesondere zu Beginn des Krieges fanden mit dem zweimaligen Vorstoß der Franzosen nach Mülhausen tief im elsässischen Gebiet Kämpfe statt. Auch wenn seit Herbst 1914 die Front sich in den Vogesen stabilisierte und nur einige Randbereiche im Oberelsass von der französischen Armee besetzt blieben, blieb die Front im Elsass doch stets so nahe wie nirgendwo im Westen des Reiches. Die Angst, dass die Elsass-Lothringer wegen der Nähe der Front beeinflusst würden, lastete auf den deutschen Behörden. Drittens: Frankophile und Katholiken waren von dem Verbot besonders betroffen. Die große Mehrheit der Elsässer war katholischen Glaubens (wie der eingangs erwähnte Vikar Stöhr). Nur eine Minderheit war protestantisch. Grundsätzlich nahmen die deutschen Behörden eher die Katholiken als überzeugte Frankophile wahr. Für diese Wahrnehmung spielte zweifellos ein Mann wie der frankophile Abbé Wetterlé eine wichtige Rolle, der, obwohl Reichstagsabgeordneter, bei Kriegsbeginn nach Frankreich geflohen war.

Wenn eine der drei Bedingungen zutraf, konnte man rasch als Außenseiter gelten. Die Widerspenstigen unter ihnen wurden in Lager gebracht, die in der deutschen Verwaltungssprache offiziell als „Gefangenenlager“ bezeichnet wurden.<sup>27</sup>

---

<sup>25</sup> AAS, 90 AL 3909. Namensakte von Constant Tempé (\*25.1.1861 in Rappoltsweiler), Weinhändler mit Wohnsitz in Rappoltsweiler. Inhaftiert vom 5.8.1914 bis 7.8.1914 in Neu-Breisach; vom 7.8.1914 bis 13.8.1914 in Straßburg; vom 14.8.1914 bis 24.10.1914 in Tübingen; Zwangsverbannung 25.10.1914 bis 12.6.1917 in Stuttgart; freie Verbannung 13.6.1917 bis 22.10.1918 in Würzburg.

<sup>26</sup> AAS, 90 AL 3909, op.cit., S.10.

<sup>27</sup> Annette BECKER : « Les populations emprisonnées ». In : La Première Guerre mondiale. Sociétés, Paris, Fayard, 2014, S.290. Man kann darüber diskutieren, inwieweit für diese Lager der Begriff „Konzentrationslager“ angebracht ist. Dieser war von dem spanischen General Valeriano Weyler y Nicolau erstmals 1896 in Kuba verwendet worden. Mit den Massendeportationen nach Südafrika (1900-1901) und Namibia (1904-1908) wurde der Begriff verallgemeinert. Er wurde vor der NS-Zeit sowohl in der stalinistischen Sowjetdiktatur als auch in demokratischen Staaten (z. B. der Weimarer Republik) verwendet, obwohl die sowjetischen Konzentrationslager (oft auch als „Gulag“ bezeichnet) mit ihren Millionen von Toten nichts mit dem zu tun hatten, was z. B. sozialdemokratische Minister der 1920er Jahre ganz arglos als Konzentrationslager in Deutschland bezeichneten. Mit Beginn der NS-Zeit änderte sich in Deutschland die Verwendung des Begriffs grundlegend. Er wurde nun auf jene verbrecherischen Lager eingeeignet, in denen Menschen unter schlimmsten Umständen entrechtet, gequält und schließlich massenhaft ermordet wurden. Die offizielle Abkürzung war stets „KL“ und nicht „KZ“, obwohl sich der Begriff „KZ“ schließlich allgemein verbreitete. Mit einem „KZ“ sind in der deutschen Sprache seitdem die Konzentrationslager der Nazi-Zeit gemeint, nicht irgendwelche früheren und späteren Lager in Deutschland. Während des Ersten Weltkriegs wurden in der französischen Verwaltungssprache Lager mit den Begriffen „dépôts“ oder „camp de prisonniers“ bezeichnet. Die Deutschen benutzten stattdessen die Ausdrücke „Kriegsgefangenenlager“ oder „Gefangenenlager“, gelegentlich auch „Internierungslager“, was für Zivilgefangene der korrektere Ausdruck wäre. Siehe auch Jean-Laurent VONAU: Hélène et Albert Schweitzer: des Alsaciens-Lorrains internés civils dans la tourmente de la Grande guerre. Bernardswiller, ID l'édition, 2019, S. 17 und Uta HINZ: Gefangen im Großen Krieg: Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914-1921. Essen, Klartext, 2006. Vgl. für ein vergleichbares englisches Lager des Ersten Weltkriegs das Camp Wakefield, wo die Verhältnisse für deutsche Zivilgefangene offenbar ähnlich waren

## Holz- oder Hell-Minden?

Die Gefängnisse von Mülhausen, Straßburg, Colmar und Metz waren während des Ersten Weltkriegs die Hauptinternierungsorte für Elsässer-Lothringer. Das Lager Holzminden in Niedersachsen war der fünfthäufigste Aufenthaltsort für Bewohner des Reichslandes Elsass-Lothringen. Hier waren mehr als 81 Proskribierte inhaftiert. Es war der erste Ort außerhalb des Reichslandes, der Zivilisten aufnahm, und er spielte eine wichtige Rolle bei der Verwaltung dieser vermeintlichen „Spione“ und anderer Frankophiler.

Joseph Hirtz, ein 62-jähriger Katholik, achtete auf die klimatischen Unbilden seiner Zwangsinternierung im Lager Holzminden. Die Briefe, die der Weinvertreter des Hauses Tempé de Rappoltsweiler an seine Familie schickte, waren echte Wetterberichte:

*Die Witterung ist nicht günstig hier, bis zum 22. [Juni 1916], hatten wir Nebel; Regen und kalt, so dass man Unterkleider müsste anziehen, es wurde auch geheizt in dem Zimmer, 2 Tag hatten wir warmes Wetter, aber jetzt haben wir wieder kühles Regenwetter [...].<sup>28</sup>*

Seine Erfahrungen erlaubten es ihm sogar, das Ergebnis der zukünftigen Ernte im Elsass anhand des Wetters an seinem Internierungsort vorherzusagen:

*Nach meiner Beobachtung hier, haben wir einen Rigorischen Sommer und trübes Spätjahr, zu erwarten, den hier herrscht jetzt Zeit der Sonnenwende der Westwind, wenn es bei euch auch so ist, habet ihr eine schlechte Ernte, und wenn das Wetter in Juni war wie hier, so ist bald geherbstet, denn das Wetter war ungünstig zu blühen der Reben. Machet nichts Verderbliches in das Paket und sendet so gleich als möglich, denn es geht sehr lang bis wir sie bekommen. [...] Hier geht zur Zeit die Sonne Abend ½ 10 Uhr unter, die Tage sind 1 Stunde länger als bei Euch. Im Winter sind sie so viel kürzer.<sup>29</sup>*

In der Tat war die Ernte 1916 schlecht und wurde als „eines der schlechtesten Ergebnisse des 20. Jahrhunderts“<sup>30</sup> beschrieben. Die anderen Weinbaujahre des Großen Krieges waren ähnlich, d. h. sie können nicht als spektakulär bezeichnet werden. In den Briefen von Hirtz finden wir, dass ihm das Heimatland fehlte, er hatte Heimweh, außerdem litt er an Ängsten und unter Stress. Das waren allgemein die größten Leiden, die ein Elsässer im Exil zu ertragen hatte. Außerdem waren die Haftbedingungen nicht optimal. Zivile Häftlinge lebten in Holzbaracken und waren somit nicht isoliert. Im Winter war es sehr kalt, im Sommer sehr heiß. Um sich besser auszurüsten zu können, baten die Elsass-Lothringer ihre Familien, ihnen Pakete mit Zucker, Taschentüchern und anderen Gegenständen wie Taschenmessern und Nadeln zu schicken.<sup>31</sup> Der Ort erhielt von den britischen Kriegsgefangenen, die Nachbarn des zivilen Gefangenenlagers waren, den Spitznamen Hell-minden.<sup>32</sup> Auf den ersten Blick sah das Lager wie die Hölle für die Zivilisten und insbesondere für die Elsässer aus, die als Verräter galten.

---

wie für die Insassen des Lagers Holzminden (Friedrich August WINTER: Lehr- und Wanderjahre eines Backnanger Kaufmanns. Tl. 2. In: Backnanger Jahrbuch 18 (2010), S. 9-44, hier insbesondere S. 24-33).

<sup>28</sup> AAS, 90 AL 1778, S. 7-12. Namensakte von Joseph Hirtz (\*30.7.1854 in Rappoltsweiler). Winzer und Vertreter des Weinhauses Tempé von Rappoltsweiler, wohnhaft in Häisingen/Hésingue. Vom 15.1.1916 bis 1.4.1916 in Mülhausen inhaftiert; anschließend vom 2.4.1916 bis 14.2.1917 in Holzminden in Niedersachsen interniert.

<sup>29</sup> AAS, 90 AL 1778, op.cit., S. 9-10.

<sup>30</sup> Claude MULLER : Chronique de la viticulture alsacienne au XX<sup>e</sup> siècle. La crise, Riquewihr, J.D. Reber, t.1., 1995, S. 106.

<sup>31</sup> 90 AL 1778, op.cit., S. 7 f. Namensakte von Joseph Hirtz (\*30.7.1854 in Rappoltsweiler). Winzer und Vertreter des Weinhauses Tempé von Rappoltsweiler, wohnhaft in Hésingue. Vom 15.1.1916 bis 1.4.1916 in Mülhausen inhaftiert; anschließend vom 2.4.1916 bis 14.2.1917 in Holzminden in Niedersachsen interniert. Briefe vom 1. Juni, Juli und August 1916, adressiert an seine Familie.

<sup>32</sup> Hugh George DURNFORD: The Tunnellers of Holzminden with a side-issue. Cambridge, University Press, 1920.

Das Lager kann jedoch als Raum für die Schaffung einer neuen Gemeinschaft gesehen werden. Wir finden dort Elsass-Lothringer, die aus sehr unterschiedlichen sozioökonomischen und geografischen Verhältnissen kamen, die sie vor ihrer Verbannung nicht zusammengebracht hatten. Außer ihrem gemeinsamen Beruf und ihrer gemeinsamen Konfession ist nicht bekannt, dass Joseph Hirtz - der vom 2. April 1916 bis zum 14. Februar 1917 im Lager interniert war - vor dem Krieg Albert Ehlinger - einen 36-jährigen katholischen Weinhändler, der in Bitschweiler/Bitschwiller wohnte und vom 1. April 1915 bis zum 15. November 1918 in Niedersachsen blieb - gekannt hat. Dasselbe gilt für die Hunderte von anderen Elsass-Lothringern, die im Lager oder in anderen deutschen Städten unter Arrest standen. Joseph Hirtz erinnert an den sonntäglichen Betrieb des Lagers:

*Hier ist immer Sonntag, man hört Musik den ganzen Tag, Sprechmaschinen, Fideln, Geigen, Harmonien, Piano, es sind 25 Wirtschaften, große und kleine in Holzbaracken, eine Tasse Kaffé kostet 5 Pfennig, Cacao 10 Pfennig, Bier 80 Pfennig den Liter, Obstwein auch 80 Pfennig, Trauben Wein 2 Mark den Liter. Wenn es helles Wetter ist scheint die Sonne bis 9 Uhr 15 abends. Um 10 Uhr ist es noch heiter, aber es ist eine Seltenheit. Gewöhnlich hellet es auf zum Sonnenuntergang.<sup>33</sup>*

Das Lager schien ein Ort der Geselligkeit wie jeder andere zu sein, wo man musizierte, tanzte  
*Postkarte: Verteilung von Suppe an zivile Häftlinge im Lager Holzminden (Niedersachsen), undatiert, Erster Weltkrieg, Sammlung Paul Anthony*



Wein trank. Wie wir sehen können, gab es keine Schwierigkeiten. Unter den Zeilen, die der Zensur entgangen sind, finden wir diese Momente der Kameradschaft zwischen den Internierten. Für die deutschen Behörden war es praktisch, einen Einblick in die Freiheiten zu geben, die den Elsass-Lothringern gewährt wurden. „Die kulturelle Identität einer bestimmten Gruppe kann nur durch das Studium ihrer Beziehungen zu benachbarten Gruppen verstanden werden.“<sup>34</sup>

Die Kontakte zwischen den verschiedenen Gruppen, die aus Lothringen, dem Unter- und Ober-Elsass und sogar aus anderen Ländern stammten, ermöglichten so die Bildung einer Lagergemeinschaft mit eigener Identität.

<sup>33</sup> AAS, 90 AL 1778, op.cit., S. 7 f. Brief vom 1.8.1916 an seine Familie.

<sup>34</sup> Denys CUCHE : La notion de culture en sciences sociales. Paris, La Découverte, 2010, S.8.



*Es sind auch 13 geistliche Herren hier in Gefangenschaft, die Kapelle ist gerade bei unserer Baracke, von 6 Uhr Morgen bis ½ 9 Uhr werden immer auf 2 Altären Messen gelesen, so dass ich gewöhnlich täglich 6 Heiligen Messen anhöre, Sonntags wenn das Wetter schön ist, ist das Hoch Amt im Treue. Sonntag der 21.Mai [1916] haben 753 Menschen dem Hoch Amt in freies Feld beigewohnt.*<sup>35</sup>

Unter den 13 Geistlichen befanden sich Alphonse Kannengieser und François Stoehr, die innerhalb des Lagers unter „strenger Bewachung“ standen.<sup>36</sup> Wir stellen auch fest, dass die Messen überfüllt waren, mehr als 750 Menschen besuchten die unter freiem Himmel stattfindenden Gottesdienste. Jede Gelegenheit war gut, um seinen Geist zu unterhalten und an etwas anderes zu denken als an das Datum seiner Rückkehr. Es gab also eine bedeutende soziale und geografische Mischung im Lager, die elsässisch-lothringischen Zivilhäftlinge mischten sich mit russischen, polnischen, italienischen und französischen Zivilisten. Das Paradoxe an der Vertreibung der Bevölkerung ist sowohl die Distanz zu ihren Familien und ihrem Gemeinschaftskreis, aber auch die Nähe zu all diesen Fremden, jeder mit einer anderen Kultur.<sup>37</sup> Die Internierten bildeten eine Gruppe, d. h. eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamen Interessen, die sich aber nicht unbedingt kannten.<sup>38</sup>

Die Elsass-Lothringer wollten so schnell wie möglich in ihr altes Leben zurückkehren, die Weinhändler versuchten, ihr Geschäft aus der Ferne weiterzuführen. Joseph Hirtz blieb in Kontakt mit seiner Frau und seinem Arbeitgeber Constant Tempé. Dieser schickte ihm aus seinem Stuttgarter Exil eine Postkarte, auf der stand, dass *der Wein von 1915 teuer ist: zwischen 90 und 120 Mark pro Hekto Rotwein*.<sup>39</sup> Der Wein wurde zu einem seltenen Getränk wegen der schlechten Wetterbedingungen, aber auch wegen des Mangels an Arbeitskräften; die Nachfrage



Fotografien: Gruppe elsässisch-lothringischer Exilanten in Würzburg und „À la victoire“, 1917, Joseph Gass<sup>40</sup>.

<sup>35</sup> AAS, 90 AL 1778, op.cit., S. 11 f. Brief vom 1.6.1916 an seine Familie.

<sup>36</sup> AAS, 90 AL 3849, op.cit., S. 16.

<sup>37</sup> Nicolas BEAUPRE et alii, « Introduction. Revisiter l’histoire des expériences du déplacement contraint au XIX<sup>e</sup> siècle », in Arrachés et déplacés. Réfugiés politiques, prisonniers de guerre, déportés (1789-1918), Clermont-Ferrand, Presses Universitaires Blaise Pascal, 2016, S.10.

<sup>38</sup> Gérard NOIRIEL : Introduction à la socio-histoire, Paris, Éditions La Découverte, Collection Repères, 2006, S. 7.

<sup>39</sup> AAS, 90 AL 1778, op.cit., p. 11 f. Brief vom 1.6.1916 an seine Familie. Gemeint ist Hektoliter.

<sup>40</sup> *Ibid*, S. 35 und 59. Oben von links nach rechts: Tempé, Legendre-Elviller, Burlen, Levy, Sommer-Gorze. Unten: Fräulein Marguerite Woehrlé, Woehrlé, Dr. Haehl, Dr. Hecker, Gass, Eichinger. Auf dem Foto rechts ist Tempé an seinem Schnauzbart zu erkennen, der als einziger den Fotografen anschaut.

sinkt nicht, der Preis steigt.<sup>41</sup> Im erzwungenen Exil in Würzburg wohnte Tempé im Hotel von Trauben. Er, im Herzen ein Kaufmann, führte er seine Geschäfte aus der Ferne weiter, während er die Verbindung zu seinen Gefährten im Unglück aufrecht erhielt:

*Er machte Geschäfte mit Privatpersonen. Nachdem er die erforderliche Genehmigung erhalten hatte, bot er der gesamten elsässischen Kolonie einen Ausflug auf die Vogelsburg bei Volkach an. Die Hänge des von der Vogelsburg gekrönten Hanges bringen einen hervorragenden Jahrgangsw Wein hervor. Alle waren glücklich, die Exilanten, weil sie einen guten Tag hatten, der Gastwirt, weil er ein gutes Geschäft gemacht hatte und Herr Tempé, weil er ihnen allen zu Diensten war.*<sup>42</sup>

Wir sehen, dass Elsass-Lothringern sich trafen und kennenlernten, ob sie im Gefängnis, in Internierungslagern oder in Zwangsaufenthalten waren. Während des Krieges entstanden neue Gemeinschaften, die bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges durch Vereine aufrechterhalten wurden, in denen Elsass-Lothringer zusammenkamen, die als Opfer des Deutschen Reiches anerkannt wurden.

### **Zeit für die Entschädigung**

*In sechs Wochen wird das Elsass wieder französisch sein, [mein Sohn] wird dann mit französischem Rotwein handeln!*<sup>43</sup>. Louis Zusatz hoffte auf die Rückkehr des Elsass an Frankreich, weshalb er sich in die Nachkriegszeit projizierte und die Chance sah, neue Wirtschaftsmärkte zu erobern. Der Präsident der Französischen Republik, Raymond Poincaré (1913-1920), sagte zu einem Elsässer: *diese Weine sind von der deutschen Reblaus befreit.*<sup>44</sup> Bedeutete dies, dass der Wein einen Geschmack des Sieges oder einen Geschmack der Niederlage hat? Galt Wein als Geschmack des Krieges durch Nationalismus?

Der Waffenstillstand vom 11. November 1918 markierte das Ende der Kampfhandlungen im Ersten Weltkrieg. Viele der Geächteten hielten sich jedoch noch mehrere Wochen in Deutschland auf. So blieb Albert Ehlinger bis zum 15. November 1918 in Holzminden,<sup>45</sup> Aimé Chamant, Weinhändler in Vic-sur-Seille, war bis zum 26. November 1918 in Westbade<sup>46</sup>; und der Weinhändler Luc Berna kehrte am 24. November 1918 aus Brandenburg an der Havel zurück und starb sechs Tage später in seinem Haus in Saint-Louis an einem Herzinfarkt, wo er

---

<sup>41</sup> Claude MULLER : Le vin et la Première Guerre mondiale : le paradoxe des temps de guerre. In : in La plume et la vigne : quatre-vingt-dix articles sur le vignoble d'Alsace (2009-2014). Riquewihr, Reber éditions, 2014, S. 185.

<sup>42</sup> Joseph GASS : Un proscrit de Würzburg : Louis Eichinger (1865-1933). Strasbourg, Le Roux, 1933, S. 31. « Il fit des affaires avec des particuliers. Ayant obtenu l'autorisation requise, il offrit à toute la colonie alsacienne une excursion à la *Vogelsburg* près de Volkach. Les flancs du coteau que couronne la *Vogelsburg* produisent un excellent cru. Tout le monde était content, les exilés d'avoir passé une bonne journée, l'aubergiste d'avoir fait une bonne affaire et M. Tempé d'avoir rendu service aux uns et aux autres ».

<sup>43</sup> Landesarchiv Baden-Württemberg Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK), Stellvertretendes Generalkommando, 456 F 9 413. Namensakte von Ludwig Zusatz (11.8.1866 in Gundolsheim). Sein Sohn Guillaume Zusatz wurde am 24.1.1893 in Harburg in Hannover geboren). Im Alter von 23 Jahren trat er in die französische Armee ein.

<sup>44</sup> Christophe LUCAND : Le pinard des poilus : une histoire du vin en France durant la Grande Guerre (1914-1918), Dijon, Éditions universitaires de Dijon, 2015, S.134. Das Zitat nach Ernest LAUT : Le vin de la revanche. Premières vendanges de l'Alsace redevenue française. Supplément illustré du Petit Journal, 14 septembre 1919, S.290.

<sup>45</sup> AAS, 90 AL 1015. Namensakte von Albert Ehlinger (\*28.6.1879 in Bitschweiler), einem Weingroßhändler mit Sitz in Bitschweiler. Interniert vom 1.4.1915 bis 15.11.1918 in Holzminden.

<sup>46</sup> AAS, 90 AL 659. Namensakte von Aimé Chamant (\*18.5.1846 in Donnelay), Weinhändler, wohnhaft in Vic-sur-Seille. Vom 2.8.1914 bis 2.12.1914 in Bitche und Straßburg inhaftiert; vom 3.12.1914 bis 26.11.1918 in Westbaden verbannt.

laut seiner Witwe *seinem Martyrium erlag*.<sup>47</sup> Die Menschen in Elsass-Lothringen litten physisch, psychisch und wirtschaftlich unter der Verbannung. So beklagte Prosper Cornilleau, ein Winzer aus Wals, den Verlust der Ernte und die komplette Wiederherstellung eines Hektars Reben, da seine Familie nicht in der Lage war, sich um die Reben zu kümmern, die er seit mehr als zwei Jahren nicht mehr betreuen konnte. Dazu kam das Leid seiner Familie, allen voran der Tod seiner Tochter Marguerite Cornilleau - 27 Jahre alt - am 18. Dezember 1919 nach ihrer schweren Erkrankung im Gefängnis von Metz im Herbst 1915. Ihr Vater selbst war *nicht in der Lage zu arbeiten oder feste Nahrung zu sich zu nehmen*.<sup>48</sup> Auch Joseph Hirtz starb am 2. Februar 1918. Andere schafften es trotz allem, dank der Bildung von Selbsthilfegruppen, durchzukommen.

Aus den während des Krieges entstandenen Gemeinschaften entstanden bereits 1917 Ideen für Vereine. Das Exil, das von den Elsass-Lothringern als Niederlage empfunden wurde, wurde am Ende des Krieges zu einem Sieg. Während des Besuchs des Präsidenten der französischen Republik in Straßburg am 9. Dezember 1918 wurde die *Association des Proscrits d'Alsace* von einigen namhaften Opfern der Verbannung durch das Deutsche Reich während des Ersten Weltkriegs gegründet. Die Wiedereingliederung Elsass-Lothringens in Frankreich war kein wirklicher Grund für den Ausbruch des Kriegs, aber sie wurde zu einem Vorwand für ihn. Damit musste die Bevölkerung als solche wieder integriert werden.<sup>49</sup> So handelte der französische Staat im Vertrag von Baden-Baden vom 15. November 1919 - im Anhang zu Artikel 62 des Versailler Vertrages - die Zahlung von 25 Millionen Francs aus für die von den Deutschen wegen *politischer Tatsachen oder Meinungen*<sup>50</sup> verurteilten Elsass-Lothringer. Die Augier-Kommission regelte die Verteilung der Entschädigung durch die *Association des Proscrits d'Alsace-Lorraine*. Die Kommission rühmte sich, eine *Triage*<sup>51</sup> vorgenommen zu haben, um den Prozess der Entschädigung zu beschleunigen.

Das Leiden der Internierten ergibt sich zudem aus antiken Bezügen, wo „der Diskurs des Bedauern [auch] in der Rede und Schrift der Ausgestoßenen einen wesentlichen Platz einnimmt“.<sup>52</sup> Das Ziel wart es, als „Ausgestoßener“ anerkannt zu werden, um finanziell und ehrenhaft entschädigt zu werden. Bei Entschädigungsfällen war stets darauf zu achten, Übertreibungen zu vermeiden, wenn es körperliche, wirtschaftliche und seelische Leiden gegeben hatte. All dies musste relativiert werden, insbesondere die von vielen erwähnte Gewalt, die zum Beispiel von Lager- und Gefängniswärtern ausgeübt worden war.

Die Elsässer warteten auf die Berechnung der Entschädigung. Der Winzer und Gastwirt von Colmar, Jérôme Lossaint, beklagte den Verlust seiner drei Ernten und machte sich einen Spaß daraus, die Kriegsverluste zu schätzen:

*Pour le vin, on suppose que la moyenne est de 35 hectolitres, soit environ 30-40 hl. Un hectolitre à 375 francs 35 x 375 = 12 125 francs en trois ans fait 3 x 12 125 = 36 375 Francs. Donc les dégâts*

<sup>47</sup> AAS, 90 AL 262. Namensakte von Luc Berna (\*22.10.1850 in Wintzenheim), Weinhändler mit Sitz in Saint-Louis. Inhaftiert vom 25.9.1914 bis 5.3.1915 in den Gefängnissen von Huningue, Freiburg im Breisgau, Kolmar, Leipzig; in Haft in Brandenburg an der Havel vom 6.3.1915 bis 24.11.1918.

<sup>48</sup> AAS, 90 AL 783. Namensakte von Prosper Cornilleau (\*1.4.1860 in Gorze).

<sup>49</sup> Joseph SCHMAUCH : Réintégrer les départements annexés : le gouvernement et les services d'Alsace-Lorraine (1914-1919), Éditions des Paraiges, Collection « Terre d'entre-deux », 2019.

<sup>50</sup> 121 AL 274. Vertrag von Baden-Baden (15.11.1919).

<sup>51</sup> Maurice BURRUS : *Livre d'Or des Proscrits d'Alsace*, Montreuil-sous-Bois, Imprimerie de la Seine, 1931, S. XIX. Brief von Maurice Burrus an Georges Clemenceau: „[...] Unsere Vereinigung, die bereits die enorme Arbeit des Sortierens geleistet hat, könnte diese Verteilung unter der Kontrolle eines Regierungsdelegierten übernehmen“.

<sup>52</sup> Sylvie APRILE : « Qu'il est dur à monter et à descendre l'escalier d'autrui ». L'exil des proscrits français sous le Second Empire », dans *Romantisme. De la représentation, histoire et littérature*, 2000, n°110, S.89-100. URL : [https://www.persee.fr/doc/roman\\_0048-8593\\_2000\\_num\\_30\\_110\\_956](https://www.persee.fr/doc/roman_0048-8593_2000_num_30_110_956). S. 90.

*causés aux pommes de terre et au vin en trois ans: 7 200 + 36 375 francs = 43 575 francs. Nous sommes là et attendons maintenant depuis longtemps cette indemnisation.*<sup>53</sup>

Jérôme Lossaint schätzte daher seine Verluste auf insgesamt 50.000 Francs. Er erhielt aber nur 138 Francs, was ihm sehr wenig erschien. Man kann die Verärgerung einiger verstehen, und die Bitten um zusätzliche Entschädigung, die an die Augier-Kommission und den Verein der Geächteten gerichtet wurden. Von unserer Stichprobe von 33 weinaffinen Elsass-Lothringern erhielten 15 weniger als die gewünschte Entschädigung auf der Grundlage einer Schätzung ihrer Verluste. 11 erhielten mehr, als sie beantragt hatten. Hinzu kommen sieben weitere Fälle, die keinen Kostenvoranschlag abgegeben hatten und sich dafür entschieden, das zu erhalten, was die Verteilerkommission ihnen gab.

Hinzu kamen Ehreenauszeichnungen wie die Medaille der französischen Treue, die Küfermeister Philippe Muller von Brumath im Januar 1926 erhielt,<sup>54</sup> vier Jahre nach ihrer Gründung durch die französische Regierung. Aber zu diesen Fragen der Entschädigung forderten diejenigen, die sich *Internés Civils*<sup>55</sup> nannten, um sich von den *Proscrits* zu unterscheiden, eine Entschädigung für die Internierung, die sie in Frankreich erlitten hatten, während sie Deutsche waren.<sup>56</sup>

### **Der Wein, der ein Kriegserlebnis offenbart?**

« [...] Un vigneron chantait courbé dans sa  
vigne

Un vigneron sans bouche au fond de l'horizon  
Un vigneron qui était lui-même la bouteille vivante  
Un vigneron qui sait ce qu'est la guerre [...] »<sup>57</sup>.

Wir haben gesehen, dass die elsässisch-lothringischen Winzer zwischen 1914-1918 unter der Herrschaft des Deutschen Reiches standen. Die Winzer wurden aus oft nicht zu rechtfertigenden Gründen inhaftiert, interniert und verbannt, sie wurden als Gefahr und Feinde des Reiches wahrgenommen. Das Exil wurde von ihnen als Niederlage empfunden, aber die antideutsche Stimmung, die sich in den deutschen Gefängnissen und Lagern breit machte, stärkte die Bindungen und die Bildung von Exilgemeinschaften. Letztere unterstützten sich in der Nachkriegszeit gegenseitig, um eine Entschädigung für das erlittene körperliche, seelische und wirtschaftliche Leid zu erhalten. Nicht nur Winzer wie Frédéric Hecker<sup>58</sup> versuchten, die Winzer zu mobilisieren und in Weinbauvereinen zu vereinen. Trotz dieses Anscheins des Wiederaufbaus verursachten diese Praktiken der Internierung auf beiden Seiten des Rheins nach diesen Kriegserlebnissen ein regelrechtes „elsässisch-lothringisches Unwohlsein“<sup>59</sup> in der Bevölkerung des Elsass und Lothringens. Diese Saat des Großen Krieges breitete sich auf den Zweiten Weltkrieg aus...

---

<sup>53</sup> AAS, 90 AL 2457. Namensakte von Jérôme Lossaint (\*18.1.1875 in Ammerschwyr), S. 10.

<sup>54</sup> BURRUS (wie Anm. 51), S. 183.

<sup>55</sup> Emile NUSSBAUM et alii, Bulletin des internés civils en France (1914-1918) de l'Association des Internés Civils, Mulhouse, H.Kreiss, n°1 bis n°32, Septembre 1927 bis Septembre 1935.

<sup>56</sup> Jean-Claude FARCY : Les camps de concentration français de la Première Guerre mondiale (1914-1920). Paris, Anthropos, 1995. Siehe auch VONAU (wie Anm. 27); und die Recherchen von Camille de MAIRIE : Prisonniers des libérateurs : les otages alsaciens-lorrains en France pendant la Grande guerre. Nancy, Éditions le Polémarque, 2014 ; - 1914-1918. Des Alsaciens-Lorrains otages en France. Strasbourg, Presses Universitaires de Strasbourg, 1998.

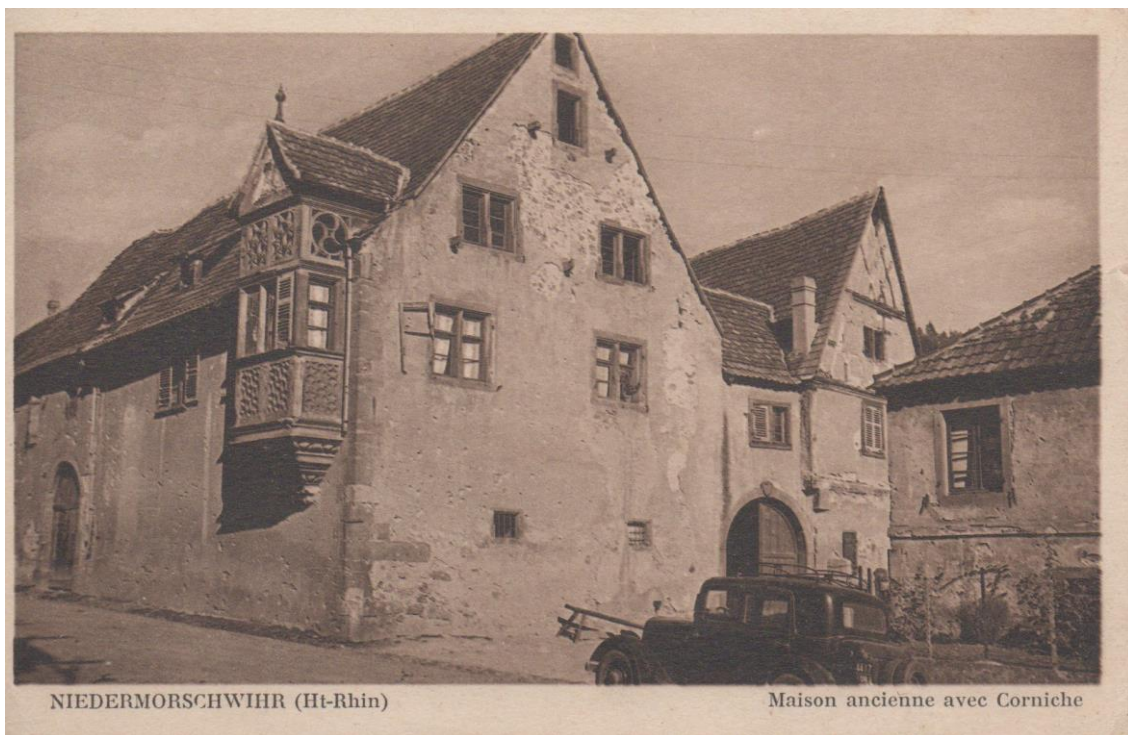
<sup>57</sup> Guillaume APOLLINAIRE : « Le vigneron champenois », dans Calligrammes. Poèmes de la paix et de la guerre (1913-1918), Paris, Gallimard, 1966, S. 176.

<sup>58</sup> AAS, 90 AL 1628. Namensakten von Frédéric et Mathilde Hecker. Siehe auch MULLER (wie Anm. 30), S.120.

<sup>59</sup> GRANDHOMME, (wie Anm. 8), S. 452.

Wie wir gesehen haben, haben „Krieg und Wein eine besondere Beziehung“.<sup>60</sup> Die schlechte Qualität des Weins ist mit Kriegen verbunden. Winzer werden bei diesen kriegerischen Ereignissen auf frischer Tat ertappt. Sie müssen eine bestimmte Menge an Wein bereitstellen, um die Armee und die Wünsche der Notabeln zu versorgen. Durch die Kriegserfahrungen der Winzer und Weinhändler in den Jahren 1914-1918, aber auch 1940-1945, sehen wir, dass der Wein die intimsten Aspekte der elsässischen und lothringischen Menschen offenbart. Denunziationen und Enteignungen wurden auf lokaler Ebene durchgeführt, wobei Unerwünschte manchmal in Konzentrationslager oder Zwangsaufenthalte gebracht wurden. Das Exil ist in gewisser Weise der Nährboden des Nationalismus, es schmiedet neue Gemeinschaften, aus denen neue Identitäten, d. h. Zugehörigkeitsgefühle entstehen.

Manche Menschen, die nach politischer und wirtschaftlicher Macht gieren, eignen sich diese Zugehörigkeitsgefühle manchmal an, indem sie den Namen eines anderen an dessen Stelle ausnutzen. Wenn wir in die Wohnungen und Hinterzimmer von Ladenbesitzern gehen, sehen wir den unter Wasser befindlichen Teil des Eisbergs, den unbekanntem Teil des Lebens der Menschen, die strengste Privatsphäre. Ein Gang durch die Keller ist wie eine Reise durch den Wein. Sobald die Inventur begann, zeigte sich die dünne Staubschicht, die die schlafenden Flaschen bedeckte, im Tageslicht. Winzer, Wein und Krieg vermischen sich durch verschiedene Szenarien zu ein und demselben Erlebnis. Der Nachfahre des geächteten Leonard Weinzorn<sup>61</sup>, Claude Weinzorn, sagt, dass „die Beziehung zwischen dem Winzer und seinem Land ein Krieg der Liebe ist“.<sup>62</sup>



Cf.: Postkarte: *Maison à oriel*, erworben von Léonard Weinzorn zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Sammlung Paul Anthony.

<sup>60</sup> Don KLADSTRUP et alii, *La guerre et le vin : comment les vignerons français ont sauvé leurs trésors des nazis*, Paris, Perrin, 2005, S. 215.

<sup>61</sup> AAS, 90 AL 4195. Namenakte von Léonard Weinzorn (\*20.8.1869 in Niedermorschwihr), Winzer mit Wohnsitz in Niedermorschwihr. Inhaftiert vom 25.10.1916 bis 22.11.1916 im Gefängnis von Kolmar.

<sup>62</sup> Claude MULLER : *L'or de Niedermorschwihr : les Weinzorn et le Sommerberg*. In : *Ex abrupto : cent articles sur le vignoble d'Alsace au tournant du millénaire* (1994-2005), Riquewihr, J.-D. Reber, 2006, S. 258.

# La maison Hugel

## et les foudres du national-socialisme 1939-1945

Pauline Wolf

« Les viticulteurs sont depuis longtemps convaincus que la guerre et le vin entretiennent des relations particulières. Par la grâce du Seigneur, le millésime est toujours mauvais quand la guerre éclate, et toujours excellent quand les combats prennent fin. »<sup>1</sup> Cet adage se vérifie au vu des millésimes produits pendant la Seconde Guerre mondiale puisqu'aucune bonne année n'est à noter entre 1939 et 1944.<sup>2</sup> La qualité médiocre des vins de cette période n'a d'égal que la tristesse de la famille Hugel lorsque l'Alsace est annexée *de facto* par l'Allemagne nationale-socialiste après l'armistice du 22 juin 1940.<sup>3</sup> Cette famille de vignerons, installée depuis 1637 à Riquewihr,<sup>4</sup> est à l'époque connue pour son attachement à la France, mais aussi pour son active participation à la mise en valeur de la viticulture alsacienne, ce qui fait d'elle l'une des plus grandes entreprises viticoles de la région. Reconnue pour la qualité de ses vins, la maison Hugel a traversé les siècles et c'est aujourd'hui au tour de la treizième génération de la diriger.

Il est difficile de s'intéresser à la viticulture alsacienne pendant la Seconde Guerre mondiale sans consulter des ouvrages faisant référence aux Hugel et à leur histoire. André Hugel (\*1929) ainsi que ses frères Georges (1922-2000) et Jean (1924-2009) ont eu à cœur de témoigner de ces événements. Le premier est ainsi l'auteur d'un certain nombre d'ouvrages à ce sujet.<sup>5</sup> Ces précieux témoignages sont des mines d'informations sur cette époque. Ils n'en restent pas moins subjectifs ce qui implique la nécessité de les recouper avec des sources archivistiques et de la littérature secondaire. C'est pourquoi l'entretien du 1<sup>er</sup> octobre 2020 avec Monsieur André Hugel et les documents que celui-ci a généreusement accepté de me montrer (correspondance, photographies) ne peuvent se suffire à eux-mêmes. Certains documents d'archives analysés ici ont été produits pendant la guerre par l'administration allemande, ou par Jean Hugel, alors directeur de l'entreprise. Il s'agit dans tous les cas de documents provenant d'une correspondance officielle de l'administration nationale-socialiste et du représentant de l'entreprise. Le dernier document obtenu aux archives départementales du Haut-Rhin provient du fond des renseignements généraux français. Daté d'après la guerre, il permet de donner un autre point de vue sur les Hugel que celui de l'administration nationale-socialiste, ou que celui des membres de la famille elle-même. Cette petite poignée de documents permet de tracer les grandes lignes des conditions d'évolution du domaine viticole durant la Seconde Guerre mondiale.

L'historiographie sur la question de la viticulture pendant la Seconde Guerre mondiale est assez récente. Christophe Lucand, remarque en ce sens que « l'histoire des mondes de la vigne et du vin est longtemps restée encombrée par d'innombrables récits caricaturaux et imaginaires. [...] La faible distanciation et le croisement souvent très insuffisant des sources ont conduit certains

---

<sup>1</sup> Don et Petie KLADSTRUP : La guerre et le vin. Comment les vignerons français ont sauvé leurs trésors des nazis, « Tempus », Paris, Perrin, 2005, p. 215.

<sup>2</sup> Claude MULLER : Chronique de la viticulture alsacienne au XX<sup>e</sup> siècle, T. 1, Riquewihr, Editions J.D. Reber, 1995, p. 219-233 ; T. 2, 2002.

<sup>3</sup> Pierre RIGOULOT : L'Alsace-Lorraine pendant la guerre 1939-1945, « Que sais-je ? », Paris, Presses Universitaires de France, 1997, p. 21.

<sup>4</sup> Jean-Pierre DE LA ROCQUE / Corinne TISSIER : « Hugel : précurseurs de père en fils ». Dans : Guerre & Paix dans le vignoble, les secrets des douze grandes dynasties du vin, Paris, Editions Solar, 2009, p. 128.

<sup>5</sup> André HUGEL : Ils sont arrivés à Riquewihr le 5 décembre 1944, Société d'archéologie de Riquewihr, Riquewihr, Editions J.D. Reber, 1994, Cet ouvrage n'est qu'un exemple de témoignage, André Hugel ayant de plus réalisé un réel travail de recherche sur les alsaciens incorporés de force dans l'armée allemande à partir de 1942.

auteurs à reproduire la ‘belle histoire’ tant attendue, celle d’un monde du vin fait d’audace et de bravoure face à la brutalité, au chantage, à l’injustice, et aux exactions. »<sup>6</sup> Si la famille Hugel n’a jamais mis en avant des actes de résistances face à l’administration nationale-socialiste, il n’en reste pas moins que l’enjeu de cette analyse est bien de dépasser les anecdotes en croisant sources et lectures secondaires.

Il s’agit alors de décrire la situation viticole en Alsace pendant l’annexion allemande en se basant sur le cas particulier du domaine Hugel et de constater ainsi l’influence de l’administration allemande sur la famille, et sur la viticulture alsacienne en général durant cette période.

Pour cela, nous commencerons d’abord par évoquer les trois niveaux d’identité de la famille Hugel : en surface l’identité nationale-socialiste, puis la francophilie cachée, et enfin l’identité alsacienne bien ancrée dans les mentalités. Dans un second temps, nous analyserons l’étendue du contrôle de l’administration nationale-socialiste sur la viticulture alsacienne, que ce soit au niveau de la production, ou de la vente du vin. Pour terminer, nous nous intéresserons aux vignes elles-mêmes, et aux vins produits pendant les années de guerre. Car comme le disait Jean Hugel fils, « le vin est dans le raisin. »<sup>7</sup>

### **La famille Hugel, trois identités qui contribuent à la réussite de l’entreprise.**

« A l’image de leur ‘Sainte Catherine’,<sup>8</sup> la dynastie Hugel affiche une résistance à toute épreuve. [...] Elle a survécu aux famines, à la peste, aux épidémies, aux batailles napoléoniennes comme à celle de 1870 et est sortie miraculeusement des guerres de 1914-1918 et de 1939-1945. Tantôt française, tantôt allemande, toujours debout : l’histoire de la famille se confond avec celle de l’Alsace. »<sup>9</sup> La frontière entre la France et l’Allemagne changeant au gré des traités politiques, les Alsaciens alternent les nationalités depuis 1648, date de signature des traités d’Osnabrück et de Munster. Emile Hugel (1869-1950), a ainsi changé de nationalité quatre fois au cours de sa vie<sup>10</sup>. Il s’agit, dans cette première partie, de s’intéresser aux différents niveaux de l’identité de la famille, et de voir comment ceux-ci ont contribué, ou non, au développement de l’entreprise familiale.

#### *Nationaux-socialistes par contrainte*

Bien que les Alsaciens gardent la nationalité française, l’annexion de la région par le Reich allemand du 7 août 1940 implique de nombreux changements dans la vie quotidienne. Du point de vue national-socialiste, l’annexion de l’Alsace permet de retrouver des territoires qui étaient allemands jusqu’au Traité de Versailles du 28 juin 1919. Les Alsaciens sont alors à ce titre considérés comme des « wiedergefundene Brüder ». <sup>11</sup> Comme la langue française n’est plus autorisée, le nom de l’entreprise, « Hugel et fils », est traduit en allemand « Hügel und Söhne ». Ce premier changement n’est en rien anodin et il est annonciateur de ceux qui vont suivre. « Il

---

<sup>6</sup> Christophe LUCAND : Le vin et la guerre. Comment les nazis ont fait main basse sur le vignoble français. Malakoff, Dunod, 2019, 334 p.

<sup>7</sup> Jean fils Hugel, dans Oriane NOUAIHAC : L’Alsace dans le sang, Hugel & Fils. Dans : « Vigneron », N. 12, 2013, p. 126-137, ici p. 134.

<sup>8</sup> Foudre (tonneau d’une capacité de 50 à 300 hectolitres) en chêne daté de 1715. En allemand, en particulier en allemand dialectale, « das Fuder » est une mesure de capacité. Le mot « Fuder » n’est plus utilisée en Allemagne et ce ne sont que des vigneron les plus âgés qui connaissent encore le mot.

<sup>9</sup> DE LA ROCQ/TISSIER (cf. annotation 4), p. 128.

<sup>10</sup> Ibidem, p. 131.

<sup>11</sup> Des frères retrouvés (toutes les traductions, sauf mention contraire, sont de l’auteur), « Nous avons l’avantage de ne pas être considérés comme en France occupée, mais comme ‘wiedergefundene Brüder’, Alsace, pays allemand recouvré », dans Jean HUGEL : Souvenirs de Jean Hugel. 1898-1980, mis en forme par André HUGEL. 2014, p. 134.

fallait obéir. Il n’y avait pas d’alternative »<sup>12</sup> déclare André Hugel. Dans sa lettre en réponse à l’ordre de fermeture de l’entreprise de 1943, Jean Hugel, son père, argumente en faveur de la poursuite de l’activité. Il met pour cela en avant la participation des membres de la famille aux activités rythmant la vie des Alsaciens sous l’influence nationale-socialiste. Jean Hugel, tout comme son frère André, alors à la tête de l’entreprise, sont membres de l’*Opferring*, et cotisent, de fait, à la *Nationalsozialistische Volkswohlfahrt*, l’équivalent du secours populaire. Ils font aussi partie de la *Nationalsozialistischer Reichskriegerbund* (association des anciens combattants), et de la *Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps* (une organisation paramilitaire qui s’est occupé des véhicules automobiles et de la circulation routière).<sup>13</sup> En 1942, Jean Hugel est également nommé chef de la *Landwacht*, organisation qui a pour mission de rechercher des prisonniers évadés ou des aviateurs Alliés.<sup>14</sup>



Classe de 1920 venant d’être mobilisées regroupée derrière un morceau du drapeau français, 1943. Les photographies de cet article : archives privées de Monsieur André Hugel.

Si la lettre de 1943 donne l’impression que ces participations sont volontaires, la lecture des autres sources montre qu’il n’en est rien. Pour garder son entreprise ouverte, Jean Hugel, selon ses propres mots, « [a] fait toutes les démarches possibles »,<sup>15</sup> y compris mettre en avant des événements auxquels la famille est contrainte. L’accueil de blessés pour différents séjours serait

<sup>12</sup> KLADSTRUP (cf. note 1), p. 55.

<sup>13</sup> « Von unseren Gesellschaften ist Herr Alfred Hugel Wehrführer der freiwilligen Feuerwehr hier, Mitglied des Opferrings, NSKK, NSV und des NSRKB [...] Herr Johann Hugel, der Unterzeichner dieses Schreibens, ist Mitglied des Opferrings, der NSV und des NSRKB. », dans, A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l’activité de l’entreprise, 8 juin 1943.

<sup>14</sup> « En 1942, j’ai été nommé chef de la ‘Landwacht’, qui avait pour mission de faire des patrouilles et la surveillance pour rechercher des prisonniers évadés ou des aviateurs alliés. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 134.

<sup>15</sup> Ibidem, p. 140 : « C’était une menace très grave et j’ai donc fait toutes les démarches possibles et intervenir toutes les connaissances et amis que nous pouvions avoir ».



ainsi organisé sur « [sa] propre initiative »<sup>16</sup>. Or à la lecture de ses mémoires, Jean Hugel mentionne le fait qu'il a d'abord refusé en 1942 d'accueillir des enfants du Bade, mais qu'en 1943, après un bombardement de Cologne, il y est contraint.<sup>17</sup> L'argument le plus poignant de cette lettre est celui de l'incorporation de ses deux fils aînés dans l'armée allemande. A cette occasion, Georges et Jean Hugel fils, reçoivent la nationalité allemande. Jean fils est envoyé en Italie du Nord dans une unité médicale, tandis que Georges combat sur le front russe après son incorporation en 1942.<sup>18</sup> « Malgré-nous » comme près de 100 000 autres Alsaciens<sup>19</sup>, les frères Hugel expliquent après la guerre ne pas avoir lutté contre cette incorporation pour éviter de causer des problèmes à leur famille. L'identité nationale-socialiste des membres de la famille Hugel est ainsi caractérisée par leur résignation et leur volonté de ne pas s'attirer les foudres de l'administration allemande.

### *Français par conviction*

S'il est évident que pour survivre à l'annexion de l'Alsace par le Reich allemand, les Hugel se construisent une identité nationale-socialiste de façade, leur attachement à la France n'est pour autant jamais oublié des autorités allemandes. En 1939, lors d'une cérémonie du 14 juillet, Emile Hugel, alors maire de Riquewihr, déclare : « Pour ceux d'entre vous qui n'aiment pas la France, le pont sur le Rhin est encore ouvert ! »<sup>20</sup> Cet évènement, rapporté aux autorités allemandes par la suite, est bien sûr en totale défaveur de la famille. Celle-ci atteint son paroxysme un jour seulement après l'annexion de l'Alsace par le Reich allemand. Le 8 août 1940, un dénommé Kautzsch, capitaine de police, rédige une lettre dans laquelle il dénonce la francophilie d'Emile Hugel, de son fils Jean et de sa belle-fille Emma. Ils seraient coupables d'avoir nommé les Allemands « Boches », parlé le français, ou encore insulté Hitler. L'orientation politique d'Emile Hugel avant l'annexion est aussi soulignée comme source de germanophobie. Il est en effet expliqué que lors du procès des autonomistes alsaciens, il aurait été en faveur de l'accusation, prenant parti contre Joseph Rossé, l'un des accusés.<sup>21</sup>

Rappelons que lors de ce procès, des membres du parti autonomiste sont jugés pour avoir tourné le dos à la République française, et soupçonnés de vouloir rattacher l'Alsace à l'Allemagne. Cette dénonciation est finalement classée sans suite, grâce, d'après Jean Hugel, à l'intervention de plusieurs personnes ayant pris leur défense.<sup>22</sup> Malgré tout, les sentiments francophiles de la famille ne sont jamais oubliés par l'administration allemande. La fermeture de l'entreprise ordonnée en 1943 peut trouver son origine dans ces considérations politiques, d'autant plus que peu de temps avant, Jean Hugel avait reçu une lettre de la *Kreisleitung* de Ribeauvillé lui intimant de s'inscrire dans une organisation du parti sous peine de sanctions. Lettre à laquelle il

---

<sup>16</sup> « Wir haben uns ferner verpflichtet, im Sommer 3 Verwundeten einen ‚Adolf Hitler Freiplatz‘ für je 14 Tage zu gewähren, dies unabhängig davon, dass ich selbst schon vorher, aus eigenem Antrieb, einen verwundeten Stalingradkämpfer aus Köln, [...] auf 8 Tage eingeladen habe », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>17</sup> « En 1943, après un bombardement de Cologne, je n'ai pas pu refuser et j'ai donc dû prendre une petite fille, Franziska, de Cologne. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 137-138.

<sup>18</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 125.

<sup>19</sup> DE LA ROCQE/TEISSIER (cf. annotation 4), p. 135.

<sup>20</sup> Ibidem, p. 134.

<sup>21</sup> « Während des elsässischen Komplottprozesses im Jahre 1928 trat er als Kandidat Poincarés gegen den damals im Gefängnis sitzenden, aber von seinen Anhängern wiederum aufgestellten Abgeordneten Joseph Rosse, auf. », dans A.D.H.R. 42J4/1 : Lettre de dénonciation qui présente Monsieur Emile Hugel comme un germanophobe, 8 août 1940.

<sup>22</sup> « Les témoins à charge [...] ont certainement parlé en notre faveur – et probablement aussi Klack, Ortsgruppenleiter et Knauss, Bauernführer. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 124-125.

n'avait pas donné suite.<sup>23</sup> Ce qui explique qu'il exacerbe la participation de la famille à la vie politique nationale-socialiste dans sa demande de réouverture de l'entreprise.<sup>24</sup> Malgré ces témoignages de sentiments nationaux-socialistes de façade, des actes de rébellion discrets peuvent être relevés. Sur une photographie datée de 1943, Armand Hanns, un employé de l'entreprise, conduit la calèche qui le conduit à la gare où il doit embarquer pour être incorporé à l'armée allemande. Sur la calèche est inscrit le sigle « RF », pour République Française.<sup>25</sup> Une autre photographie est encore plus explicite. Sur celle-ci, quatre soldats en uniforme allemand tiennent une pancarte portant l'inscription « Vive l'Alsace, on les aura » à laquelle s'ajoute la croix de Lorraine, symbole de la résistance.<sup>26</sup> Malgré tout, si les actes de rébellion commis dans l'intimité témoignent des sentiments francophiles, la résignation et la soumission aux autorités allemandes l'emportent dans la vie publique.



Armand Hanns, ouvrier dans l'entreprise, conduit la calèche (avec les inscriptions RF) qui l'emmène à la gare pour partir sur le front, 1943.

---

<sup>23</sup> Ibidem, p. 138-139 : « En 1943 j'ai eu une lettre de la Kreisleitung de Ribeauvillé [...] J'ai réfléchi longtemps, mais j'ai décidé finalement de ne donner aucune suite. ».

<sup>24</sup> « Herr Johann Hügel, der Unterzeichner dieses Schreibens, ist Mitglied des Opferrings, der NSV und des NSRKB. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hügel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>25</sup> Archives privées de Monsieur André Hügel, « Témoignages de la francophilie », Armand Hanns, ouvrier dans l'entreprise, conduit la calèche (avec les inscriptions RF) qui l'emmène à la gare pour partir sur le front, 1943.

<sup>26</sup> Archives privées de Monsieur André Hügel, « Témoignages de la francophilie », Soldats alsaciens mobilisés tenant une pancarte « Vive l'Alsace, on les aura † », date inconnue.

« Au risque de vous choquer Mademoiselle, je suis Alsacien avant d'être Français ! »<sup>27</sup> déclare aujourd'hui Monsieur André Hugel. La famille Hugel est installée à Riquewihr depuis des générations. Hans Ulrich Hugel est officiellement reçu bourgeois de la ville en 1639 et prend ensuite la tête de la Corporation des vigneron.<sup>28</sup> Trois siècles plus tard, ses descendants jouent toujours un rôle important dans la vie de la commune. Emile Hugel, tout comme son fils Jean, ont été élus maire de Riquewihr. Le premier pendant 14 ans avant la Seconde Guerre mondiale<sup>29</sup> (il s'est bien évidemment tenu à l'écart de la politique durant cette période)<sup>30</sup> et Jean Hugel après 1945 comme le précise une lettre de candidature à la Légion d'Honneur.<sup>31</sup> Cette dernière souligne aussi le fait que « M. Hugel jouit dans sa commune d'une excellente réputation. »<sup>32</sup>, un élément déjà souligné en 1943 dans le brouillon d'une lettre rédigé par le commissaire régional de Ribeauvillé.<sup>33</sup>

A l'international, c'est pour la qualité de ses millésimes que la famille est reconnue. Sur le site internet de la prestigieuse association *Primum Familiae Vini*, la famille Hugel est décrite comme « [faisant tout son possible] depuis douze générations en ligne directe pour réanimer la réputation dont le vin d'Alsace bénéficiait au XVIème siècle. »<sup>34</sup> Dans sa lettre de 1943, Jean Hugel met en avant le rôle joué par son père Emile dans l'évolution du vignoble alsacien vers la qualité.<sup>35</sup> Si Emile Hugel est aujourd'hui reconnu pour le rôle qu'il a joué dans la lutte contre la chaptalisation systématique,<sup>36</sup> c'est sur un autre de ses combats que nous nous attarderons. A la fin du XIXème siècle arrive en France un insecte en provenance des Etats-Unis, le *Phylloxera Vastatrix*. Celui-ci prend rapidement ses quartiers dans le vignoble français. Commencent alors pour le combattre, des campagnes de désinfection du sol des parcelles contaminées. L'avenir du vignoble alsacien se trouve alors dans les hybrides, des croisements des cépages

---

<sup>27</sup> Entretien avec Monsieur André Hugel du 1<sup>er</sup> octobre 2020.

<sup>28</sup> NOUAILHAC (cf. annotation 7), p. 130.

<sup>29</sup> « Bürgermeister seiner Heimatstadt während 14 Jahren hat er deren Interessen in der ganzen Zeit [...]. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>30</sup> « Die politische Vergangenheit des früheren Inhabers Emil Hügel, welche Wahrscheinlich die Schliessung bedingt hat, muss ausser Betracht gelassen werden, da der selbe seit 1937 nicht mehr am Geschäft beteiligt ist und seit dem Einzug der Deutschen Wehrmacht sich loyal verhält und politisch sich nicht betätigt. », dans A.D.H.R. AL/952 : Avis concernant la fermeture de l'entreprise viticole Hugel et Fils, 9 juin 1943.

<sup>31</sup> « La population locale lui a confié en Septembre 1945 le poste de Maire qu'il a occupé jusqu'en 1953. », dans A.D.H.R. 2131W/9 : Demande pour que Monsieur Jean Hugel soit décoré de la Légion d'honneur, 10 février 1966.

<sup>32</sup> Ibidem : A.D.H.R. 2131W/9 : Demande pour que Monsieur Jean Hugel soit décoré de la Légion d'honneur, 10 février 1966.

<sup>33</sup> « Die Stilllegung der Firma Hügel würde von der recht denkenden Bevölkerung, welche für solche Dinge ein feines Gefühl hat, als ungerecht empfunden werden. », dans A.D.H.R. AL/952 : Brouillon de la lettre du commissaire régional de Ribeauvillé, 11 juin 1943.

<sup>34</sup> « For 12 generations in direct line, the Hugel family has striven to revive the reputation Alsace wine enjoyed in the 16th century. » <http://www.pfv.org/en/#/en/members/famille-hugel>

<sup>35</sup> « Er war einer der Pioniere des elsässischen Weins, der jahrzehntelang an erster Stelle in Wort und Schrift für die Interessen des heimatlichen Rebbaus gekämpft hat, und richtunggebend war für die Umstellung auf Qualitätserzeugung in den schicksalsschweren Jahren nach 1918, die für das Weiterbestehen des Weinbaus im Elsass entscheidend waren. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>36</sup> Claude MULLER : *Alsace, une civilisation de la vigne. Du VIII<sup>e</sup> siècle à nos jours*, Nancy, Editions Place Stanislas, 2010, p. 270-271.

locaux avec des espèces américaines.<sup>37</sup> C'est contre ces hybrides, produisant des vins de moins bonne qualité et au goût dénaturé<sup>38</sup> que se battent Emile Hugel et Pierre Grenier, vigneron à Mittelwihr, après la Première Guerre mondiale. Le combat est rude car les hybrides, en plus d'avoir l'avantage de résister au phylloxera, permettent d'obtenir un plus grand rendement alors que leur traitement est plus aisé que celui des cépages classiques.<sup>39</sup> Bien qu'en 1925, l'assemblée générale de l'association des viticulteurs d'Alsace vote à la majorité (obtenue d'une voix seulement) le retour aux cépages classiques, les hybrides représentent en 1942 encore 33% du vignoble alsacien.<sup>40</sup> De façon assez ironique, ce sont finalement les autorités nationales-socialistes, tant détestées par Emile Hugel, qui, en ordonnant aux membres des Jeunesses Hitlériennes d'arracher les cèpes hybrides, permettent de mettre fin au combat pour la qualité. Cet événement témoigne de l'influence de l'administration nationale-socialiste sur le vignoble alsacien.

### **Le contrôle de l'administration nationale-socialiste sur le vignoble alsacien.**

L'Alsace, comme la Moselle, se trouve pendant la Seconde Guerre mondiale dans une situation contradictoire. Si « pour les autorités françaises le régime spécial institué en Alsace-Lorraine depuis l'armistice [de 1940] n'a aucune valeur juridique et, [si], au regard du droit international et du droit national, l'Alsace-Lorraine n'a jamais cessé de faire partie du territoire français »,<sup>41</sup> pour les autorités nationales-socialistes, elle est, de fait, intégrée au Reich. L'Alsace est regroupée avec le Pays de Bade pour former le *Gau Oberrhein* le 18 octobre 1940, dirigé par le *Gauleiter* Wagner.<sup>42</sup> Les protestations du gouvernement de Vichy contre cette annexion n'ont aucun effet et l'Alsace est donc, de fait, sous domination allemande jusqu'à la fin de la Seconde Guerre mondiale.<sup>43</sup>

#### *Le contrôle de l'économie et du commerce alsacien.*

Dès l'annexion de fait de la région par le III<sup>ème</sup> Reich, la question se pose d'adapter l'économie alsacienne à l'économie allemande, à commencer par le taux de change valable entre le franc et le mark. Dans son autobiographie, Jean Hugel note que l'échange se fait à partir du 4 octobre 1940<sup>44</sup> au « taux de 5 centimes contres 1 mark, ce qui [est] dérisoire par rapport à la valeur réelle (pouvoir d'achat) des deux monnaies ». <sup>45</sup> Ce taux, extrêmement préjudiciable aux Alsaciens, permet alors la prise de contrôle de l'économie par les Allemands à partir du 1<sup>er</sup> mai 1941, date à laquelle le franc est interdit en Alsace.<sup>46</sup> Pour une entreprise se pose ensuite la question du prix vente. Ce dernier est fixé par une commission. Le prix des vins courants est déterminé selon leur provenance : moins élevé dans le Bas-Rhin que dans le Haut-Rhin. Il est également possible d'obtenir une *Qualitätszuschlag* (supplément pour qualité) auprès d'une

---

<sup>37</sup> Pierre SELTZ : Le vin d'Alsace a-t-il un avenir ?, Strasbourg, Editions du Quotidien, 2014, p. 359-366.

<sup>38</sup> Ibidem, p. 404.

<sup>39</sup> Ibidem, p. 367.

<sup>40</sup> Ibidem, p. 401.

<sup>41</sup> LUCAND (cf. annotation 6), p. 141.

<sup>42</sup> RIGOULOT (cf. annotation 3), p. 24-26.

<sup>43</sup> Ibidem, p.31.

<sup>44</sup> LUCAND (cf. annotation 6), p. 82.

<sup>45</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 127.

<sup>46</sup> RIGOULOT (cf. annotation 3), p. 42.

commission de dégustation qui se trouve à la station de recherche de Colmar.<sup>47</sup> Depuis 1940, Jean Hugel est membre de la commission qui fixe le prix des vins.<sup>48</sup> Il l'évoque dans la lettre de 1943 déjà citée précédemment.<sup>49</sup> Les viticulteurs qui n'appliquent pas les tarifs réglementés encourent des sanctions financières.<sup>50</sup> Jean Hugel ajoute dans son autobiographie que les salaires aussi sont fixés par l'administration.<sup>51</sup> Après les questions de la monnaie, et celle du prix de vente, vient celle des clients. Si les vins Hugel se vendaient avant la Seconde Guerre mondiale à l'international, notamment en Grande-Bretagne, il leur est désormais interdit de commercer avec d'autres acheteurs que ceux indiqués par l'administration.<sup>52</sup> Ils ne sont autorisés à vendre qu'une petite partie de leur production « à leurs amis et aux restaurants locaux, toute leur production [doit] être mise à la disposition de l'armée de terre, de la marine ou des dignitaires du Reich. »<sup>53</sup> En conséquence de quoi, les aubergistes et restaurateurs alsaciens, qui doivent utiliser des tickets de rationnement, ont du mal à se procurer du vin.<sup>54</sup> Jean Hugel écrit à ce sujet : « le vin par exemple [est] réservé uniquement au pays de Bade et deux négociants en vin, Huber à Freiburg et Kärcher à Karlsruhe [sont] chargés d'acheter tous les vins d'Alsace qu'ils [peuvent] trouver pour les répartir entre les négociants allemands ». <sup>55</sup> Nous savons aussi grâce à la lettre de 1943, que les vins du domaine Hugel sont reconnus en Allemagne pour leur qualité, ce qui explique que parmi leur portefeuille de clients se trouve l'administration étrangère à Berlin, de même que l'ambassadeur japonais en Allemagne.<sup>56</sup>

*La réquisition du vin d'Alsace : un « vol organisé légalement ».*<sup>57</sup>

« Les Allemands ne volaient pas, ils n'en avaient pas besoin »<sup>58</sup>, déclare avec ironie Monsieur André Hugel quand on l'interroge sur une possible spoliation de vins. Son père, dans son autobiographie, explique ainsi que bien des Alsaciens considèrent pendant la guerre que les Allemands sont corrects puisqu'ils paient, sans se rendre compte « qu'ils [sont] volés. »<sup>59</sup> Plusieurs éléments participent à ce que Christophe Lucand nomme le « pillage [...] converti en apparentes

---

<sup>47</sup> « Pour les vins supérieurs, on pouvait obtenir un 'Qualitätszuschlag' (supplément pour qualité) auprès d'une commission de dégustation qui siégeait à la Versuchsstation de Colmar (Station de recherches), où ils étaient dégustés. », dans HUGEL Jean, *op. cit.*, p. 128.

<sup>48</sup> Entretien avec Monsieur André Hugel du 1<sup>er</sup> octobre 2020.

<sup>49</sup> « Der Unterzeichnete [war] seit 1940 stets Mitglied der Prüfungskommission zur Bewertung von Qualitätweinen. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>50</sup> On trouve dans les archives de l'administration civile générale un certain nombre de rapports concernant des viticulteurs qui auraient vendus leurs vins à des tarifs plus élevés que ceux fixés par la commission. A.D.H.R. AL/952-

<sup>51</sup> « nous devons payer l'ouvrier dès son départ de l'affaire, alors qu'auparavant le trajet jusqu'à la vigne n'était pas compris, ce qui obligeait les ouvriers à partir de l'affaire, suivant les distances, à 12h45 par exemple pour pouvoir commencer le travail à la vigne, théoriquement du mois à 13h. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 129.

<sup>52</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 55-56.

<sup>53</sup> Ibidem, p. 125.

<sup>54</sup> MULLER (cf. annotation 2), p. 225.

<sup>55</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 128.

<sup>56</sup> « [Für die Qualität] zeugen auch die Namen unserer Kunden, unter welchen wir nur das Auswärtige Amt in Berlin, sowie Seine Excellenz, den Herrn Oshima, Japanischen Botschafter in Berlin anführen möchten. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>57</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 127.

<sup>58</sup> Entretien avec Monsieur André Hugel du 1<sup>er</sup> octobre 2020.

<sup>59</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), 127.

transactions légales », <sup>60</sup> ou, pour Jean Hugel, « le vol organisé légalement. » <sup>61</sup> Le premier élément, déjà évoqué précédemment, est le taux de change particulièrement défavorable aux Alsaciens. Cela permet aux Allemands d'acheter le vin d'Alsace en grande quantité et à des prix dérisoires. <sup>62</sup> Le deuxième élément, et pas des moindres, est celui « des sommes colossales dues par la France à l'Allemagne dans le cadre du tribut d'occupation, sans cesse réévalué, versé au vainqueur. » <sup>63</sup> Le montant total des sommes versées par le gouvernement de Vichy pendant la période d'Occupation s'élève ainsi à 31 593 300 000 de reichsmarks, <sup>64</sup> ce qui permet largement aux autorités allemandes d'acheter en toute légalité les vins prélevés et explique donc le peu de pillages en tant que tels commis par l'armée allemande. Reste maintenant à expliquer l'intérêt des administrations nationales-socialistes pour le vin français.

Don et Petie Kladstrup citent dans leur ouvrage *La guerre et le vin* un des nombreux discours d'Hitler dans lequel il déclare : « Les vrais profiteurs de cette guerre, c'est nous et nous en sortirons bouffit de graisse ! Nous ne rendrons rien. Nous prendrons tout ce qui nous plaît. » <sup>65</sup> Si les historiens s'accordent à dire que l'attrait d'Hitler pour le vin n'est pas très développé, celui d'un certain nombre de ses dignitaires l'est au contraire bien plus. Goebbels et Goering possèdent par exemple tous deux des caves à vins composées de nombreux millésimes français. <sup>66</sup> Nous avons également déjà cité plus haut les clients prestigieux de la maison Hugel pendant la Seconde Guerre mondiale. Au-delà d'un intérêt personnel, le vin doit être bénéficiaire au Reich allemand. En plus des négociants allemands qui achètent une partie de leur production à la famille Hugel, l'entreprise a d'autres clients importants : les organisations militaires. <sup>67</sup> Pour ne pas subir les foudres de l'administration nationale-socialiste, les Hugel n'ont pas d'autres choix que de se soumettre à leurs demandes. <sup>68</sup>

Cependant des formes de rébellion subtiles et discrètes sont tout de même à relever. Il leur arrive parfois par exemple de retarder intentionnellement les livraisons, ou encore de profiter de ces commandes pour se débarrasser de vins de qualité moins bonne comme ceux de 1939, <sup>69</sup> qu'Emile Hugel juge « d'une qualité épouvantable. » <sup>70</sup> Cependant, lors de commandes officielles importantes, il n'est pas question de se mettre en danger en proposant des vins de piètre qualité. <sup>71</sup> L'intérêt pour le vin est d'autant plus important en temps de guerre, où il est considéré comme la boisson la plus réconfortante pour les soldats. Déjà lors de la Première Guerre mondiale, et ce dans le camp français comme dans le camp allemand, « l'usage du vin est reconnu

---

<sup>60</sup> LUCAND (cf. annotation 6), p. 81.

<sup>61</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 127.

<sup>62</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 56.

<sup>63</sup> LUCAND (cf. annotation 6), p. 80.

<sup>64</sup> Ibidem, p. 81.

<sup>65</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 48.

<sup>66</sup> Ibidem, p. 58-59.

<sup>67</sup> « Très souvent, c'était des organismes militaires qui venaient acheter. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 128.

<sup>68</sup> « Zum Schluss möchten wir noch darauf hinweisen, dass wir mit der hiesigen Ortsgruppe des NSDAP immer bereitwilligst zusammengearbeitet haben und stets, wenn Ansprüche an uns gestellt wurden, nach bestem Können zu deren Erfüllung beigetragen haben. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>69</sup> « Je lui ai vendu [au négociant Jacob] entre autres un Sylvaner 1939 qui avait déposé des cristaux de tartre en énorme quantité dans les bouteilles. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 128-129.

<sup>70</sup> MULLER (cf. annotation 2), p. 219.

<sup>71</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 106.

pour entretenir les forces du combattant et son moral ; il exalte la bonne humeur, la ténacité et le courage. »<sup>72</sup> En ce sens, les entreprises viticoles, comme tant d'autres, participent à l'effort de guerre.

*Des entreprises viticoles subordonnées au principe de « guerre totale ».*

« La guerre totale exige l'engagement de toutes les forces disponibles de la Nation pour un seul but, remporter la fin de la guerre le plus rapidement possible. »<sup>73</sup> C'est par cet argument que l'administration civile d'Alsace justifie l'ordre de fermeture à l'encontre de l'entreprise Hugel le 11 mai 1943. Si le refus de Jean Hugel et de son père de s'inscrire au parti national-socialiste a certainement eu une influence sur cette décision, il n'en reste pas moins que les entreprises viticoles d'Alsace, tout comme les autres entreprises, doivent soutenir l'effort de guerre du Reich. « L'objectif des Allemands est de tirer de toutes les ressources de l'industrie alsacienne le maximum pour le renforcement de l'industrie de guerre allemande. »<sup>74</sup> L'ordonnance parue le 1 mars 1943, rétroactive puisque valable à partir du 1<sup>er</sup> février de cette même année, permet la fermeture d'entreprises pour libérer de la main d'œuvre et ainsi, l'économie de charbon, de gaz ou d'électricité. Plus officieusement, elle agit aussi comme arme politique contre les chefs d'entreprises qui refusent d'adhérer au NSDAP, comme c'est le cas de Jean Hugel.<sup>75</sup> C'est en partie parce que l'entreprise Hugel peut à l'époque être considérée comme moderne et rationnelle que le recours de son directeur aboutit.<sup>76</sup> De plus, Jean Hugel explique que la fermeture de l'entreprise déséquilibrerait le marché puisqu'elle conduirait au chômage de ses employés, alors qu'elle augmenterait la charge de travail des autres entreprises viticoles.<sup>77</sup> Autre participation à l'effort de guerre : l'enrôlement des Alsaciens dans l'armée allemande. Le *Reichsarbeiterdienst*, service du travail d'Etat, auquel Jean et Georges sont tous deux contraints de participer,<sup>78</sup> sert de première préparation militaire.<sup>79</sup> Or puisqu'une partie de la main d'œuvre alsacienne est enrôlée dans l'armée, les travailleurs viennent à manquer dans les entreprises. On se souvient par exemple de la photographie sur laquelle on peut voir un employé de l'entreprise dans la charrette qui le conduit à la gare suite à sa mobilisation en 1943.<sup>80</sup> Cela avait déjà été le cas en 1939, après la mobilisation des combattants par le gouvernement français. Au moment

---

<sup>72</sup> LUCAND (cf. annotation 6), p. 39.

<sup>73</sup> « Der totale Krieg erfordert den Einsatz aller in der Nation verfügbaren Kräfte für ein Ziel, die schnellmögliche Erringung des Endsieges. », dans Archives privées de Monsieur André Hugel, Lettre ordonnant la fermeture de l'entreprise Hugel & Söhne, 11 mai 1943.

<sup>74</sup> Alain PETER : Les entreprises en Alsace durant la Seconde Guerre mondiale, mémoire de maîtrise sous la direction de Michel HAU, 1988, p. 38.

<sup>75</sup> Ibidem, p. 84.

<sup>76</sup> « Wir besitzen genau auf einander abgestimmte Betriebsmittel wie Elektr. Lastenaufzug, Rollbahn, elektrische Korkmaschine, elektrische Etikettiermaschine u.. a. m. und arbeiten somit rationeller als irgend sonst jemand. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>77</sup> « Falls die von uns bewältigten Aufgaben – hierzu gehören u .a. umfangreiche Lieferungen an die Wehrmacht und die Waffen SS – von anderen Betrieben übernommen werden müssten, würde dies die Verwendung zusätzlicher Arbeitskräfte im Gefolge haben, während unsere Rebarbeiter- und -arbeiterinnen in den Schlechtwetterperioden untätig zu Hause bleiben müssten. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>78</sup> « Der älteste Sohn hat als einer der ersten der hiesigen Gemeinde seinen Arbeitsdienst abgeleistet. [...] Der zweite Sohn, zurzeit Student in Strassburg, wird im laufenden Monat zum RAD eingezogen werden. », dans A.D.H.R. AL/952 Lettre de Monsieur Jean Hugel demandant la poursuite de l'activité de l'entreprise, 8 juin 1943.

<sup>79</sup> RIGOULOT (cf. annotation 3), p. 53-54.

<sup>80</sup> Archives privées de Monsieur André Hugel, « Témoignages de la francophilie », Armand Hanns, ouvrier dans l'entreprise, conduit la calèche (avec les inscriptions RF) qui l'emmène à la gare pour partir sur le front, 1943.

des vendanges, ce sont les soldats stationnés à Riquewihr qui viennent en renfort. Des photographies conservées par Monsieur André Hugel montrent ainsi des soldats aux uniformes français porter des hottes sur le dos, ou rassemblant la récolte sur une charrette.<sup>81</sup> L'entreprise et ses employés sont donc subordonnés au principe de guerre totale et doivent en ce sens participer à l'effort de guerre. Jean Hugel note cependant dans son autobiographie que « l'approvisionnement en matières premières, bouteilles notamment, [fonctionne] avec une régularité assez étonnante vu les circonstances. »<sup>82</sup> Cette volonté de subordonner l'entreprise viticole à l'effort de guerre a des conséquences sur les millésimes des années de guerre puisque la manière dont la vigne est traitée influe forcément sur le vin produit.



Soldats français participants aux vendanges, 1939.

**« Le vin est dans le raisin »<sup>83</sup>.**

C'est l'idée de la conséquence de l'attention portée à la vigne sur le produit fini qu'est le vin qu'exprime Jean Hugel fils, le frère d'André et de Georges, par la formule « le vin est dans le raisin ». Les cépages hybrides, contre lesquels s'élève Emile Hugel parce qu'ils dénaturent le vin d'Alsace et sont réputés pour être de piètre qualité illustrent parfaitement l'expression de son petit-fils Jean. Il s'agit alors maintenant de s'intéresser à l'attention portée à la vigne pendant la Seconde guerre mondiale, ainsi qu'aux millésimes qui en sont issus. Cela pour tenter de vérifier si, comme le dit l'adage, « le millésime est toujours mauvais quand la guerre éclate, et toujours excellent quand les combats prennent fin. »<sup>84</sup>

---

<sup>81</sup> Archives privées de Monsieur André Hugel, « Soldats français participant aux vendanges », 1939.

<sup>82</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 137.

<sup>83</sup> Jean fils HUGEL dans NOUAILHAC (cf. annotation 7), p. 126-137.

<sup>84</sup> KLADSTRUP (cf. annotation 1), p. 215.



*La politique agricole nationale-socialiste.*

Le développement de l'agriculture, comme celui des autres types d'entreprises, doit alors se faire au bénéfice de l'Allemagne.<sup>85</sup> Nous avons à ce sujet déjà évoqué que la production de vins est dans sa très grande majorité à destination d'organisations militaires<sup>86</sup> ou de négociants allemands.<sup>87</sup> La qualité des vins d'Alsace est donc pour les autorités nationales-socialistes une question importante. Ce qui explique qu'elles décident d'obliger les membres des Jeunesses Hitlériennes à arracher les cèpes de vigne hybrides, permettant ainsi le retour aux cépages d'origine, de meilleure qualité, ce qui pour un certain nombre d'Alsaciens, est la seule chose positive à retenir de la période d'occupation. La volonté d'avantager l'Alsace et la Moselle, territoires retrouvés, par rapport au reste de la France dite de « l'Intérieur »<sup>88</sup>, permet aux paysans de moins souffrir du manque. Dans ses mémoires, Jean Hugel note par exemple avoir reçu « du sucre pour le sucrage des vins, des produits cupriques pour la lutte contre la maladie de la vigne »<sup>89</sup> tout au long de la guerre. Il soulève lui-même la différence entre l'Alsace et le reste de la France qui subit « une terrible pénurie. »<sup>90</sup> Cependant, tout en voulant développer l'agriculture alsacienne pour les bénéfices du Reich allemand, le principe de guerre totale nuit beaucoup à la viticulture. En effet, le besoin en combattants de l'Allemagne nationale-socialiste et l'enrôlement de force des jeunes dans l'armée conduit à une perte de main d'œuvre qui est nécessaire à l'entretien du vignoble. Pierre Seltz, viticulteur à Mittelbergheim, explique que les femmes, en 1939, ont dû prendre la relève des hommes partis au front. Il écrit : « dans le contexte particulier de cette grande récolte, la première des années 1930, elles ont appris à prendre la hotte, mais ne savaient pas comment amener le moût dans les fûts. »<sup>91</sup>

La guerre oblige ainsi des personnes non-qualifiées à s'occuper des vignes. La même année, ce sont des soldats français qui sont venus prêter main-forte à la famille Hugel pour les vendanges. Pendant les années d'occupation, une partie de la main d'œuvre dont dispose l'entreprise est réquisitionnée et incorporée de force. Or l'entreprise a toujours besoin de main d'œuvre, notamment au moment des vendanges. C'est alors l'administration nationale-socialiste qui se charge d'en trouver. Dans ses mémoires, Jean Hugel explique ainsi qu'en 1942, un ancien soldat allemand originaire du pays de Bade et rendu inapte au service militaire a été affecté à l'entreprise par l'administration.<sup>92</sup> Pour pallier le manque de main d'œuvre, cette dernière met aussi à disposition des entreprises alsaciennes des prisonniers de guerre. André Hugel explique ainsi que l'administration allemande « [prête] » des prisonniers de guerre polonais.<sup>93</sup> Après la guerre, ce sont encore une quinzaine de prisonniers, allemands cette fois, qui aident aux travaux dans

---

<sup>85</sup> PETER (cf. annotation 74), p. 34.

<sup>86</sup> SELTZ (cf. annotation 37), p. 428.

<sup>87</sup> « Le vin par exemple était réservé uniquement au pays de Bade et deux négociants en vin, Huber à Freiburg et Kärcher à Karlsruhe étaient chargés d'acheter tous les vins d'Alsace qu'ils pouvaient trouver pour les répartir entre les négociants allemands. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 128.

<sup>88</sup> PETER (cf. annotation 74), p. 34.

<sup>89</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 129.

<sup>90</sup> Ibidem, p. 129.

<sup>91</sup> SELTZ (cf. annotation 37), p. 427.

<sup>92</sup> « En 1942, nous avons eu par des services officiels un Allemand du pays de Bade qui devait travailler dans notre exploitation. Il avait eu comme soldat, accidentellement, une blessure au pied, et était inapte au service militaire. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 141.

<sup>93</sup> « Rappelons ici que pendant la guerre, dans la maison Méquillet, se trouvait un certain nombre de prisonniers polonais que l'Administration allemande 'prêtait' pour pallier au manque d'hommes, à ce moment de la guerre. », dans André HUGEL : Ils sont arrivés à Riquewihl le 5 décembre 1944. Société d'archéologie de Riquewihl, Riquewihl, Editions J.D. Reber, 1994, p. 94.

les vignes. Cette main d'œuvre est la bienvenue pour remettre les vignes dans leur état d'avant la guerre.

*L'état des vignobles alsaciens au sortir de la guerre.*

Parce que les combats qui ont lieu pendant la Libération de l'Alsace laissent des traces dans le paysage local, les vignes nécessitent une attention toute particulière pour assurer une bonne récolte. En octobre 1944, les troupes américaines pénètrent en territoire allemand du côté d'Aix-la-Chapelle.<sup>94</sup> Plus le front se rapproche de Riquewihr, plus les attaques aériennes au-dessus du village sont nombreuses. Jean Hugel explique ainsi que pendant la récolte de 1944, le danger de subir des tirs d'obus est si grand que tout le monde a les yeux rivés vers le ciel.<sup>95</sup> Le 5 décembre, les Américains entrent dans Riquewihr sans que les Allemands, partis quelques jours plus tôt, n'engagent le combat.<sup>96</sup> Les affrontements ne tardent pas à avoir lieu et Riquewihr subit alors les tirs des Allemands, retranchés dans les villages alentours, et des attaques aériennes. Les habitants de la ville se regroupent dans les caves pour se protéger. Jean note dans ses mémoires avoir dénombré jusqu'à deux cents personnes réfugiées dans la cave de la maison, « entre et sous les foudres et dans les couloirs et surtout dans la cave à bouteilles ». <sup>97</sup> Les troupes américaines donnent une nouvelle fonction au rez-de-chaussée de l'affaire qui sert d'hôpital de fortune où soigner les blessés de guerre.<sup>98</sup> Le combat atteint son paroxysme le 12 décembre 1944 lors de la contre-offensive allemande.<sup>99</sup> Si les bâtiments de la ville de Riquewihr et notamment la maison Hugel ne sont que relativement peu endommagés par les tirs,<sup>100</sup> les vignes souffrent plus des affrontements entre les forces ennemies.

André Hugel note ainsi que « les pires dégâts [sont] causés en décembre 1944 ou janvier 1945 lorsque les obus [tombent] sur une terre gelée : les éclats [coupent] au ras du sol les pieds de vignes. »<sup>101</sup> Des photographies conservées par Monsieur André Hugel témoignent des dommages causés pendant la Libération. Lors de leur passage, les chars ont laissé de lourdes traces dans les chemins, et des ceps semblent avoir été arrachés, écrasés.<sup>102</sup> Mais, dans l'ensemble, les vignes appartenant à la famille Hugel n'ont pas trop souffert du passage des tanks. A l'exception de celles situées vers Kientzheim où sont découverts à la fin des combats « un véhicule avec chenilles allemand détruit », mais aussi la « tombe d'un soldat allemand garnie d'une croix et de son casque. »<sup>103</sup> Il s'agit alors tout d'abord de remettre en état les vignes, de « réparer un peu partout les fils de fer qui ont été sectionnés par les éclats d'obus »<sup>104</sup>, mais aussi de remplacer

---

<sup>94</sup> RIGOULOT (cf. annotation 3), p. 98.

<sup>95</sup> « Comme le front se rapprochait de nous, les attaques par avion se multipliaient [...] Même dans les vignes on se trouvait en danger et pendant la récolte de 1944, on regardait bien souvent vers le ciel. » dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 144.

<sup>96</sup> « Les troupes américaines sont arrivés à Riquewihr le mardi 5 décembre à 7 heures du matin. », dans *Ibidem*, p. 150.

<sup>97</sup> *Ibidem*, p. 152-153.

<sup>98</sup> « Dans le bureau de l'affaire, au rez-de-chaussée, les Américains avaient installé une 'first aid station' », dans *Ibidem*, p. 155.

<sup>99</sup> « La journée la plus critique a été le 12 décembre. Ce jour-là, les Allemands sont revenus à Riquewihr en passant derrière les lignes américaines par la Schwertz, ils sont même arrivés jusque dans la vallée de Ribeauvillé, où ils ont incendié la scierie Haas. », *Ibidem*, p. 153.

<sup>100</sup> *Ibidem*, p. 152 : « La maison de notre affaire n'était pratiquement pas touchée ».

<sup>101</sup> HUGEL (cf. annotation 93), p. 94.

<sup>102</sup> Archives privées de Monsieur André Hugel. Série de photographie, « Les vignes à la fin de la guerre. », 1945.

<sup>103</sup> Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 158.

<sup>104</sup> *Ibidem*, p. 158.

les piquets abîmés. Après quoi, il faut reprendre leur entretien pour préparer les prochaines vendanges. A la mi-mars 1945, ce sont tous les membres de la famille et leurs employés, « compétents et non-compétents »<sup>105</sup> qui participent à la taille. Si les travaux viticoles sont réalisés dans les temps, les conditions météorologiques, d'abord favorables avec une période de chaleur, se dégradent. Le gel détruit une bonne partie de la production.<sup>106</sup> Dans la période d'après-guerre où la France entière, appauvrie, subit une pénurie alimentaire<sup>107</sup> une mauvaise récolte ne pourrait qu'être extrêmement préjudiciable à l'entreprise Hugel. Mais le millésime de 1945, parce qu'il est synonyme de la Libération, a une toute autre saveur.

#### *Les millésimes de la guerre.*

« Les années de guerre se caractérisent globalement par une quantité moindre, difficile à évaluer en l'absence de statistiques officielles. »<sup>108</sup> Ainsi, les périodes de gel engendrent de petites récoltes, et donc des rendements assez faibles. En 1940 par exemple, les vignes souffrent de l'hiver très froid et du gel ce qui influe sur la quantité.<sup>109</sup> D'après Emile Hugel, le père de Jean, la quantité d'hectolitres issus de la récolte de 1940 à Riquewihr est la plus basse sur au moins les treize dernières années.<sup>110</sup> La récolte de 1944 est cependant plus généreuse ce qui met en exergue les besoins en main d'œuvre des entreprises viticoles.<sup>111</sup> Le millésime 1945 n'est pas caractérisé par son rendement à cause des épisodes de gel de fin avril, début mai, mais par sa qualité. Jean Hugel décrit même ce millésime comme « un des plus grands du siècle. »<sup>112</sup> Cela contraste bien évidemment avec celui de 1939 qui est connu pour sa piètre qualité. Dans ses mémoires, Jean Hugel ajoute que les années viticoles de 1941 à 1944 sont « normales. »<sup>113</sup> Les années de guerre sont globalement des années moyennes du point de vue de la qualité, avec en majorité des rendements assez faibles à cause des conditions météorologiques, des gelées et des hivers froids. Ce qui explique que ce ne soient pas des bouteilles datées de ces années-là que la famille Hugel décide d'offrir à Winston Churchill après la Libération.

En effet, pour remercier les trois non-français qui leur ont le plus apporté d'espoir durant ces années sombres, la famille Hugel décide en 1942 de leur envoyer un carton de gewurztraminer du Sporen de 1934. Ces trois non-français sont Winston Churchill, que la famille écoute secrètement grâce aux émissions de radio de la BBC, J. R von Salis et René Payot, deux journalistes suisses.<sup>114</sup> 1934 est un millésime remarquable, tant pour sa quantité que pour sa qualité.<sup>115</sup> De plus le Sporen, par son orientation et son sol riche en acide phosphorique offre aux grands-crus un gage de qualité supplémentaire.<sup>116</sup> Nul doute que la qualité des bouteilles offertes au Général

---

<sup>105</sup> Ibidem, p. 158.

<sup>106</sup> « Nous sommes arrivés à nos fins avec entrain et joie, car il faisait très beau et assez chaud. [...] Mais la ville a poussé très vite, et le 1<sup>er</sup> mai, les pousses avaient 15 centimètres de long et un gel a tout détruit. », dans *Ibidem*, p. 158.

<sup>107</sup> « Notre situation après la guerre n'était pas enviable, puisque la France manquait de tout. », dans *Ibidem*, p. 157.

<sup>108</sup> MULLER (cf. annotation 2), T. 2, p. 76.

<sup>109</sup> Ibidem, T. 1, p. 223.

<sup>110</sup> 7 326 hL en 1940 contre 8 708 hL en 1927, *ibidem*, p. 227.

<sup>111</sup> « 1944 est une grosse récolte. Il n'y a plus d'hommes pour la rentrer. On nous attribue quelques SS russes de la 30<sup>e</sup> SS Waffengrenadierdivision. », dans HUGEL (cf. annotation 93), p. 23.

<sup>112</sup> MULLER (cf. annotation 2), T. 1, p. 234.

<sup>113</sup> « Les années vinicoles ont été normales », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 129.

<sup>114</sup> HUGEL (cf. annotation 93), p. 101.

<sup>115</sup> MULLER (cf. annotation 2), T. 1, *op. cit*, p. 186.

<sup>116</sup> <https://www.vinsalsace.com/fr/grands-crus/sporen/> (dernière consultation le 10 novembre 2020).

Leclerc lors de son passage en Alsace en 1944 doit être équivalente à celle-ci.<sup>117</sup> Les lettres de remerciements envoyées aux Hugel tout en soulignant la qualité des bouteilles reçues, mettent aussi en évidence l'effervescence suite à la Libération. Le Général Leclerc évoque ainsi son « bonheur » à avoir contribué à la Libération de l'Alsace,<sup>118</sup> tandis que Winston Churchill souligne la gentillesse symbolisée par ces douze bouteilles de vins d'Alsace.<sup>119</sup> Ce sont ainsi tous les sentiments francophiles et le soulagement de voir la guerre enfin terminée de « la façon que nous [la famille Hugel] souhaitions ardemment », <sup>120</sup> qui se trouvent dans ces présents.



Vignes détruites, 1945.

Aujourd'hui encore, le nom Hugel est dans le monde viticole synonyme de qualité. Dire que la Seconde Guerre mondiale et l'annexion allemande n'ont pas eu de fortes conséquences sur l'entreprise Hugel qui, à la Libération, possède dans ses caves un stock de vin normal,<sup>121</sup> serait oublier les nombreux sacrifices que les membres de la famille sont contraints de faire durant cette période. Forcés de cacher leurs sentiments francophiles, de s'adapter aux règles de production et de commerce fixées par les autorités allemandes, menacés de la fermeture de l'entreprise, c'est cependant l'incorporation de force de Georges et de Jean dans l'armée allemande qui représente la plus grande blessure de la famille. L'aîné, envoyé sur le front russe en 1943 ne doit sa survie qu'à la chance. En dépit de son état de santé encore mauvais, il intègre en 1945

---

<sup>117</sup> « Mon père fait donner quelques bouteilles à un officier qui raconte faire partie de l'Etat Major du général Leclerc. », dans HUGEL (cf. annotation 93), p. 43.

<sup>118</sup> Archives privées de Monsieur André Hugel. Lettre de remerciement du Général Leclerc à Monsieur Jean Hugel, 10 décembre 1944.

<sup>119</sup> « I thank you very much for this most acceptable gift, which I am indeed enjoying, and which I appreciate all the more for the goodwill and friendship it represents. », dans Archives privées de Monsieur André Hugel. Lettre de Winston Churchill à Monsieur Jean Hugel, sans date inscrite (après la guerre).

<sup>120</sup> Entretien avec Monsieur André Hugel du 1<sup>er</sup> octobre 2020.

<sup>121</sup> « Nous avons terminé la guerre avec des stocks de vin très normaux en cave. », dans Jean HUGEL (cf. annotation 11), p. 129.

la Première armée et participe ainsi à la Libération de l'Alsace.<sup>122</sup> Malgré les blessures personnelles, d'un point de vue professionnel l'entreprise Hugel continue d'influencer la viticulture alsacienne. L'ordonnance de De Gaulle du 2 novembre 1945 interdit définitivement l'utilisation des cépages hybrides,<sup>123</sup> ceux contre lesquels Emile Hugel s'était élevé avant le début de la Seconde Guerre mondiale. Le combat pour faire des vins d'Alsace des vins de qualité ne s'arrête cependant pas là. La loi de 1984 qui règlemente l'utilisation des termes de vendanges tardives en Alsace est influencée par les avis de Jean Hugel et de son fils Jean.<sup>124</sup> L'importance de la famille Hugel dans le monde de la viticulture alsacienne n'a jamais diminué, en témoignent les nominations de Jean Hugel père, Jean fils et André au poste de Grand-maîtres de la confrérie Saint-Etienne en 1956 et 1967 pour le premier, en 1975 pour Jean fils et 1985 pour André.<sup>125</sup> Si les millésimes de la guerre ne figurent pas parmi les meilleurs produits par le domaine, celui de 1945, par sa qualité mais aussi parce qu'il est synonyme de renouveau marque la viticulture alsacienne. Ainsi se vérifie l'adage selon lequel les vins de la guerre sont de moins bonne qualité que ceux produits en temps de paix. Et, avec la fin de la guerre, l'export des vins Hugel reprend contribuant ainsi au rayonnement du vin d'Alsace à l'international.

---

<sup>122</sup> « Goergy s'est engagé en février 1945 dans la Première Armée, ce qui était une erreur, vu son état. », dans *Ibidem*, p. 148.

<sup>123</sup> MULLER (cf. annotation 2), T. 1, p. 235.

<sup>124</sup> NOUAILHAC (cf. annotation 7), p. 131.

<sup>125</sup> <http://www.confrie-st-etienne.com/fr/les-confres-mission-tradition/grands-maitres-majors> (dernière consultation le 11 novembre 2020).

# **Der „Brückenkopf Elsass“ (November 1944 – Februar 1945)**

## **Ein landesgeschichtlicher Ansatz für die Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs<sup>1</sup>**

von Geoffrey Koenig<sup>2</sup>

Am 7. Dezember 1944 gibt der Reichsführer-SS und Oberbefehlshaber „Oberrhein“ Heinrich Himmler eine besondere Kampfanweisung an seine Männer, die sich im Brückenkopf Elsass befinden: „Die Armee hält bis zum letzten“.<sup>3</sup> Die Heeresgruppe „Oberrhein“ (der die 19. Armee angehört), wurde am Ende November 1944 für die Verteidigung des Elsass aufgestellt. Die 19. Armee, die vom General Weise bis zum 15. Dezember 1944 dann dem General Rasp kommandiert wurde, hielt einen Raum von 170 Kilometern Durchmesser zwischen Mulhouse und Sélestat, der von der Wehrmacht als „Brückenkopf Elsass“, von den Franzosen als „poche de Colmar“ bezeichnet wurde. Die Befreiung des Elsass zog sich lange hin und dauerte schließlich vier Monate, also länger als die Befreiung der außerelsässischen Teile Frankreichs, die nur von Juni bis September 1944 dauerten. Trotz der Schwierigkeiten, die die Wehrmacht im Jahr 1944 erlebte, konnte sie den „Brückenkopf Elsass“ erstaunlich lange halten.

### **Der Ansatzpunkt: Ein Feldzug im Elsass 1944/45 als Forschungsfeld**

*Der „Brückenkopf Elsass“: ein Überblick*

Mitte 1944 ist die deutsche Wehrmacht noch relativ stark.<sup>4</sup> Im Herbst 1945 gibt es nicht viel anderes als skelettartige Divisionen, die schlecht ausgebildete und schlecht ausgerüstete Männer enthalten. Die Befreiung des Elsass zwischen November 1944 und März 1945 erscheint wie ein entscheidender Zeitabschnitt in diesem Prozess: Das Schlachtfeld ist jetzt im Reich, zu dem das Elsass gehört, und jeder Meter des Reiches soll bis zum Letzten verteidigt werden.

Im November 1944 muss die 19. Armee in den Vogesen schwere Schlachten mit harten Kämpfen austragen, aber die Front wird durchbrochen ab und am 21. November 1944 erreichen die Alliierten Mulhouse. So ist die Aufmerksamkeit von General Weise auf den Südflügel der Elsässer Front konzentriert, wo der Großteil der 19. Armee steht, und wo die 7. US-Armee einen Durchbruch am Nord Richtung Strasbourg erlangen kann: am 23. November 1944 wird Strasbourg von dem französischen General Leclerc befreit.<sup>5</sup> Die Alliierten beschließen diesen Erfolg auszunutzen, um die 19. Armee einzukesseln ausnutzen, und im Dezember 1944 schreiten die alliierten Truppen nach Süden bis Sélestat fort.

Schließlich wird der Angriff der 7. US-Armee trotz ihrer Überlegenheit verschoben und es entsteht die jetzt kreisbogenförmige Front von 170 Kilometern zwischen Sélestat und Mulhouse pendelt sich ein. Das Elsass hat keine Priorität für den Oberbefehlshaber der Alliierten, der seit

---

<sup>1</sup> Zusammenfassung der wissenschaftlichen MA-Arbeit von Geoffrey Koenig, die vor den Professoren Catherine Maurer, Claude Muller und Audrey Kichelewski am Mai 2018 verteidigt (Université de Strasbourg) zu erhalten. Die Arbeit ist veröffentlicht unter dem Titel: „L’armée tiendra jusqu’au dernier“. L’armée allemande dans la poche de Colmar, Paris, L’Harmattan, 2020.

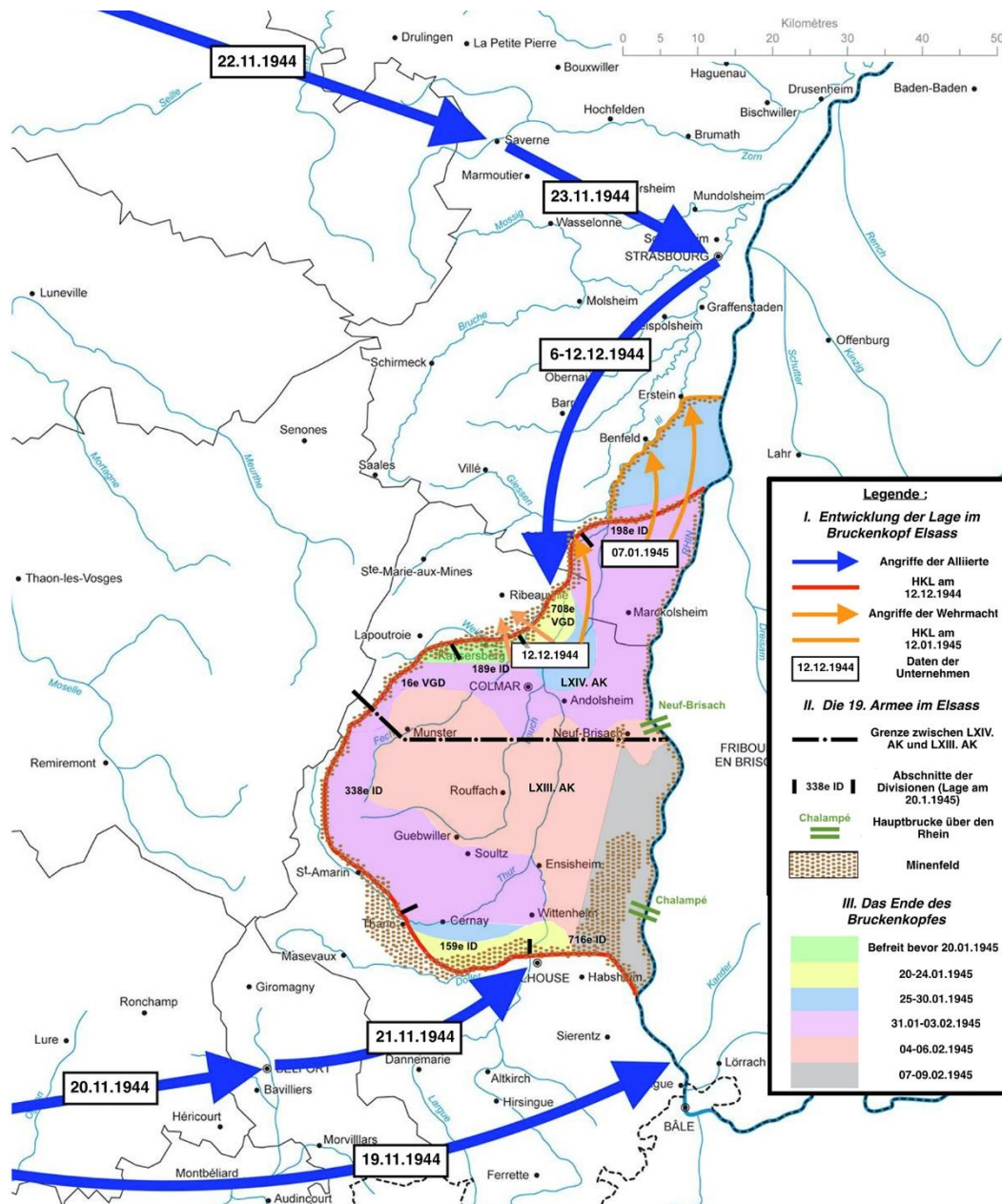
<sup>2</sup> Geoffrey Koenig ist Doktorand der Université de Strasbourg und des Ministère des Armées und arbeitet über die NS-Ideologie in der Wehrmacht an der Westfront in der Endphase des Krieges (1944/5).

<sup>3</sup> Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (BA-MArch), RH20-19/147, S. 67-69: Kriegstagebuch (KTB) der 19. Armee, Dezember 1944.

<sup>4</sup> John ZIMMERMANN: Pflicht zum Untergang: die deutsche Kriegsführung im Westen des Reiches 1944/45. Paderborn, Schöningh, 2009, S. 82-88.

<sup>5</sup> Eugène RIEDWEG : La libération de l’Alsace: septembre 1944-mars 1945. Paris, Tallandier, 2014, S. 127-191.

dem 16. Dezember 1944 mit der Ardennen-Offensive viel zu tun hat und vermutet, dass die 19. Armee keine Bedrohung mehr darstellt. Gleichzeitig verstärkt die 19. Armee ihre Reihen, und der Reichsführer-SS Heinrich Himmler, seit Juli 1944 auch Befehlshaber des Ersatzheeres, erhält, obwohl er ein militärischer Laie und Dilettant ist, die Führung als „Oberbefehlshaber Oberrhein“.<sup>6</sup>



Karte des „Brückenkopfes Elsass“ (Geoffrey Koenig)

Am Anfang des Winters 1944/45, beginnt im Brückenkopf Elsass ein Stellungskrieg, der nach dem Willen Himmlers „bis zum Letzten“ ausgefochten werden soll. Die Kämpfe der drei folgenden Monate bis zum 9. Februar 1945 im Brückenkopf Elsass waren besonders schwer. Das NS-Regime will keineswegs das Elsass lassen, weil es als ein Teil des Dritten Reiches angesehen wird. Im Gegensatz zum Rest Frankreichs, das den Status eines „Besetzten Gebiets“ hatte, war das Elsass nach der Niederlage Frankreichs 1940 *de facto* zum Reich (*de jure* war das nicht so eindeutig, denn einen Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich gab es ja nicht) annektiert und in den zum Gau „Baden-Elsass“ vergrößerten Gau Baden des

<sup>6</sup> BAMArch, RH20-19/147, S. 34-35: KTB der 19. Armee, Dezember 1944.

Gauleiters Robert Wagner eingegliedert worden.<sup>7</sup> Wie in den anderen Gebieten des Reiches ist der „Kampf bis zum Ende“ der Hauptbefehl.<sup>8</sup> Jedoch hat die Wehrmacht längst nicht mehr die Mittel, einen solchen Kampf zu führen. Selbst wenn einige Männer noch an den „Endsieg“ glauben, sind viele andere vom Krieg erschöpft.

### **Eine weitere Studie zum Zweiten Weltkrieg? Historiographischer Standpunkt**

Der Zweite Weltkrieg ist gründlich erforscht. Insgesamt sind die Schlachten des Zweiten Weltkrieges allgemein bekannt. Man hat seit 75 Jahren eine unglaubliche Zahl von chronologischen Studien über den Verlauf des Krieges geschrieben. Dennoch bleiben Fragen noch offen. Wenig bekannt ist die Rolle der Akteure, insbesondere im Fall der Westfront.

Wer über den „Brückenkopf Elsass“ arbeitet, müsste eine militärische Monografie der 19. Armee schreiben. Eine solche militärische Monografie ist eine umstrittene Art der Geschichtsschreibung, da man ihr oft das Fehlen einer kritischen Reflexion vorwirft. Im Falle der Wehrmacht stellt sich nicht zuletzt auch die Frage, welche Rolle dort die NS-Ideologie spielte.<sup>9</sup> Allerdings haben Historiker wie Christopher Browning<sup>10</sup> oder Christian Ingrao<sup>11</sup> erkennen lassen, dass auch im Rahmen der Monografie einer militärischen Einheit die Rolle der NS-Ideologie in den Reihen der Wehrmacht sowie der Waffen-SS untersucht und verstanden werden kann. Zudem hat sich seit 40 Jahren die Militärgeschichte „von unten“ entwickelt,<sup>12</sup> die neues Wissen über diese sehr komplexen Fragen erarbeitet hat. Eine neue Studie über die 19. Armee muss deshalb auf den Ergebnissen der neueren Forschung aufbauen, mit anderen Worten: Es geht darum, Aspekte der Kulturgeschichte sowie der Historischen Anthropologie einzuarbeiten.

Also muss sich der nachfolgende Beitrag auch mit der Geschichte der NS-Ideologie und deren Rolle in der Wehrmacht befassen. Die kulturellen Aspekte der NS-Zeit haben seit 20 Jahren vermehrt das Interesse der Geschichtsschreibung gefunden.

---

<sup>7</sup> Lothar KETTENACKER: Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß. Stuttgart, 1973; Pierre RIGOULOT: L'Alsace-Lorraine pendant la guerre 1939–1945. Paris, Presses Universitaires de France, 1998.

<sup>8</sup> Heinrich SCHWENDEMANN, Strategie und Selbstvernichtung: Die Wehrmachtführung im „Endkampf“ um das „Dritte Reich“. In: Die Wehrmacht: Mythos und Realität, Hg. von Rolf-Dieter MÜLLER und Hans-Erich VOLK-MANN. München, Oldenbourg Wissenschaft Verlag, 1999, S. 224-244.

<sup>9</sup> Omer BARTOV: L'armée d'Hitler: la Wehrmacht, les nazis et la guerre, Paris, Hachette, 2003 ; Rolf-Dieter MÜLLER, Hitlers Wehrmacht 1935 bis 1945, München, Oldenbourg, 2012 ; Wolfram WETTE: Les crimes de la Wehrmacht, Paris, Perrin, 2013.

<sup>10</sup> Christopher R. BROWNING : Des hommes ordinaires : le 101<sup>e</sup> bataillon de réserve de la police allemande et la solution finale en Pologne. Paris, Belles lettres, 1994.

<sup>11</sup> Christian INGRAO : Les chasseurs noirs: la brigade Dirlwanger. Perrin, Paris, 2009.

<sup>12</sup> Stephen G. FRITZ, Frontsoldaten: the German soldier in World War II. Lexington, Kentucky, University Press of Kentucky, 1995; John KEEGAN : Anatomie de la bataille: Azincourt 1415, Waterloo 1815, La Somme 1916. Paris, Robert Laffont, 1995 [1976 ; auf Deutsch : Das Antlitz des Krieges. Düsseldorf, Wien 1978]; Wolfram WETTE (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes: eine Militärgeschichte von unten. München, Piper, 1992.



## **So handelt der Feind!**

1. Am 23. November 1944 feindlicher Panzerangriff bei Mutzig. Auf dem vorderen Panzer waren deutsche Gefangene (Zwei Feldwebel, ein Sanitätsunteroffizier und ein Gefreiter) als Kugelfang aufgesessen.
2. Am 25. November 1944 wird bei Schirmeck eine IG-Kompanie beim Stellungswechsel von amerikanischen Panzern überrascht. Nach Beendigung fahren die Panzer hin und her, um die Verwundeten zu zermalmen.
3. Am 27. November 1944 werden bei Masmünster deutsche Gefangene gezwungen, in deutschem Artilleriefeuer feindliche Verwundete zu bergen.
4. Am 14. November 1944 lässt der Amerikaner Frauen und Kinder (Franzosen) vor seiner Spitze als Kugelfang hergehen.

## **Darum wehre Dich!**

Wehre Dich mit allen Mitteln!

Wehre Dich mit der Panzerfaust

Es hat seinen vollen Sinn!

Propaganda-Flugblatt: Kampfnachrichtenblatt A8, « So handelt der Feind » 29. November 1944.

(Quelle: Musée Mémorial des Combats de la Poche de Colmar)

So hat der französische Historiker Johann Chapoutot das Konzept einer „NS-Kulturelle Revolution“ formuliert und über die Veränderung der moralischen Normen im

Nationalsozialismus gearbeitet.<sup>13</sup> Auch Claudia Koonz hat mit ihrer Dissertation einen Beitrag zum Verständnis des Begriffs „Volk“ im Rahmen des „Nazi conscience“ geliefert.<sup>14</sup> Gemeinsam ist diesen Ansätzen, dass sie über die tiefgehende Bedeutung des NS-Diskurses reflektieren.

Die nachfolgende Untersuchung wird weder die ganzen Schlachten und Gefechte des „Brückenkopfs Elsass“ erzählen noch von den Alliierten und den Zivilisten handeln: Es wird vielmehr allein um die 19. Armee, ihre Strukturen, ihre Kriegsführung und ihre Männer gehen. Nur auf diese Art ist das Ziel das Funktionieren bzw. Nichtfunktionieren der deutschen Armee in der Endphase des Krieges zu verstehen und für die Schlacht im Elsass ist die landesgeschichtliche Perspektive der geeignete Ansatz, diese Phänomene zu beobachten. Mit einer Fallstudie zum „Brückenkopf Elsass“ begeben wir uns auf die Ebene der Menschen und können so die Kohäsion sowie die Auflösung der Armee betrachten, aber auch die Maßnahmen der militärischen Institution am Ende des Dritten Reiches und die geistige Lage der Menschen im Kampf.

### **Quellen und Fragenstellung**

Der „Brückenkopf Elsass“ ist ein besonderer Teil des Kampfes an der Westfront: Die Alliierten, insbesondere auch französische Truppen, kämpfen dafür, mit dem Elsass den Rest Frankreichs zu befreien, die Wehrmacht verteidigt, was das NS-Regime als Teil des Gebiets der „Volksgemeinschaft“ definiert. Wenn man die engere, auf das Elsass bezogene landesgeschichtliche Perspektive, muss man nicht nur die Kämpfe der 19. Armee im Elsass untersuchen, sondern auch fragen, wie sich die Ideologie des „Kampfes bis zum Letzten“ in der Endphase des Krieges insgesamt im ganzen Reichsgebiet entwickelt.

Grundsätzlich geht die NS-Ideologie davon aus, dass am Kriegsende entweder die völlige Vernichtung des deutschen Volkes oder der „Endsieg“ stehen wird.<sup>15</sup> Mit dieser Idee versucht das Regime die letzten Ressourcen zu mobilisieren, um so die bedingungslose Kapitulation zu vermeiden. Dieser „Kampf bis zum Letzten“ führt konsequent zum Untergang der Wehrmacht. Viele Soldaten sind vom Krieg erschöpft und werden lieber fahnenflüchtig oder ergeben sich den Alliierten und wollen keineswegs in einem sinnlos gewordenen Kampf für das Reich sterben.

Wer sich mit der Geschichte der 19. Armee im „Brückenkopf Elsass“ befasst, muss der Komplexität all dessen gerecht werden und muss die Spannung zwischen der militärischen Gestaltung und den Truppen zu erklären. Viele Bücher – insbesondere in der französischen Historiografie – beschreiben die Wehrmacht summarisch unter dem Begriff „Feinde“ und beachten nicht, dass hinter der Bezeichnung „19. Armee“ verschiedene höchst heterogene Einheiten und Soldaten verbergen. Wer also die Geschichte der 19. Armee schreiben will, muss die Kriegsführung der 19. Armee analysieren. Diese umfasst nicht nur die eigentlichen Kampfhandlungen, sondern auch die Propaganda und die Zwangsmaßnahmen für den „Kampf bis zum Letzten“. Um diese Geschichte zu schreiben, muss man also die Erfahrung von Einzelpersonen im Krieg betrachten. Die Männer sind keine gesichtslosen Gestalten, sondern haben gegenüber dem Krieg höchst unterschiedliche Gefühle. Die Soldaten erfahren 1944/45 alle die Gewalt der Kämpfe, die Kälte des Winters, den Mangel von Waffen und Ausrüstung

---

<sup>13</sup> Johann CHAPOUTOT : La loi du sang: penser et agir en nazi, Paris, Gallimard, 2014 und –, La révolution culturelle nazie. Paris, Gallimard, 2017.

<sup>14</sup> Claudia KOONZ : The Nazi conscience. Cambridge, Belknap Press, 2005.

<sup>15</sup> Johann CHAPOUTOT : Une guerre pour la maîtrise du temps. In : 1937-1947 : La guerre-monde, tome 2. Paris. Folio, 2015, S. 850-878.

und das Heimweh erfahren. All diese Elemente sind grundsätzlich zu erläutern, um die Verschlechterung der Lage der 19. Armee am Frühjahr 1945 zu verstehen.

Die Quellen, die für diese Arbeit benutzt wurden – und die hier der Kürze halber nicht alle hier zitiert sind – befinden sich meist im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, der zentralen Stelle für jedem, der sich mit Militärfragen beschäftigt. Die Bestände zur 19. Armee (RH20-19) sind für die Zeit 1944-1945 relativ umfangreich. Um aber den „Krieg des kleinen Mannes“ zu untersuchen, haben wir auch mit Erlebensberichten gearbeitet und die Sammlungen des „Musée de la poche de Colmar“ in Turckheim besucht. Dort sind ebenfalls wichtige Dokumente sowie Materiale vorhanden.

### **Einige Ergebnisse: Die 19. Armee und die Durchhaltepolitik**

#### *Die Wehrmacht und der „Kampf bis zum Letzten“*

Das Phänomen der „Kampf bis zum Letzten“-Politik ist in seiner Radikalität typisch für das NS-Regime, um „Endsieg“ zu erreichen, Gleichzeitig ist der „Kampf bis zum Letzten“ aber auch typisch für den gestörten Realitätsbezug des NS-Regimes, das je länger desto mehr jeden Bezug zur Wirklichkeit verloren hatte – denn an einen „Endsieg“ konnte 1944/45 kein vernünftiger Mensch mehr glauben. Der „Endsieg“ war für die Nationalsozialisten der einzige vorstellbare Ausweg aus dem Krieg. Nur auf ihm konnte das „tausendjährige Reich“ gegründet werden, das manchen Fanatikern immer noch vorschwebte. In dieser Art der Kriegsführung ist auch eine eschatologische Anschauung der Geschichte enthalten: Wenn das Volk sich als unfähig erweist, den „Endsieg“ zu erringen, so muss es unweigerlich umkommen.

Der von der Wehrmacht geforderte hartnäckige Widerstand ist eine Konsequenz der NS-Weltanschauung, die völlig auf ein „Alles-oder-Nichts“ ein „Sein oder Nichtsein“ fixiert war. Genau diese Gedanken formulierte General Rasp, der Kommandeur der 19. Armee, in seinem *Grundsätzlichen Befehl zur NS-Führung* von 15. Januar 1945:<sup>16</sup>

*Standhaftigkeit, Härte, Überzeugung von der eigenen Kraft, Vertrauen zur Führung und zur eigenen Waffe sind im sechsten Jahre unseres Kampfes um Leben und Tod wesentlich bedingt durch das Gefühl für die schicksalhafte Verbundenheit des deutschen Volkes, durch das Wissen um die Gerechtigkeit seiner Sache, durch den Glauben den Führer und seine nationalsozialistische Idee und deren endgültigen Sieg.*

Diese Durchhaltepolitik in der Wehrmacht wird im Jahr 1945 als Grundsatz erhoben. Im „Brückenkopf Elsass“ erlebt ihn die 19. Armee. Man kann annehmen, dass diese Radikalisierung durch Himmler verschärft wurde, der ja als „Oberbefehlshaber Oberrhein“ allen Generälen übergeordnet war.

Die totale Mobilisierung war gekennzeichnet durch die Öffnung der Wehrpflichtkriterien, die ständig heruntergeschraubt wurden. Weiterhin ist typisch der Fronteinsatz von Ersatzeinheiten, die aus mangelhaft ausgebildeten Jungen, Kranken und Genesenden und Volkssturm Männern bestanden. Dies radikalisiert sich weiter, weil eine allgemeine Urlaubssperre angeordnet wird.<sup>17</sup> Außerdem wird ein Teil Soldaten aus nicht kämpfenden Einheiten in die kämpfende Infanterie versetzt – obwohl es militärisch wenig bringt, kampfungewohnte Leute, oft solche mit körperlichen Gebrechen, auf einmal im Kampf einzusetzen. Zur Unterstützung des Kampfes werden auch die elsässischen Zivilisten aufgerufen, die Armee zu unterstützen. Oft handelt es sich um unmittelbare Befehle: So müssen die Elsässer schanzen oder eingeschneite Straßen

---

<sup>16</sup> BA-MArch, RH20-19/240, OB der 19. Armee, *Grundsätzlicher Befehl zur nationalsozialistischen Führung Nr. I*, 15.1.1945.

<sup>17</sup> BA-MArch, RH37/7234, Generalkommando LXIV-A.K. (Abt. IIa), *Urlaubsregelung*, 12.12.1944.

freilegen, wie die in den *Besonderen Anordnungen für die Versorgungs-Truppen* der 16. Volksgrenadier-Division (VGD) den 28. Januar 1945 formuliert ist:<sup>18</sup>

*Die Strassen Geberschweier – Osenbuch M<sup>on</sup> F<sup>re</sup> – Sulzbach und Sulzmatt und Sulzmatt – Osenbach – Sulzbach sind durch Kdr. Vers. Regt. 1316 sofort beginnend vom Schnee zu räumen. [...] Die zivilen Räumgeräte und Arbeitskräfte sind in Verbindung mit Ortskommandanturen und Bürgermeistern weitgehend in diese Organisation mit einzuspannen.*

Außerdem werden elsässische Zivilisten, die feindlichen Soldaten Hilfe gebracht haben, schwer bestraft, insbesondere in den Gebieten, in denen die deutsche Armee Dörfer zurückerobert.<sup>19</sup> Die Unterschiede zwischen Militär und Zivilist wird progressiv verschwindet, weil jeden „Volksgenossen“ für jeden Meter des deutschen Bodens kämpfen soll.

Der zweite Punkt ist, dass die Durchhaltepolitik eine eingehende Indoktrination voraussetzt. Der endlose Kampf braucht eine Sinngebung. Daher betont die NS-Ideologie, dass jeder Soldat für das Überleben nicht nur des Drittes Reichs, sondern auch der „Volksgemeinschaft“ kämpft. Dieser Grundsatz wird deutlich in einem Befehl des Oberst Bleckwenn, Kommandeur der 708. Volksgrenadier-Division vom 10. Januar 1945 über die *geistige Kriegsführung*:<sup>20</sup>

*Wir müssen der nationalsozialistischen Weltanschauung und seiner Idee ohne Schwanken und Kompromiss besessen sein. Zur Besessenheit aber gehört der Glaube! Nur wer glaubt, kann siegen. Wer den Glauben um den Sieg aufgibt, der ist schon besiegt.*

Diese Indoktrination ergibt sich nicht nur aus der NS-Schulung, sondern auch aus der Hierarchie, z. B. sollen die Offiziere an jedem Tag ihren Männern den ideologischen Grund des Kampfs wiederholen.<sup>21</sup> Die NS-Ideologisierung kommt jedoch im realen Leben an der Front nur verdünnt an und ist nur begrenzt wirksam, auch in der Tradition der Einheiten und in den Strukturen des Kameradschaftsnetzes kann sie sich nur bedingt durchsetzen.<sup>22</sup>

Der dritte Punkt läuft darauf hinaus, dass die Durchhaltepolitik auch eine spezifische taktische Kriegsführung zur Folge hat. Die militärische Hierarchie ist zur „Weltanschauung“ umgewandelt. Deswegen werden die Generale und die Offiziere entlassen, die den Krieg nicht mithalten können. Die NS-Kriegsführung verlangt von den Soldaten mehrere Offensiven, deren Ziele von vorne herein angesichts der zahlenmäßigen und materiellen Unterlegenheit der Wehrmacht unmöglich zu erreichen sind. Das ist während des „Habicht“-Unternehmens (12.-14. Dezember 1944) zu beobachten: Die deutschen Truppen greifen ein Gebiet zwischen Sigolsheim und Sélestat an, obwohl nur 15 % der Männer mehrerer Einheiten mit Spaten und Stahlhelmen ausgerüstet sind.<sup>23</sup> Tatsächlich erweisen sich die strategischen Überlegungen als zunehmend unreal. Deshalb lauten die Befehle schließlich nur noch, die Feinde zu vernichten: Es geht nur noch darum, auszulöschen um nicht selbst ausgelöscht zu werden – das sind die Grundlagen der NS-Weltanschauung.

---

<sup>18</sup> BA-MArch, RH26-1024/9, 16. VGD (Abt. IV) – Nr. Qu.90/45 geh., *Besondere Anordnungen für die Vers.-Truppen*, 28.1.1945.

<sup>19</sup> BA-MArch, RH20-19/178, f. 19-20: HSSW/RF/FU Nr. 320, 11.1.1945,

<sup>20</sup> BA-MArch, RH26-708/38: Kdr. 708. VGD, *Geistige Kriegsführung*, 10.1.1945.

<sup>21</sup> BA-MArch, RH20-19/240: OB der 19. Armee, *Grundsätzlicher Befehl zur nationalsozialistischen Führung Nr. I*, 15.1.1945.

<sup>22</sup> Thomas KÜHNE: *Kameradschaft: die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2006.

<sup>23</sup> BA-MArch, RH20-19/154, S. 12-15: Kampfgruppe 15/IX Abt. Ia – Nr. 39/44 geh., *Gefechtsbericht der Kampfgruppe 15/IX vom 12.-14.12.44*, 14.12.1944.



Soldbuch des SS-Panzergrenadiers Josef Zeprik (geb. 26.4.1914 - Rodisfort), verwundet am 20.12.1944 in Nord-Kolmar (Quelle: Musée Mémorial de la Poche de Colmar, Turckheim)

Viertens, die Durchhaltepolitik begründet sich auf falschen ideologischen Vorstellungen, die durch Propaganda verbreitet sind. Im Elsaß ist die Schlacht nicht nur eine militärische, sondern auch eine kulturelle, soziale und politische Frage: Die Verteidigung des Elsaß hat das Ziel die als natürlich angesehene Ordnung, insbesondere die Einheit der „Volksgemeinschaft“ zu bewahrt. Das wird in der Frontzeitung der 19. Armee „Die Wacht“ in einem Artikel vom 9. Januar 1945<sup>24</sup> erklärt:

<sup>24</sup>BA-MArch, RH20-19/317: *Nordteil des Elsaßfront im Angriff*. In: Die Wacht – Frontnachrichtenblatt unserer Armee, Nr. 133, 9.1.1945.

*Während der Fremde noch am Münster Erwin von Steinbachs [d. h. das Straßburger Münster] und in vielen der Städte und Dörfer der alten deutschen Reichslande steht, ist unsere weit in das Elsaß hineinstoßende Front der lebende Beweis dafür, dass wir entschlossen sind, das deutsche Elsaß auch weiterhin zu verteidigen.*

Dass die allermeisten Elsässer von dem als verbrecherisch empfundenen NS-System gar nicht verteidigt werden wollen und lieber heute als morgen die Befreiung und das Ende des Krieges herbeisehnen, kommt in diesem Weltbild gar nicht vor. Für die NS-Ideologie ist der Krieg kein bürokratischer Krieg, sondern ein „Volkskrieg“, in welchem jeder die Leiden durchhalten und sich für das Reich und das Volk opfern muss.

Fünftens will der „Kampf bis zum Letzten“ die Entschiedenheit in den Reihen der Wehrmacht durchsetzen. Sie ist die notwendige Bedingung, den „Endsieg“ zu erreichen. Dazu nimmt die Zahl der Todesstrafen zu,<sup>25</sup> die insbesondere gegen Fahnenflüchtige rücksichtslos verhängt werden. Der Terror gegen die eigenen Soldaten ist ein Mittel, um die Aufsplitterung und Tendenzen der Auflösung der Wehrmacht zu verhüten. Ein Gewehr zu halten ist nicht genug, die Soldaten sollen vielmehr als entschlossene NS-Männer kämpfen. Wer Kompromisse bei der Disziplin eingeht, hindert die „Volksgemeinschaft“, bei der Suche nach dem „Endsieg“ zu scheitern. In diesem Sinn ist die „Disziplin“ eine ideologische Notwendigkeit sowie ein Mittel, um den Zusammenhalt zu erhalten.

*Die Beziehungen zwischen dem „Kampf bis zum Letzten“ und der Auflösung der Wehrmacht*

Die Durchhaltepolitik hat verhängnisvolle Konsequenzen für die sozialen Strukturen der Wehrmacht. Die Mischung von Truppen durch wenig kampfkraftige, nicht erprobte Einheiten und teilweise fast untaugliche Männer macht die Armee weniger effektiv. Insbesondere unter schwerem Feuer zeigt sich die Truppe wenig widerstandsfähig, nicht zuletzt auch, weil die jungen Offiziere sowie die frisch angekommenen Männer keine Kampferfahrung haben. Die Uneinheitlichkeit der 19. Armee hat zur Folge, dass die Einheiten oft leicht zersprengt werden können. In diesen aussichtslosen Situationen fällt in mancher Kameradengruppe die Entscheidung zur Fahnenflucht.

Die Ideologie des „Kampfs bis zum Letzten“ erweist sich letztlich sogar als kontraproduktiv und fördert die zunehmende Auflösung der 19. Armee. Die Offensiven, die übertrieben ehrgeizig und in ihren Zielen unrealistisch sind, bringen keine nennenswerten Erfolge. Obwohl die Propaganda sich bemüht, den „Endsieg“ zu versprochen, stellt die Führung eine zunehmende Kriegsmüdigkeit fest. Zwar vertraut Anfang des Jahres 1945 noch ein großer Teil der Soldaten Hitler, wie die Abteilung Ic (Abwehr, Spionage und geistige Kriegsführung) der Armeekorps-Oberkommandos 19 im Feldpostprüfbericht für den Monat Januar 1945 meldet:<sup>26</sup>

*Die Rede des Führers vom Sylvester wird sehr vielen Briefen besprochen. Es fand sich kein Brief [...], der in negativer Weise zu den Worten des Führers Stellung genommen hätte. Bewunderung, Vertrauen und Zuversicht sind der Ausdruck der Wertschätzung für Adolf Hitler.*

Aber ein wachsender Teil der Soldaten, vor allem die ältesten, verliert das Interesse für den NS-Krieg und ist vor allem um das eigene Schicksal besorgt. Am 1. Januar 1945 schreibt ein Soldat der Nachrichten-Abteilung des LXIII. Armeekorps an seine Frau:

*Lieben werden wir uns immer und darum wird es bei uns wieder schön, und gemütlich sein, wenn nur erst mal wieder Frieden ist. Viel arbeiten werden wir müssen, aber wir schaffen*

<sup>25</sup> BA-MArch, RH20-19/285, S. 157: AOK 19 Abt. Ic/AO (Abw), *Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1.-31. Januar 1945*.

<sup>26</sup> BA-MArch, RH20-19/285: Feldpostprüfstelle bei AOK 19, *Monatsbericht für Januar 1945, 3. Februar 1945*, S. 164.

*es. Durch den Verlust unserer Wohnung und die Zerstörung unserer Werkstatt ist unser Glück nicht zerstört. Glück bedeutet für uns unsere Liebe und unsere Kinder.*

Die harte Disziplin der Wehrmacht ist nicht nur eine ideologische Notwendigkeit, sondern auch ein Zwangsmittel, um die Männer zum Erbringen von Opfern zu drängen. Diese Maßnahmen fördern aber das Misstrauen zur militärischen Institution und befördern paradoxerweise die Auflösung Armee.

Die Durchhaltepolitik muss auch in ihrem historischen Kontext gesehen werden. Es ist für die Soldaten offensichtlich, dass die strategische Konjunktur abwärtsgeht und in eklatantem Widerspruch zu den Verlautbarungen der Politik steht. Im „Brückenkopf Elsass“ leidet die Wehrmacht an Ausrüstungsmängeln jeder Art. Der größte Teil des Materials der Westfront ist weiter im Norden im Dezember 1944 für die Ardennen-Offensive bereitgestellt (und genügte bekanntlich nicht einmal dort). Die 19. Armee ist zusätzlich noch mit einem harten Winter und kalter Witterung konfrontiert. Am 8. Dezember 1944 meldet Dr. Ehrenberg, Oberstarzt des LXIII. Armeekorps einen katastrophalen Gesundheitszustand der Männer:

*Durch die andauernde kalte und nasse Witterung hat sich der Gesundheitszustand der Truppe verschlechtert. Infolge der Wasserdurchlässigkeit der Stiefel, dem Mangel an Wechsel der Fußbekleidung, die oft sehr schadhaf ist, sind die Leute fußkrank geworden. [...] Oft können sie infolge des tagelang nassen Erdbodens nur an Bäume gelehnt 'schlafen'.<sup>27</sup>*

Die Lage wird im Januar 1945 nicht besser, als im Elsass die Temperatur auf bis zu -20 Grad sinkt. In diesem Kontext weisen die Alliierten die deutschen Soldaten immer wieder darauf hin, den sinnlosen Kampf zu beenden und die Waffen niederzulegen. Ein wichtiger Teil der 19. Armee nutzt diese Möglichkeit aus, um den Kampf zu beenden. Zwar ist die Zahl der eigentlichen Deserteure nicht sehr hoch – Desertion ist gefährlich und erwischte Deserteure werden unnachdsichtig bestraft – aber die Alliierten machen zwischen 23. November 1944 und 9. Februar 1945 insgesamt 40.000 Gefangene. Die deutschen Soldaten wollen nicht mehr kämpfen und ergeben sich leicht.<sup>28</sup> Im Westen ist die Lage eine ganz andere als im Osten, wo die Wehrmacht gegen die Rote Armee kämpft. Hier haben die deutschen Soldaten bis zum Schluss größte Angst davor, in Gefangenschaft zu geraten und wehren sich auch in aussichtslosen Lagen lange Zeit erbittert.

#### *Für ein differenziertes Lesen des Zweiten Weltkrieges und seine Akteure*

Diese Fallstudie zum „Brückenkopf Elsass“ zeigt die Möglichkeiten eines neuen wissenschaftlichen Ansatzes für die Untersuchung der Endphase des Krieges. Konventionell ist der Zweite Weltkrieg in zwei Hauptphasen geteilt: Zuerst ist die Vergrößerung des vom Reich besetzten Gebietes bis zu den Schwierigkeiten an der Ostfront am Ende 1942, dann der „totale Krieg“, den Goebbels im Sportpalast in Berlin im Februar 1943 proklamiert und der eine nicht endende Kette deutscher Niederlagen bringt. In April 1945 hat sich der Krieg völlig verändert und ist durch eine zunehmende Ideologisierung der Propaganda charakterisiert. Die Ideologie steht aber immer mehr in schreiendem Gegensatz zur realen Lage.

Der „totale Krieg“ und das „Kriegsende“ sind zwei verschiedenen Etappen eines gleichen Phänomens: Das zweite, das Kriegsende ist die Radikalisierung und der Endpunkt des ersten, des totalen Krieges. Eine solche terminologische Unterscheidung ermöglicht es, das Verständnis der NS-Zeit zu verfeinern, zumal diese Phase nicht nur militärische, sondern auch wirtschaftliche, soziale, politische und ideologische ist. Um die Interpretationsprobleme der

---

<sup>27</sup> BA-MArch, RH24-63/1: Gen. Kdo. LXIII AK – Korpsarzt, Anlage 2 zu Nr. 1137/44 g. Kdos, *Bericht über Gesundheitszustand der Truppe*, 9.12.1944.

<sup>28</sup> BA-MArch, RH20-19/281, S. 240-243: „Ausarbeitung der 1. französische Armee über die 19. Armee, 15. Aug. 1944 – 8. Feb. 1945“, 1945.

NS-Zeit zu lösen, ist es heute fundamental, den Kontext der Akteure und ihren Diskurs zu berücksichtigen. Die Endphase des Krieges ist auch ein paradoxales Moment, weil einerseits das NS-Regime immer härter den „Sieg um jeden Preis“ verlangt, während andererseits die Kriegsmüdigkeit der deutschen Bevölkerung sowie der Wehrmacht immer mehr zunimmt.

### **Epilog**

Am 9. Februar 1945 überquert die 19. Armee (oder was von ihr übrig ist) den Rhein bei Chalampé-Neuenburg und räumt das Elsass. Am folgenden Tage verkündet General Rasp einen Tagesbefehl, in dem er die Tapferkeit seiner Männer lobt. Trotz aller Tapferkeit ist das elsässische Gebiet endgültig verloren.

Es ist nicht möglich, eine genaue Zahl der Verluste der 19. Armee zu ermitteln: Die Historiker sprechen über etwa 23.000 Gefangenen und ebenso viele Toten in der letzten Phase der Alliierten-Offensive zwischen 20. Januar und 9. Februar 1945. Nach der Schlacht meint das alliierte Hauptquartier, dass die 19. Armee völlig zerschlagen sei. Das stimmt so nicht. Noch 67.848 Männer haben den Rhein überquert und setzen den längst verlorenen Kampf, der nun in Süddeutschland stattfindet, noch bis in die letzten Kriegstage im Mai 1945 fort.

Das Elsass ist verloren, aber noch nicht ganz befreit, weil die deutschen Truppen im Unterelsass noch das Gebiet zwischen Hagenau und Saarbrücken halten. In diesem Kampfgebiet greifen die Alliierten am 15. März 1945 mit den Unternehmen „Undertone“ an und können die Wehrmacht bis zum 19. März auch aus dem letzten Rest des Elsass hinauswerfen.



## AUTEURS

Paul Anthony, 12 rue des Vosges, F-67430 Diemeringen,  
[paul.anthony@etu.unistra.fr](mailto:paul.anthony@etu.unistra.fr)

Prof. Dr.-Ing. Achim Frick, Kantstr. 1, D-73431 Aalen,  
[achim.frick@hs-aalen.de](mailto:achim.frick@hs-aalen.de)

Prof. Dr. Gerhard Fritz, Oberer Hofberg 9, D-71540 Murrhardt,  
[Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de](mailto:Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de)

Larissa Kallfass, Silcherstr. 24, D-72297 Seewald,  
[la.kallfass@gamil.com](mailto:la.kallfass@gamil.com)

Geoffrey Koenig, 1 rue de Sélestat, F-67210 Obernai,  
[geoffreykoenig@unistra.fr](mailto:geoffreykoenig@unistra.fr)

Prof. Dr. Frank Meier, PH Karlsruhe, Institut für Transdisziplinäre  
Sozialwissenschaft/Geschichte, Bismarckstr. 10, D-76133 Karlsruhe,  
[Frank.Meier@ph-karlsruhe.de](mailto:Frank.Meier@ph-karlsruhe.de)

Prof. Dr. Claude Muller, Université de Strasbourg, Faculté des sciences historiques, Institut  
d'histoire d'Alsace, Palais universitaire, 9 Place de l'Université, F-67084 Strasbourg-Cedex,  
[claudemuller@unistra.fr](mailto:claudemuller@unistra.fr)

Adrien Schuhler, 50 rue des messieurs, F-67240 Kaltenhouse,  
[adrienschuhler@free.fr](mailto:adrienschuhler@free.fr)  
[adrien.schuhler2@etu.unistr.fr](mailto:adrien.schuhler2@etu.unistr.fr)

Prof. Dr. Christian Wieland, Pädagogische Hochschule,  
Institut für Gesellschaftswissenschaften, Abt. Geschichte,  
Oberbettringer Str. 200, D-73525 Schwäbisch Gmünd,  
[Christian.Wieland@ph-gmuend.de](mailto:Christian.Wieland@ph-gmuend.de)

Pauline Wolf, 22 rue des balayeurs, F-67000 Strasbourg,  
[pauline.wolf@etu.unistra.fr](mailto:pauline.wolf@etu.unistra.fr)

Alexandra Ziegeler, Am Finkenmoor 4, D-27729 Lübberstedt,  
[Alexandra.Ziegeler@gmx.de](mailto:Alexandra.Ziegeler@gmx.de)

\*Paul ANTHONY studiert Geschichte an der Universität Straßburg. Vizepräsident des Groupe d'Histoire Locale de Diemeringen und Mitglied der Société d'Histoire d'Alsace Bossue. Er interessiert sich besonders für das Schicksal der als frankophil eingestuften Elsässer während des Ersten Weltkriegs. Er schreibt eine Masterarbeit in Germanischer Weltgeschichte zu diesem Thema.

Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein  
Konrad-Adenauer-Straße 4  
70173 Stuttgart  
e-mail: [gav@la-bw.de](mailto:gav@la-bw.de)

Abteilung Geschichte  
Institut für Gesellschaftswissenschaften  
Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd  
Oberbettringer Straße 200  
73525 Schwäbisch Gmünd  
e-mail: [gerhard.fritz@ph-gmuend.de](mailto:gerhard.fritz@ph-gmuend.de)

Abteilung Geschichte  
Institut für transdisziplinäre Sozialwissenschaft  
Pädagogische Hochschule Karlsruhe  
Bismarkstr. 10  
76133 Karlsruhe  
e-mail: [frank.meier@ph-karlsruhe.de](mailto:frank.meier@ph-karlsruhe.de)

Institut d'histoire d'Alsace  
Université de Strasbourg  
Palais universitaire  
9, place de l'université  
F-67084 Strasbourg-Cedex  
e-mail: [Claude.Muller@unistra.fr](mailto:Claude.Muller@unistra.fr)